Das

belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

333ster bis 335ster Band.

Enthält:

Memoiren des Teufels.

Dreizehntes bis fünfzehntes Bändchen.

Jeder Band kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1845.

Die

Memoiren des Teufels.

Vorläufer

der

„Pariser Mysterien."

Von

Friedrich Soulié.

Deutsch

von

Ludwig Hauff.

Dreizehntes bis fünfzehntes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1845.

I.

Der Starrkrampf.

Er sah ein solches Licht, daß seine Augen noch nie einen so blendenden Glanz empfunden hatten. Es war so mächtig, so durchdringend, daß es die undurchsichtigen Körper wie ein gewöhnliches Licht durchdrang, welches durch den Krystall schimmert. Es war so blitzend, daß es auf den Mauern den Schatten der Flammen der angezündeten Lichter warf. Es war nicht die Täuschung, welche vor dem Baron die Mauern, die Entfernung, die Finsterniß, die dazwischen liegenden Körper durchdrungen hatte, die ihn damals verhinderten, in das schreckliche Gefängniß von Henriette Buré zu sehen, es war eine Durchsichtigkeit, welche die Gegenstände selbst sehen ließ, obgleich man es jenseits derselben sah; es war für Alles das, was sich darbot die Wirkung des Glases, welches nichts verbirgt, und dennoch gesehen wird; es war ein unerhörtes, ein blendendes Schauspiel, wo alles strahlte und von Licht durchdrungen war.

So glaubte Luizzi jenseits seines Zimmers seinen Salon leer und möblirt wie er war, zu sehen; jenseits des Salons seinen Speisesaal, mit Allem, was darin war, dann das Vorzimmer, in welchem Pierre auf einer Bank schlief. Ueber seinem Kopfe schien er durch die Decke hindurch das Appartement seiner Schwester zu sehen: er erkannte jede Piece und folgte dieser seltsamen Inspektion mit unendlicher Neugierde. Er sah sich sorgfältig darnach um, ob nicht irgend ein Möbel seiner Aufmerksamkeit entging, und er richtete diese sogar auf

die Möbel selbst, und entdeckte in deren Innern die geringfügigsten Gegenstände. Er tauchte, wenn man sich dieses Ausdrucks bedienen darf, seinen Blick von Zimmer zu Zimmer unter, durchlief sie mit allen ihren einzelnen Bestandtheilen von Verzierungen, denn sie waren unbewohnt und er wunderte sich über diesen seltenen Anblick, er wollte sie mehr belebt sehen. Jetzt erkannte er Juliettens Zimmer, sie war darin, und Heinrich ging mit großen Schritten auf und ab. Juliette sprach mit heftiger Bewegung zu ihm.

Der Baron lauschte, und er hörte, wie er sah. Der Ton gelangte zu ihm so gerade und so bestimmt, als wenn er gar keinem Hinderniß begegnet wäre, um sich daran zu brechen, wie wenn er einen von Allem, die Luft ausgenommen, deren Raum durchflogen hätte. Er hörte folgendes:

„Du hast gut reden, Heinrich, Du hast Lust mich zu täuschen, ich kenne Dich, Du bist ganz toll in diese kleine, dumme Karoline verliebt.“

Es war Juliette, die so sprach:

„Was Teufel, welche Wuth erfaßt Dich?“ antwortete Heinrich, „ich muß aber doch bei meiner Frau schlafen.“

„Und wenn ich es nicht will!“ rief Juliette wüthend,

„Wohlan, so laß uns abreisen . . . ich verlange nichts besseres, ich habe die fünfmalhunderttausend Franken meines Schwagers in der Tasche, wir wollen den Augenblick benützen, während er im Bett ist, und in zwei Tagen können wir außerhalb Frankreich seyn.“

„Gestern war es möglich; aber heute, wo Barnet in Paris ist, da könnte es gefährlich werden. Bei dem geringsten Argwohn ist er der Mann dazu, um auf die Polizei zu laufen und uns anzuzeigen, und die Telegraphen sind viel schneller, als die Posten.“

„Aber weiß er denn Alles, diese alte Schlange von einem Notar?“

„Die einzelnen Umstände kennt er nicht,“ versetzte Juliette; „der abscheuliche Schurke zweifelt nicht daran, daß ich es war, welcher die Lampe auf Karolinens Kleid ausgegossen hat, um sie zu zwingen andere Kleider anzulegen und sie so zu treiben, zu dem Feste von Auterive zu gehen. Niemand konnte ihm wahrscheinlich sagen, wie sehr ich die Dummköpfin überredet habe, daß Du in sie verliebt seyest, wie sehr sie deine zärtlichen Briefe, die uns so gut gedient haben, närrisch in Dich verliebt machten.“

„Sie liebt mich also?“ sagte Heinrich mit der Eitelkeit eines Stiers.

„Rühme Dich damit,“ versetzte Juliette. „Geh, mein Theurer, wenn ich Dir nicht den ersten Brief dictirt, und wenn ich Dich nicht veranlaßt hätte, daß die andern Dein Feldwebel, der gute Fernand, der so viele hübsche Vaudevilles machte, schrieb, so glaube ich nicht, daß sie jemals den Kopf wegen Dir verloren hätte.“

„Diese Briefe,“ sagte Heinrich in verächtlichem Tone, „sind gerade nicht so außerordentlich. Du kannst Dir keinen Begriff machen, wie sehr sie mich verdummt haben, als sie mir der Baron bei den Chouans zustellte und ich sie las.“

„Du hast sie alle geschrieben.“

„Abgeschrieben; und der Teufel soll mich holen, wenn ich sie verstanden habe. Aber ich habe sie in Folge der Nothwendigkeit studirt, und jetzt würde ich wie jeder andere sagen: „Du wirst die Seele meines Lebens, das Herz meines Herzens seyn. Ich würde platonische Gefühle über alle Häuser weg machen.“

„Du hast Karolinen das erstemal, als Du bei ihr warst, in einen hübschen Zustand versetzt und ich weiß nicht, was begegnet wäre, wenn wir nicht dazwischen gekommen. . .“

„Sprich Du davon; Du warst roth wie ein Hahn, als Du mit dem Baron zurückkamst.“

„O, ich, das ist ganz verschieden.“

„Was!“ sagte Heinrich brutal.

„Was willst Du, mein Lieber?“ sagte Juliette. „Der Baron ist ein hübscher Mann, er hat zweimal hunderttausend Livres Renten, und da Du verheirathet bist...“

„Richte Dich darnach,“ versetzte Heinrich, indem er Julietten die Faust zeigte.

„Nun, was willst Du beginnen?“

„Ich werde Euch die Arme entzweibrechen, Dir und ihm,“ antwortete Heinrich, dessen Gesicht einen schrecklichen Ausdruck von Grausamkeit annahm.

„Bah, ta, ta, ta, Du bist ein Schreihals geworden, das ist Alles,“ sagte Juliette.

„Halt,“ entgegnete Heinrich, „sprechen wir nicht mehr davon, Du hast mir schon genug Grobheiten in Deinem Leben gemacht, und die letzte ist die größte von allen.“

„Ich danke,“ sagte Juliette, „ich habe Dir eine Frau von fünfmalhunderttausend Franken gegeben.“

„Das heißt, ich hätte sie ebenso gut ohne Dich geheirathet.“

„Ei? Du würdest sie geheirathet haben, wenn ich Dich nicht mit ihr bekannt gemacht hätte? Du würdest sie mit Deinen schönen Augen entflammt haben, wenn ich nicht das Feuer angeblasen hätte? Und dann nicht wahr, man würde Dir zweimalhunderttausend Franken Heirathsgut gegeben haben, wenn ich nicht ihren Bruder zu dieser Klausel des Vertrags gebracht hätte.“

„O ich weiß, daß Du geschickt bist, wenn Du Dich in etwas mischest. Aber auf meine Ehre, diese arme Frau dauert mich.“

„Und der Baron dauert mich auch, mein Lieber, denn er hat eine Begierde, eine Begierde...“

„Noch!“

„Und ich schwöre Dir, daß ich eine Tugend darein gesetzt habe. Und erst gestern... in seinem Boudoir;

ich wollte mit ihm spielen ... aber, meiner Treu, ich sah den Augenblick, wo der Kopf nicht mehr beisammen war, und wenn er gewollt, fest gewollt hätte. ..."

„Juliette!" rief Heinrich wüthend.

„Nun, geh' mit Deiner Frau schlafen und laß mich in Ruhe."

„Du hast beim Teufel recht," sagte Heinrich zornig, „ich gehe." Und er schickte sich an wegzugehen.

„Heinrich!" rief Juliette, indem sie aufstand, „wenn Du diese Nacht hier weggehst, so ist es mit uns aus."

„Dann," sagte Heinrich, indem er zurückkam, „langweile mich nicht mit dem Baron, und laß uns ein wenig ernster sprechen. Um wieder auf Barnet zu kommen, woran glaubst Du ihn zweifeln?"

„Ich muß Dir Alles sagen, es ist wegen der sechstausend Franken, welche er Karolinen gegeben, die ich bei meiner Mutter hinterlegt hatte, und die zu Eurer vorgeblichen Flucht dienen sollten."

„Nun diese sechstausend Franken haben wir ja eingesackt, und Du bist in Paris niedergekommen, Dank sey der Hülfe, welche der gute Gott, und Du uns gesendet."

„Nun diese sechstausend Franken," sagte Juliette, „haben Barnet schon in Toulouse, wo ich damals noch war, beunruhigt, und die Schwestern hatten geantwortet, daß sie davon zwar nicht sprechen gehört haben, daß aber Karoline sie mit nach Evron genommen haben müsse. Da der gute Barnet wußte, daß die Nonnen ihre Schützlinge fast alles, was diese wollten, thun ließen, um ihr Vermögen zu bekommen, schien er mit diesem Grunde sich zufrieden zu stellen. Aber neulich, als er von Rennes zurückkam, hat er einen Umweg gemacht, um nach Evron zu gehen, und er hat sich da bei der Oberin erkundigt, ob Karoline Geld mitgebracht habe, und diese verneinte es."

„Aber was Du Karolinen erzählt hast, beseitigt dieß Alles."

„Für sie wohl, aber nicht für Barnet, der schon zu Vitré genug schlimme Nachrichten über Dich eingezogen hat. Und dieses zu den sechstausend Franken hinzugerechnet...."

„Ach was," sagte Heinrich, „hat sie dieses Geld nicht auch nach Paris mitnehmen können?"

„Sehr wohl," sagte Juliette. „Glaubst Du denn, daß der Baron gezwungen gewesen wäre, Geld von Barnet zu entlehnen, um die Reise von Vitré nach Paris machen zu können, wenn Karoline sechstausend Franken gehabt hätte. Das ist es, was diesen abscheulichen Lumpen besonders aufmerksam gemacht hat, und dann hat er sich der ersten zwölfhundert Franken erinnert, welche sie meiner Mutter gegeben hat, und er hat gedacht, daß die sechstausend Franken den nämlichen Weg gegangen seyn können."

„Aber wer hat Dir denn das Alles gesagt?"

„Nun, Gustav, der bei dieser Ohreule von Notar war und der, weil er von nichts wußte, ihm, als mich einmal der Notar in seiner Gegenwart nannte, erzählte, daß er mich kenne?"

„Und was hat er gesagt?"

„Glücklicherweise nichts von Bedeutung, er hat ihm gesagt, daß er mich als Statistin im Theater zu Marseille gesehen habe."

„Sonst nichts?" sagte Heinrich.

„Nein, Gustav ist nie nach Aix gekommen, als ich bei meiner Mutter war."

„O, die Vettel!..." rief Heinrich, wie wenn dieses Wort: Aix schlimme Erinnerungen in ihm hervorriefe.

„Nun, da... trieb sie ihr Geschäft."

„Und sie hatte Dir ein hübsches gegeben."

„Zum Kukuk," rief Juliette, „es kommt dem Deinigen wohl gleich, und ohne die Julirevolution, bei der Du Gelegenheit gefunden hast auf den alten Bequenet

unter dem Vorwande, daß er ein Spion sey, einen Flintenschuß abzufeuern und ihm die falschen Urkunden zu stehlen, die Du ihm hattest ausbezahlen lassen, da möchte ich wohl wissen, wo Du jetzt wärest. Das hat Dir nicht weniger als Deine Lieutenants-Epauletten eingetragen, und zwar Dank der schönen Vorstellung, die ich Dir gemacht habe, während viele andere, die sich in der That tapfer gegen die Schweizer und die königliche Garde geschlagen hatten, das nicht errangen, und als gemeine Soldaten nach Algier geschickt wurden. Mach daher nicht soviel Aufhebens von dem was ich gewesen bin, ehe Du mich gekannt hast."

„Du hast seit der Zeit gut fortgefahren."

„Und Du hast," versetzte Juliette mit einem Ausdruck von Ekel, „nicht soviel daran auszusetzen gefunden, als es Dir dazu hätte dienen können, so viel Brod zu erwerben, um nicht Hungers zu sterben, aber heute, da Du Renten hast. . . ."

„Nun? heute will ich nicht, daß der Baron um Dich herumschleiche."

„Nun, und ich will nicht, daß Deine Frau wirklich Deine Frau sey."

„Was willst Du denn aber, daß ich thun soll?"

„Es ist hier nichts zu thun. Sie ist so unschuldig wie ein Kind von zwei Tagen, ich mache Dich dafür verantwortlich."

„Ja, aber am Ende kann man sie fragen, ihr Bruder... Barnet..."

„Du glaubst das?" sagte Juliette mit verächtlichem Spotte. „Du glaubst, daß Barnet zu Karolinen sagen werde: „Madame, haben Sie die Güte, mir zu sagen, ob Ihr Mann . . . . Laß mich in Frieden. Siehe, mein Theurer, Du kannst Dir nie die Art eines Mannes geben, wie er seyn soll."

„Du bist gerade das Gegentheil; Du nimmst den Ton einer Prinzessin an, dann den Ton der Altklugen. . . ."

„Ha," rief Juliette aufgeregt, „siehst Du, daß eine Frau andere Dinge im Kopf und im Herzen hat, als ihr Männer. Wenn ich zur Zeit der Revolution geboren worden wäre, so würde ich Marschallin seyn ... oder wenn ich vorher geboren worden wäre, würde ich eine Dubarry geworden seyn, aber jetzt gibt es nichts zu thun mit Männern, die ebenso große Zieraffen, als Geizhälse sind?"

„Und wozu rechnest Du mich, wenn es Dir beliebt?"

„O, Dich liebe ich, das ist ein großer Unterschied. Aber siehe, wenn Du nicht so eifersüchtig wie ein Vieh wärest, so würde ich diesem Baron nicht einen Sou von seinen zweimalhunderttausend Livres Renten lassen."

„Ich bin mit dem, was ich habe, reich genug."

„Laß sehen," sagte Juliette ... Ich lasse Dir Karolinen.... Das ist mir gleichviel, und ich nehme den Baron."

„Das macht sich," sagte Heinrich. Dann rief er plötzlich: „nein, ganz bestimmt nein."

„Du willst nicht?"

„Nein, nein, siehst Du, ich verabscheue diesen Baron. Ich verabscheue ihn, weil Du ihn liebst; er gefällt Dir mit seinem Kauderwälsch, mit seinen gelben Handschuhen, und mit seinem Ansehen von einem großen Herrn.... Wenn er ein Alter wäre, so würde ich nichts sagen. Das wäre mir gleichviel. Aber er, nein, tausendmal nein."

„Gut; aber sey darauf bedacht, an Karoline zu denken, und Du wirst sehen ..."

„Nun, wir werden sehen."

„Nimm Dich in Acht. Sie sagt mir Alles, und ich erfahre bestimmt, was sich ereignet."

„Und wenn sich das ereignet?"

„Ich habe Deine falschen Wechsel, mein Theurer."

„Du hast sie aufbewahrt, Elende?"

„Ich habe sie an einem sichern Orte; ich treffe meine Vorsichsmaßregeln."

Heinrich schlug sich zornig vor die Stirn, und Juliette fuhr fort:

„O, ich kenne dich, mein Püppchen. Ich habe es Dir gesagt, Du würdest jetzt nichts besseres verlangen, als mich hierher zu verpflanzen; aber ich danke ... Wenn es Dir übrigens gefällt, so gehe, um Deine Frau aufzusuchen ... Du bist frei ...“

„Der Teufel soll Dich mit meiner Frau holen! Ich kümmere mich wenig um sie.“

„Mehr als Du sagst.“

„Ich gebe Dir mein Wort darauf, daß es der Fall nicht ist. Es war blos der Form wegen. Am Ende bring ich hier einsam eine Brautnacht zu.“

„Ich begreife, daß Dir das Brautgemach besser angestanden hätte, als das meinige.“

„Sie soll Jungfrau bleiben, ich stehe Dir gut dafür.“

„Wenigstens diese Nacht, dessen bin ich gewiß.“

Heinrich blieb plötzlich vor Julietten stehen und schien von einem Gedanken getroffen. Er betrachtete seine Mitschuldige lange Zeit, wie um sich durch den Blick zu überzeugen, wie viel Ueppigkeit in diesem Weibe sei, und er sagte:

„Vielleicht nicht ....“

„Immerhin wird Karoline nicht heraufkommen.“

„Aber Du wirst dahin kommen, Du.“

„Ich? ...

Und Juliette fing über diesen verächtlichen Vorschlag zu lachen an und sagte: „Das wäre in der That drollig... Aber ich will nicht .... Ich bin heute nicht bei guter Laune.“

„Komm doch,“ sagte Heinrich, indem er sie bei den Händen nahm und sie an sich zog, „mach keinen Zieraffen, die gute Laune wird kommen.“

„Laß mich in Ruhe,“ antwortete Juliette, „Du thust mir wehe, Du bist immer grob.“

„Du weißt wohl, daß es auf der Welt für mich

nichts giebt, als Dich," sagte Heinrich, indem er sie mit den Armen umschlang.

„Ach Du bist unerträglich," sagte Juliette, indem sie ihn ruhig gewähren ließ, „das ergreift Dich wie ein Schwindel."

„Komm doch."

„Nein," sagte Juliette, „dieses Zimmer ist über dem des Barons."

„Das ist gerade hübsch," sagte Heinrich.

Und indem er Juliette mit seinen herkulischen Armen aufhob, trug er sie durch das Zimmer, während sie sagte:

„Heinrich, welch' ein Einfall . . . welche Wuth hat Dich befallen, welches Ungeheuer bist Du!"

Dann fuhr sie schnell fort, indem sie ihn gleichfalls mit ihren Armen umfaßte, „ich liebe Dich immer noch, Schurke."

Luizzi sah sie dem Brautgemache nahen, sie öffneten dessen Thüre; von Unwillen und Abscheu hingerissen wollte der Baron schreien und stieß auch wirklich einen fürchterlichen Schrei aus. Aber die ganze Vision des Deliriums verschwand, und er sah sich plötzlich von der tiefsten Finsterniß umgeben, in welcher er vergebens rief, vergebens ein Geschrei ausstieß. Er sah nichts mehr, er hörte nichts mehr, er fühlte nichts mehr, bis er plötzlich die Augen öffnete und sah.

II.

Begegnungen.

Er sah Juliette, Heinrich und Karoline über sein Bett gebeugt, um ihn zu verhindern, sich die Glieder in den schrecklichen Convulsionen zu zerschlagen, welche auf die Unbeweglichkeit des Starrkrampfes gefolgt waren. Ungeachtet der schrecklichen Schmerzen, die er empfand, hatte er, wie es sich oft in diesem unerklärlichen Uebel

ereignet, ein vollständiges Erkennen alles dessen, was sich um ihn zutrug, und den vollen Gebrauch seines Verstandes. Als er Heinrich und Juliette an seiner Seite sah, welche die zärtlichste Sorgfalt auf ihn verwendeten, war er genöthigt zu erkennen, daß er, während einiger Stunden unter der Herrschaft eines außerordentlichen Deliriums gestanden habe, und in diesem Augenblicke schien ihn ein plötzlicher Gedanke über das Gefahrvolle seiner Lage aufzuklären.

Er rief sich ins Gedächtniß zurück, daß er bei zwei verschiedenen Ereignissen für wahnsinnig erklärt worden, und er begriff jetzt, daß ihm, da er sich unaufhörlich unter dem Einflusse des Teufels und seiner Enthüllungen befinde, jede noch so gewisse Sache zweifelhaft, jeder Schein eine Lüge scheine, daß er als Verbrechen und Laster das erklären, was er auf andere Weise nicht deuten könne. Die Furcht, diese Neigung seine Geistes in eine fixe Idee und in Wahnsinn sich verwandeln zu sehen, bemächtigte sich des Barons so, daß er sich plötzlich entschloß, nie mehr den Versuch zu wagen, die Geheimnisse des Lebens zu ergründen, vielmehr wie der gewöhnliche Haufe der Menschen zu gehen, sich nicht mehr durch falsche Aufklärungen der Hölle, welche Alles in einer so blutigen Farbe darstellten, leiten zu lassen, sondern durch das einfache Licht seines Urtheis, in dem er Menschen und Dinge nur von ihrer besseren Seite betrachte.

Aber vielleicht war Luizzi jetzt dem Satan gegenüber das, was Orgon dem Tartuffe gegenüber war. Als der Heuchler das Haus des leichtgläubigen Bürgers verlassen hatte, rief dieser: „es ist gewiß, ich verzichte auf alle Leute von Vermögen.“ So wie Luizzi aus seinem Kopfe diese Manie, Alles zu erfahren vertreiben wollte, rief er zu sich selbst: „Jetzt werde ich glauben, daß Alle Menschen gut sind.“

Die sehr langwierige Genesung, welche auf diese schweren Zufälle, die selten von einer Genesung begleitet sind, folgte, zerstreute alle Befürchtungen Luizzi's, welche die Krankheit bis zu einer so schrecklichen Vision gestei-

gert hatten. Heinrich hatte für ihn eine außerordentliche Aufmerksamkeit und Juliette leistete ihm treulich Gesellschaft, sie las ihm vor und plauderte mit ihm mit einer Gutmüthigkeit, mit einer Anmuth und mit einer Bescheidenheit, die in keinem Widerspruche standen. Sie hatte um so mehr Reiz für den Baron, weil sie zu der Anmuth einer sanften und gewandten Geselligkeit stets diese magnetische Trunkenheit hinzufügte, welche der Baron immer unwillkührlich empfand. Als er endlich im Stande war auszugehen, war er ganz und gar in Juliette verliebt, oder, um auf die seltsame Leidenschaft zurückzukommen, welche ihm dieses Weib einflößte; er hatte ein Begehren nach ihr, wie ein Seminarist, und er fürchtete sie wie ein Kind.

In der Lage des Barons hatte übrigens eine erwähnenswerthe Veränderung statt. So wie er den Marquis von Bridely abgeschickt hatte, um Nachrichten über den Herrn von Mareuilles zu bekommen, so hatte dieser den jungen von Bergh beauftragt, sich nach dem Befinden Armands zu erkundigen. Diese Besuche hatten sich von beiden Seiten jeden Tag wiederholt. Gustav hatte Mittel gefunden, bei der Frau von Marignon, bei welcher Mareuilles wohnte, seit er ihr Schwiegersohn geworden, zu sagen, daß er, der Marquis von Bridely, sechzigtausend Livres Renten habe und dies schien eine Entschuldigung für die kleinen Sünden, welche er begangen hatte. Sein Versuch einer Prellerei wurde eine Thorheit des jungen Mannes, welchem die Hoffnung auf ein großes Vermögen erlaubt hatte, weniger vorsichtig zu seyn, als ein armer Teufel, weil er die Gewißheit hatte, sein Unrecht in hohem Grade wieder gut zu machen.

Man hatte sich daran gewöhnt, ihn zu sehen, und wenn er auch nicht zu den intimen Freunden des Hauses gehörte, so ließ man doch bisweilen mit einiger Eitelkeit den Namen des Marquis von Bridely unter den schönen Namen der jungen Leute mithören, welche das Haus der Frau v. Marignon besuchten. Man murmelte sogar, daß die schöne junge Frau von Mareuilles, wenn nicht

die Person und den Reichthum Gustavs, doch seinen Marquis-Titel beneide. Auf der andre Seite hatte Luizzi, anfangs mit Artigkeit die etwas ceremoniösen Besuche des Herrn Edgard von Bergh empfangen, später mehr freundschaftlich. Das zarte und feine Wesen dieses sehr jungen Mannes, welcher die Augen wie ein Mädchen senkte, und mit schwacher, schelmischer und flötender Stimme sprach, hatte Luizzi gefallen. Er hatte ihn eingeladen, auf eigene Rechnung zu kommen, und Edgard hatte dieser Einladung Folge gegeben. So war durch Mittelspersonen eine Annäherung zwischen Luizzi und Herrn von Mareuilles aus Allem dem hervorgegangen, und der Baron, der keine Lust hatte die Sache weiter zu treiben, widmete als ein Mann, der zu leben versteht, seinen ersten Ausgang einem Besuche bei seinem Gegner, dessen Genesung weniger weit vorgeschritten war, als die seinige.

Die Versöhnung zweier Männer von Herz, die sich so tapfer geschlagen und während ihres Kampfes Quodlibets, so schlecht sie auch seyn mochten, eingemischt hatten, war nicht schwer herbeizuführen. Mareuilles reichte Luizzi die Land, sie umarmten sich, hatten keinen Groll mehr gegen einander, denn sie waren frei genug, um sich offen hassen zu können, statt einen verborgenen Groll in sich zu nähren. Ueberdies hatten sie nicht weniger gewollt, als sich gegenseitig zu tödten, und man will sich in der Welt oft wegen einer solchen Geringfügigkeit nicht so übel. Wenn Mareuilles und Luizzi Nebenbuhler wegen einer politischen Auszeichnung, wegen eines Erfolgs bei Frauen, oder wegen einer Ueberlegenheit an Pferden, oder wegen eines Kleiderschnitts gewesen wäre; dann würde man wohl begreifen, wie ein tödtlicher Haß daraus entstehen konnte; aber an Blut konnten sich nur Bauern erinnern.

Nachdem er Mareuilles gesehen hatte, verlangte Luizzi Frau von Marignon zu sprechen, und diese empfing ihn mit der Anmuth einer Frau aus der guten

Gesellschaft, die zu vergessen und sich zu erinnern weiß, wie es die Umstände erfordern. Luizzi suchte in dieser alten, so gut erhaltenen, so gesetzten, so würdigen Dame die tolle, die ausschweifende Olivia wieder zu finden, und er erkannte, daß unter diesem Anscheine von Strenge eine Nachsicht und eine Gutmüthigkeit verborgen sey, welche zwar der sie umgebenden übertriebenen Sittsamkeit folgte, dennoch dieselbe verabscheute.

Frau von Bergh, die sich da befand, dankte Luizzi für den freundlichen Empfang, der ihrem Sohne bei ihm geworden. Er fand Frau von Fantan, welche ihm anzeigte, daß ihre Tochter verheirathet sey, dann die schöne Frau von Marenilles, und Luizzi ging von Frau von Marignon weg, indem er vollständig mit dieser Welt versöhnt war, welche ihm der Teufel als so hassenswerth gezeigt hatte.

Seit er sie nach seiner ersten und unglücklichen Krankheit verlassen, hatte sich der Baron so oft in Berührung mit den lächerlichen und plumpen Lastern des Bürgerthums und des Volkes gesehen, daß er sich in der leichten und gefälligen Atmosphäre dieses Salons neu belebt fühlte; er hörte mit einem ganz neuen Vergnügen diese vergoldeten und schmeichelnden Worte der Leute von Lebensart und versprach sich fest, nie mehr die Nachforschungen außer dieser erhabenen Sphäre fortzusetzen.

Kaum waren indessen einige Tage seit dem ersten Ausgange Luizzi's vorübergegangen, als er einen Brief von Barnet erhielt, welcher zwei Tage nach dem berüchtigten Duelle Paris verlassen hatte. In diesem Brief beschwor der Notar den Baron, nach Toulouse zu kommen, um in seine Angelegenheiten Ordnung zu bringen. Er theilte ihm einen Vorschlag mit, worüber Armand lachen mußte. Der Deputirte eines Arrondissements, in welchem Luizzi seine reichsten Güter hatte, war gestorben, und eine neue Wahl mußte vor sich gehen. Barnet, der über eine große Anzahl von Stimmen verfügte, wollte

aus Eigensinn diese weder einem Candidaten der Opposition der äußersten Linken, noch einem legitimistischen Candidaten zuwenden; er wollte überdieß, in Folge eines ganz eigenthümlichen Hasses auch nicht, daß dieselben auf den ministeriellen Candidaten fielen, denn der hatte die Stelle eines Privateinnehmers, welche Barnet seiner Schreibstube vorgezogen haben würde, diesem entrissen; er bot daher dem Baron diese Stimmen an und sicherte ihm den Erfolg zu, wenn er selbst den Versuch wagen wolle.

Der Baron theilte diesen Brief seiner Familie mit, von welcher Juliette fast einen Theil ausmachte, und er nahm mit einem lebhaften Gefühle von Freude wahr, daß dieses junge Mädchen zum erstenmale sich in den Wünschen, welche sie für ihn hegte, lebendig aussprach und sich in dem glänzenden Gemälde zu gefallen schien, welches sie über die Zukunft eines mit der Politik sich befassenden Namens entwarf.

Luizzi ließ sich anfangs von diesem Enthusiasmus hinreißen; allein bald erinnerte er sich, welchen Untersuchungen diese unglücklichen Candidaten ausgesetzt seyen, und er fürchtete, daß seine Vergangenheit den bürgerlichen und sehr nüchternen Wählern nicht leicht zu erklären seyn dürfte, dennoch rissen ihn eine sonderbare Entdeckung und ein nicht weniger sonderbares Ereigniß fort, daß er auf den Vorschlag einging. Als er sich einige Tage später bei der Frau von Marignon befand, sprach er ziemlich freimüthig von der Candidatur, welche man ihm angetragen habe.

Von allen Seiten erfolgten einstimmig die Glückwünschungen zu diesem Ereignisse.

„Sie werden sich wählen lassen, nicht wahr,“ sagte ein alter Herr mit einer gekrümmten, aristokratischen Figur, „es wäre Zeit, daß Frankreich sich durch einige Namen repräsentiren ließe, welche es daran erinnern könnten, daß all sein Ruhm nicht dieser Epoche angehört.

Die Luizzi schreiben sich in der Geschichte von dem Kriege der Albigenser her, man findet sie an der Seite eines Levi und eines Turenne in diesen merkwürdigen Ereignissen."

„Es wäre auch Zeit, mein lieber Herr von Armely," sprach Frau von Mareuilles, „daß unsere Deputirte nicht blos aus Advokaten des Cantons, aus Aerzten vom Lande, und aus Eisen- und Baumwollenkrämern bestehen; diese Herrn mit ihren kastanienbraunen Kleidern, ihrer unsaubern Wäsche und ihren Händen ohne Handschuhe drängen sich in die Salons, sie sind beim Könige, sie sind bei den Ministern, sie sind überall, und eine arme Frau, weiß nichts mit ihnen zu sprechen, wenn sie nicht die Salzauflage, oder den Zolltarif mit ihnen abhandeln will. Sie tanzen nicht, sie hören nicht, sie sind überhaupt nichts."

„Das ist wahr, aber sie votiren," sagte eine Dame, welche dafür galt, daß sie schöne Redensarten führe, „das ist ihr wichtiges Geschäft."

„Und überhaupt das der Minister," fügte ein Herr bei, welcher wegen der Hartnäckigkeit seiner Meinung berüchtigt war.

„In der That, meine liebe Lidie," begann eine junge Frau, deren Züge Luizzi nicht erkennen konnte, denn sie saß mit dem Rücken gegen ein Fenster, und war fast ganz unter ihrem Hute verborgen; „in der That," fuhr diese Frau fort, deren Stimme auf Luizzi einen sonderbaren Eindruck machte, „ich bin nicht Ihrer Meinung. Sie würden viel besser thun, nicht die letzten Männer, welche uns bleiben, aus dem Salon zu entführen, und dem Herrn Baron nicht zu rathen, sich in diese ehrbare, ich will es glauben, sehr ehrbare lärmende Versammlung zu begeben, die Politik und Langweile schwitzt, um einen ganzen Salon, in dem sie eindringt, zu verpesten. Das ist ein Uebel, welches überhand nimmt, ein Geruch, mit welchen man angefüllt wird, und sehen Sie, mein Mann, welcher kaum das

erforderliche Alter hat, um seinen Sitz in der Pairskammer einzunehmen, ist schon von dieser Manie angesteckt. Wenn er aus einer Sitzung der hohen Kammer zurückkömmt, ist er wie Herr von Mareuilles, wenn er aus dem Jockeiclub zurückkehrt; mein Mann riecht nach Politik, und der Ihrige nach Tabak. Mir ist ein Kapitän der Nationalgarde fast eben so lieb."

Luizzi suchte sich zu erinnern, wo er diese Stimme gehört habe, als er durch den männlichen, beherzten Ton einer andern Frau davon abgezogen wurde, welche im eigenthümlichen Sinn des Wortes großartig schön war, und mit einer Art von leidenschaftlichem Ungestüm entgegnete:

„Was wollen Sie denn, daß man in unserer Zeit mache, wenn man sich nicht der politischen Carriere hingibt? Der Zweck eines jeden Mannes, welcher seine Kraft begreift, ist immer und an jedem Orte, seine Ueberlegenheit gegen seine Nebenbuhler geltend zu machen, und sich einen Namen und eine Macht zu verschaffen, deren Größe man anerkennen muß. Die politische Laufbahn ist heut zu Tage die einzige, welche zu diesem Ziele führen kann; jeder Mann, der nur einigen männlichen Ehrgeiz hat, muß sie also einschlagen."

„Demnach würden Sie," sagte eine junge Frau, mit einem ziemlich scharfen Tone, „in den abscheulichen Tagen der Revolution für gut gefunden haben, daß ein Mann von Ehre diese Macht und diesen Ruf, von welchem Sie sprechen, gesucht hätte. Sie würden es billigen, daß sich zum Beispiele, ein wahrer Edelmann zum Soldaten Bonaparte's gemacht hätte, um die Generals-Epauletten oder einen Marschallsstab zu erringen, und daß ein Marquis von altem Stamme Senator, oder vielleicht Graf des Kaiserreichs geworden wäre."

„Zuverläßig, Madame."

„Das sind Gesinnungen, welche ich von Seite der Gräfin von Cerny, von Seite der Tochter des Vicomte von Assimbret, von Seite einer Frau, welche zwei der schönsten Namen Frankreichs trägt, zu hören erstaune."

„Was mich nicht in Staunen versetzt, ist," antwortete mit Verachtung die schöne Frau, „daß ich diese Gesinnung von der Gräfin von Lemée nicht theilen sehe."

„Gräfin von Lemée!" rief Luizzi und dabei setzte er im Stillen „Tochter Turniquels" hinzu, wie wenn er den Gedanken der Frau von Cerny vollenden wolle.

„Ich bin es," sagte die junge Frau, indem sie Luizzi vornehm grüßte, „ich, Herr Baron, die sehr neugierig war, zu wissen, ob Sie mich wieder erkennen würden."

„Ah, sie kennen sich," sagte Frau von Marignon, um die gegenseitigen Erörterungen dieser beiden Damen abzuschneiden, welche sich zu erbittern schienen.

„Wir haben einige Tage bei Herrn von Rigot, meinem Onkel, zusammen verlebt," sagte Frau von Lemée, „ich hoffe, daß Sie, Herr von Luizzi, mir nicht böse über den abscheulichen Prozeß sind, den er mit Ihnen angefangen hat. Er hat ihn verloren, und ich bin darüber entzückt. Es war ein kleiner Fehler eines gewissen Herrn Bador, welchem er die Leitung desselben anvertraut hatte; aber obgleich seine Ungeschicklichkeit mich so vieler schönen erbschaftlichen Hoffnungen beraubt hat, so danke ich doch diesem theuren Herrn dafür, denn er führte dadurch herbei, daß kein Groll zwischen uns bestehen kann."

Luizzi horchte auf, indem er die unerschütterliche Festigkeit der Demoiselle Ernestine Turniquel bewunderte, während dem die, welche man die Gräfin von Cerny genannt hatte, zu Luizzi sagte:

Ah, Sie haben diesen Herrn . . . . von Rigot gekannt?"

„Ich habe diese Ehre gehabt," sagte der Baron kalt, denn er war begierig, sich auf die Seite der Frau von Lemée zu werfen, damit diese ihn ihrerseits schone; zu gleicher Zeit suchte er sich zu erinnern, wo er diesen Namen: von Cerny habe aussprechen hören.

„Ich wünsche Ihnen aufrichtig Glück, mein Herr,“ fuhr die Gräfin mit einem fast impertinenten Tone, während sie Luizzi aufmerksam betrachtete, fort.

Frau von Marignon wollte noch einmal diese Unterhaltung über Rigot abbrechen und sagte zu Luizzi:

„Darf man wissen, in welchem Departement Sie nach Ihrer Meinung gewählt werden können?“

„Im Aude,“ sagte Luizzi, „zu N . . :“

„Aber da haben Sie einen schrecklichen Concurrenten,“ bemerkte der alte Mann, welcher zuerst gesprochen hatte.

„Wen denn, mein lieber Armely?“ sagte Frau von Marignon.

Dieser Name war für Luizzi schon ein Gegenstand des Staunens gewesen, und er stellte traurige Betrachtungen darüber an, als er bei Frau von Marignon und zwar in einem so intimen Verhältnisse, den Vater der unglücklichen Laura sah. Dieser fuhr fort:

„Ja, Herr Baron, Sie haben einen schrecklichen Concurrenten, einen Mann, welcher auf die Anstrengungen aller unserer politischen Freunde rechnen kann.“

„Und der ist? . . .“

„Herr von Carin!“ sagte der Marquis.

„Herr von Carin?“ widerholte Luizzi. „Der. . .“

„Sie kennen ihn also,“ bemerkte die Gräfin, mit sehr lebhafter Theilnahme.

„Ja, sehr . . . sehr . . .“ antwortete Luizzi, welcher bei allen diesen nach einander ausgesprochenen Namen, die in ihm tausend traurige Erinnerungen erregten, nachdenkend wurde.

„Ah,“ entgegnete Frau von Cerny, „das nenne ich einen Mann von Hochherzigkeit und von großen Fähigkeiten, mit einem weniger festen Charakter, als dem seinigen, wäre sein Leben ein verfehltes gewesen; an eine Blödsinnige verheirathet, welche am Ende närrisch wurde, hatte er so viel Kummer zu ertragen, daß jeder andere darunter erlegen wäre.“

„Wenigstens hat er den nicht gehabt, von seiner Frau betrogen zu werden," sagte der Baron bitter.

Alles begann zu lachen, und Frau von Cerny wurde bis in das Weiße ihrer Augen roth.

„Man muß," sagte Frau von Fantan lachend, „der Narrheit Alles verzeihen, die arme Frau wußte nicht, was sie that. Auf der andern Seite war Cerny sehr derangirt, ehe er sie heirathete, und man verliert üble Gewohnheiten nicht so schnell."

Dieses rief Luizzi jetzt in's Gedächtniß zurück, daß der Graf von Cerny derjenige war, welcher versucht hatte, weniger unhöflich zu seyn, als die andern Männer, welche Frau von Carin umgaben. Indem er einen nach dem andern in seinen Erinnerungen anreihte, liefen seine zweideutigen Blicke im Kreise, gleich Blitzen am Horizonte umher. Aber Frau von Cerny hielt sie mit einem gebieterischen Blicke auf und sagte:

„Wie dem auch seyn mag, Herr von Carin hat eine Zerstreuung von seinem Unglücke in einem Leben voll edler Beschäftigung gesucht, und er hat triumphirt. Ah, Herr Baron, wenn Herr von Carin der Concurrent ist, den Sie zu bekämpfen haben, dann zweifle ich an einem glücklichen Erfolge für Sie."

„Wohlan, ich werde es versuchen," fuhr Luizzi mit einer Energie fort, deren Geheimniß niemand errieth, die aber von Unwillen herkam, welche die Lobeserhebungen der Gräfin über Herrn von Carin und die Verläumdung der andern gegen die unglückliche Louise in ihm erweckt hatte; „ich werde es versuchen, und vielleicht werde ich nicht so unglücklich seyn, als Sie denken."

„Das ist ein Muth, welchen ich ehre," entgegnete Frau von Cerny.

„Schaffen Sie sich denselben in Vorrath an," sagte der Marquis von Armely; „denn Carin hat mir geschrieben, daß er schon einen furchtbaren Concurrenten habe, einen reichen Hammerwerksbesitzer, Felix Ridaire."

„Felix Ridaire?" wiederholte Luizzi.

„Ja, und Herr von Carin ist um so mehr beunruhigt, weil man, abgesehen von seinen Meinungen, welche sehr übertrieben sind, sagt, daß dieser Herr Ridaire ein Mann von unbestreitbarer Fähigkeit, und von einer über allen Tadel erhabenen Redlichkeit sey."

„Der Kapitän Felix Ridaire?" sagte Luizzi verächtlich lächelnd.

„Kennen Sie den auch?" rief man von allen Seiten.

„Ja, ja," sagte Luizzi mit demselben energischen Tone, „ich kenne ihn auch, und ich werde diesen Concurrenten, wie den andern in die Flucht schlagen."

„Sie kennen die ganze Welt," sagte die Gräfin lachend.

Luizzi nahte sich ihr, und während einige Personen, welche aufstanden, den Zirkel mit Geräusch aufhoben, sagte er ganz leise zu der Gräfin:

„Und ich glaube, die Ehre zu haben, auch Sie zu kennen."

Diese Antwort war Luizzi durch ein eigenes Gefühl von Verdruß vorgeschrieben, welches er gegen die so reichlich gezollten Lobeserhebungen für solche Menschen hegte, die er derselben vollkommen unwürdig wußte. Auf der andern Seite hatte ihm der Name der Frau von Cerny die Erzählung der Frau von Carin in's Gedächtniß gerufen, und der Name Assimbret hatte ihn an den Vicomte, den gewohnten Wüstling des Hauses der Béru erinnert, welcher so köstlich dem Libert die Nächte seiner Olivia gestohlen und diesen Grobian von Bricoine so barsch fortgejagt hatte. Ein unbestimmtes Verlangen, diese Frau aufzuregen, trieb den Baron an, ihr zu sagen, daß in dem Leben eines Jeden Dinge liegen, mittelst deren man ihn beherrschen könne, und die Gräfin wiederholte ihm hierauf:

„Ich glaube es nicht, Herr Baron."

Dieser fuhr fort:

„Und dennoch könnte ich, gnädige Frau, Ihnen auseinander setzen, wie eine Dame wie Sie, welche mit

Nachsicht die Beengungen ihrer Lage, die sie dem Namen des Grafen von Cerny verdankt, vergißt, sich bei der Frau von Marignon ohne Zweifel aus Gefälligkeit wegen ihres Namens eines Fräuleins von Assimbret befindet.'

„Was, mein Herr!" sagte schnell die Gräfin mit aufgeregtem Tone und indem sie einen bezeichneten Blick auf Frau von Marignon warf, „Sie wissen. . . . ."

„Viele Dinge," sagte Luizzi, durch den herbeigeführten Effekt ermuthigt, „und vielleicht," fuhr er fort, „könnte ich auch Sie über die Resultate der Aufmerksamkeit des Herrn von Cerny für die unglückliche Frau von Carin beruhigen."

Dieses Wort, welches für Luizzi nichts als eine Anspielung auf die Unschuld Louisens war, deren er sich versichert glaubte, schien Frau von Cerny in Verwirrung zu bringen. Eine plötzliche Röthe flog über ihr Gesicht, sie betrachtete Luizzi mit einem seltsamen Schrecken und stotterte mit aufgeregter Stimme, „das ist unmöglich. . . mein Herr . . . . Sie wissen nicht . . . ."

„Ich weiß Alles," versetzte Luizzi, welcher entzückt war, eine Mystifikation, deren Erfolg so unerwartet für ihn war, bis an das Ende zu verfolgen.

Und während Frau von Cerny ihm mit einem schüchternen Blicke folgte, empfahl er sich ihr und ging mit den Worten, die er zu sich selbst sagte, weg:

„Es gibt doch keine Frau, auf deren geheimes Leben man nicht auf gut Glück pochen dürfte, ohne in ihr Erinnerungen der Schande und der Reue zu erregen."

Diese Betrachtung machte Luizzi traurig und hätte ihm beinahe alle seine Zweifel über Heinrich und Juliette zurückgegeben. Indessen bedachte er, daß er hinsichtlich der Frau von Carin keine andere Kenntniß, als die aus dem Manuscripte dieser Unglücklichen habe. Er erinnerte sich, daß ihn der Teufel in Zweifel über die Wahrheit der Erzählung Louisens gelassen, und daß ihre Geschichte ganz den Charakter einer fixen Idee hatte; auf der andern Seite aber sagte er sich, daß, vorausgesetzt diese

Geschichte sey nicht das Resultat einer Narrheit, es ziemlich natürlich sey, daß Frau von Carin darin kein Geständniß einer Schwäche gemacht habe, welche eine Waffe gegen sie hätte abgeben können. In Folge dieser guten Gründe beruhigte sich der Unwille, welcher Luizzi ergriffen hatte, als er von Herrn Carin und Herrn Felix sprechen hörte, vor dem Zweifel, welcher ihn erfaßte. Und der Entschluß, den er einen Augenblick lang gehabt hatte, in dem Wahl-Kampfe gegen sie sich Alles dessen zu bedienen, was er über sie wußte, schien ihm wenigstens unklug.

In dieser Stimmung war er in dem Augenblicke, in welchem er in sein Hotel zurückkehrte; er bereute, daß er sich von dem Uebergewichte solcher Bekanntschaften hatte hinreißen lassen, deren Ursprung er nicht enthüllen konnte. Er fand an seiner Thüre einen Wagen, der nicht der seinige war. Der Bediente öffnete den Schlag, und Luizzi konnte bemerken, daß eine Frau in dieser glänzenden Equipage saß. Aus dem Hintergrunde des Thorwegs, in welchen er getreten war, konnte er eine Stimme hören, welche mit Lebhaftigkeit sagte:

„Auf der Stelle zu dem Herrn Baron von Luizzi ... dann in das Hotel."

Eine zarte Hand, von einem außerordentlichen Reichthum an Form und blendender Weiße, stellte dem Bedienten, der den Schlag schloß, ein Billet zu. Dieser ging zu dem Thürhüter, warf ihm das Billet hin und wiederholte den Befehl seiner Gebieterin: „auf der Stelle zu dem Herrn Baron von Luizzi."

Dann stieg er auf seinen Platz und rief dem Kutscher zu:

„In's Hotel."

Und die Equipage verschwand mit dem schnellen Laufe ihrer beiden herrlichen Pferde.

Der Baron hatte die Stimme der Frau, welche gesprochen hatte, zu erkennen geglaubt, und er hatte sich nicht getäuscht. Er las das Billet, welches folgenden Inhalts war:

Mein Herr!

„Die Worte, welche Sie mir gesagt haben, machen eine Erklärung zwischen uns unvermeidlich. Ich glaube mich an einen Mann von Ehre zu wenden, und ich nehme daher keinen Anstand, Ihnen zu sagen, daß ich Sie diesen Abend um zehn Uhr erwarte. Wir werden allein seyn.

Leonie von Cerny."

Dieses Billet entzückte anfangs Luizzi und er machte sich eine süße Pflicht daraus, einer solchen Einladung zu entsprechen; allein als er reifer darüber nachdachte, fand er, daß er in großer Verlegenheit seyn würde, die Zweifel der Frau von Cerny zu zerstreuen; er bekannte, daß das Wenige, was er von den Verhältnissen des Grafen und Louisens wisse, einer ohne Zweifel sehr eifersüchtigen Frau nicht genügen würde; denn es bedurfte gewiß eines sehr mächtigen Gefühls, um sie zu einem so außerordentlichen Schritte, als der war, den sie gethan hatte, zu treiben; er sagte sich endlich, daß er ihr jedenfalls die Quelle, aus der er geschöpft, würde nennen müssen, und Luizzi sehnte sich keineswegs zu erzählen, wie er in das Narrenhaus gelangt sey, in welchem sich die Frau von Carin befinde.

Er dachte darüber nach, daß es viel leichter und viel vernünftiger sey, durch ein Billet sich zu entschuldigen, und er ging in seine Wohnung hinauf, indem er sich vorbehielt, darüber nachzudenken.

Er fand Alles bei Karolinen versammelt, man hatte vor in das Melodrama der Porte-Saint-Martin zu gehen und Alles war zum Abgange bereit. Karoline besonders schien ganz entzückt, und Juliette war von einer reizenden Munterkeit, ebenso Heinrich. Luizzi hatte bemerkt, daß die Manieren des Lieutenants sich in dem Umgange mit Leuten von Welt abgeschliffen haben, und er schloß sich leicht der allgemeinen Freude an. Der junge von Bergh und Gustav waren von der Parthie. Luizzi schlug es aus, dahin zu gehen, er schützte seine Gesundheit vor, und daß er überdies, wie er sagte, das Stück schon gesehen

habe. Er wollte frei seyn, war jedoch noch nicht entschlossen, sich zu der Frau von Cerny zu begeben. Bei dem Mittagessen sprach er von seinem Besuche bei Frau von Marignon, er nannte die Gräfin mit besonderer Betonung, um zu sehen, ob nicht Edgard von Bergh etwas über sie sagen könne. Er wurde, wenn auch nicht hinsichtlich seiner Neugierde, doch hinsichtlich seines Zwecks befriedigt, denn Edgard sprach von Frau von Cerny mit einem glühenden Enthusiasmus für ihre Schönheit und mit tiefster Ehrfurcht von ihrer Tugend.

Auch diesesmal noch ließ Luizzi, indem er auf Bergh hörte, die Gelegenheit vorübergehen, die Aufregung zu bemerken, welche der Name Cerny in Julietten hervorrief, er war aber ganz bei der Gräfin und er antwortete Edgard:

„Ich weiß, wie schön sie ist, ich zweifle nicht, daß sie tadellos sey, aber halten Sie sie nicht für sehr eifersüchtig?"

„Sie?" rief von Bergh; „nicht im mindesten, ich schwöre es Ihnen. Ohne mit der Gräfin böse zu seyn, führt ihr Mann ein unabhängigeres Leben, als irgend Jemand. Ich glaube nicht, daß sie von eifersüchtigem Charakter ist, und überdieß gibt ihr auch der Graf keine Veranlassung. Nachdem er einer der ersten Weltmänner von Paris gewesen war, hat er plötzlich seine Lebensweise geändert, er hat sich dem Ehrgeize hingegeben, und da seine Frau, wie ich glaube, von dieser Leidenschaft mehr im Herzen trägt, als irgend eine andere, so verstehen sie sich zum Verwundern."

Diese Bemerkungen stimmten nicht mit dem Schrecken der Gräfin bei Luizzi's Worten über die angebliche Intrigue des Herrn von Cerny mit Frau von Carin überein, er blieb daher in seiner Verlegenheit, und ließ seine Gesellschaft sich anschicken zu dem Vergnügen der Schrecken des Thurms von Nesle, damals noch ganz neu, zu eilen. Jedermann traf seine Vorbereitungen, nur Juliette blieb bei dem Baron im Salon. Luizzi dachte für sich

nach, das Mädchen weckte ihn aus seinen Träumen und sagte ihm:

„Ich fürchte sehr, daß wir keine sehr große Unterhaltung im Schauspiele haben werden; denn Sie haben uns nicht begleiten wollen, um nicht der Langenweile einer zweiten Vorstellung Trotz zu bieten.“

„Sie haben Unrecht,“ sagte Luizzi nachlässig, „dieses Stück ist im Gegentheil von sehr lebhaftem Interesse, und wenn ich nicht so schwach wäre . . .“

„Und was ist denn der Gegenstand dieses Stücks?“

„Das Sujet,“ sagte Luizzi, indem er Juliette betrachtete, „ist in der That schwer zu erklären, ich überlasse dem Verfasser die Sorge, dies zu thun . . .“

„„Es handelt von einer Königin von Frankreich, welche Liebhaber hatte . . .“ bemerkte Juliette.

„Die sie in die Seine nach den Nächten des Rausches und der Orgien werfen ließ.“ versetzte der Baron.

Juliettens Gesicht wurde von einem fahlen Blicke und von einem unkeuschen Lächeln durchzuckt, und der Baron wurde von dem plötzlichen Gedanken getroffen, daß eine Natur, wie die Juliettens, die Laster und die Verbrechen, welche der Johanna von Burgund beigelegt werden, erklären könne.

Fortgerissen von der Begierde, welche dieses Weib unaufhörlich in ihm erregte, nahte er sich ihr und sagte:

„In diesem Drama befindet sich ein merkwürdiges Gemälde jener rasenden Vergnügungen, jener wüthenden Küsse, jener wahnsinnigen Berauschungen, in welche die Liebe verfällt, und dieses Gemälde wird Sie, ich bin davon überzeugt, überraschen.“

Juliette erhob ihre feuchten Augen, in welchen ihr Blick wie die Strahlen eines Sternes in dem Nebel zitterte, zu Luizzi. Armand war so zu sagen dadurch überschwemmt, und in einer unbedachten Aufregung wagte er es Juliette in seine Arme zu schließen, und kühner, als er bis jetzt gewesen, zog er sie auf seine Kniee, suchte ihre Lippen mit den seinigen und heftete sie darauf.

Juliette schien sich unter seinen Küssen zu winden, aber sie riß sich noch einmal von Luizzi los, entfloh und rief:

„Oh, nein, nein, nein."

Luizzi hätte sich vielleicht entschloss n, Juliette in das Schauspiel zu folgen, indem er überzeugt war, daß dieses Mädchen unter ihrer Zurückhaltung eine Liebe verberge. die sie verzehre, und der sie sich am Abend selbst hingeben würde, wenn er den Augenblick der Exaltation benützen würde, welche in ihr ein Schauspi l, wie das der Thurm von Nesle, erregen konnte. Aber in dem Augenblicke, wo er zwischen der Begierde Julietten zu besitzen und der Verpflichtung schwankte, der Einladung der Gräfin zu folgen, erhielt er ein neues Billet folgenden Inhalts:

„Herr Baron von Luizzi hat mir nichts sagen lassen, ob er meiner Einladung folgen wird. Ich erwarte seine Antwort und ich erwarte überhaupt Herrn von Luizzi.

Leonie.

Noch einmal sagte sich der Baron, daß es schlecht seyn würde, die Schwäche der Freundin seiner Schwester zu mißbrauchen, und um nicht einer zweiten Versuchung zu unterliegen, antwortete er auf der Stelle, daß er die Ehre haben werde um zehn Uhr bei Frau von Cerny zu erscheinen.

Während dieser Zeit hatte Luizzi, Heinrich und Karoline in ihrem Zimmer fröhlich plaudern und lachen hören, sie befanden sich seit langer Zeit schon dort, um ihre Toilette zu vollenden. Juliette kam mit ihnen zurück, und als man sie nahen hörte, indem sie sich mit jener süßen Familiarität riefen, trat Julie auf den Baron zu und sagte ihm:

„Ich muß Sie diesen Abend absolut sprechen."

„Zu welcher Stunde?"

„Bei unserer Rückkehr von dem Schauspiele."

„Das wird um Mitternacht seyn," sagte Luizzi, wel-

cher berechnete, ob er bis dahin von Frau von Cerny zurück seyn könne.

„Um Mitternacht, oder noch später, wenn es seyn muß," sagte Juliette.

„Wo werde ich Sie sehen?"

„Bei mir, wenn Sie sich nicht fürchten hinaufzugehen, während ich mich nicht fürchte, Sie bei mir zu empfangen."

Luizzi machte ein Zeichen der Zustimmung und griff nach Juliettens Hand.

Diese zog sie zurück und sagte mit einem eigenthümlichen Tone und mit einem heftigen Seufzer:

„Wir wollen sehen... Wir wollen sehen."

Heinrich und seine Frau kehrten zurück, und bald nach ihnen Gustav und Edgard, darauf fuhren Sie ab.

Luizzi blieb allein und dachte über seine beiden Rendezvous nach; er hatte folgende Gedanken:

„Je mehr ich die Welt betrachte, um so mehr sehe ich, daß das, was den meisten Platz einnimmt, die Liebe, oder vielmehr das Vergnügen ist, welches für Liebe gilt. Die Frauen beschäftigen sich wenig mit andern Sachen, sey es auf gesetzliche oder ungesetzliche Weise, sie könnten sich indessen nicht so sehr damit beschäftigen, wenn sich nicht die Männer ein wenig darein mischen würden; sie schämen sich, den Schein zu haben, zu viel daran zu denken, nicht aus Bescheidenheit, sondern aus Eitelkeit und um sich als bedeutungsvolle und gesetzliche Geister betrachten zu lassen. Doch scheint es mir, daß die Rolle des Neugierigen, welche ich in Mitte von all' dem spiele, ziemlich einfältig ist. Hier bietet sich eine zweifache Gelegenheit dar, sich von derselben loszureißen. Juliette wird mein seyn, wenn ich es will, diese Nacht noch, wenn ich will; — aber eine Frau, deren Fall mich ganz anders entzücken würde, das wäre Frau von Cerny, ein tugendhaftes Weib, ein Weib von zurückhaltenden Gedanken; das muß ein schmeichelhafter Triumph und ein anbetungswürdiger Zeitvertreib seyn."

Um die Laune Luizzi's zu begreifen, welcher Juliette in Gedanken aufgab, um sich gegen Frau von Cerny zu wenden, muß noch gesagt werden, daß dieses sonderbare Mädchen ausschließend nur auf die Sinne des Barons wirkte und daß, so wie sie abwesend war, in seiner Erinnerung nichts von dieser gleichsam physischen Herrschaft zurückblieb, welche sie über Armand ausübte.

Dagegen hatte die Frau von Cerny alle Vorzüge des Namens, des Geistes und des guten Rufs, welche durch den Gedanken die Begierden eines Mannes erregen, und Luizzi, noch von seiner Unterhaltung mit Julietten aufgeregt, übertrug auf die keusche Frau von Cerny all' die Begierde, welche das glühende Mädchen in ihm erregt hatte.

Indessen fuhren die Betrachtungen Luizzi's fort, nach der Hoffnung zu haschen, die Gräfin zu besitzen, ohne das Mittel finden zu können, dahin zu gelangen. Was sollte er dieser Frau sagen? Nach der List, welche er gezeigt hatte, mußte er für einen einfältigen Menschen gelten, wenn er ihr nichts als die einfachen Umstände der Erzählung Louisens sagen konnte; diese Furcht vor dem Lächerlichen mischte sich in seine Gedanken, und der Baron dachte über den Unfall nach, der es bis zu diesem Augenblicke verursacht hatte, daß die Mittheilungen des Teufels ihm zu nichts gedient hatten, als ihm unter einem verhängnißvollen Lichte seine vergangenen Handlungen zu zeigen, statt ihn bei seinen zukünftigen Handlungen zu leiten. Er entschloß sich daher, das Leben der Frau von Cerny kennen zu lernen, um hievon nach Umständen bei seinem Besuche Gebrauch zu machen. Er befand sich jetzt zum erstenmale seit langer Zeit allein, er rief den Teufel, und der Teufel erschien plötzlich, so daß Luizzi im Anfang gar nicht glaubte, daß er es sey, eine so seltsame Haltung hatte er angenommen.

III.

Ein Abbé.

Er war in seidenen Strümpfen von mattem Schwarz, welche ein rundes um die Knöcheln seines Bein, und um die Gegend der Waden eine starke Rundung zeigten, eines jener schönen Beine für kurze Hosen, jener Beine, welche unsere Großmütter so sehr schätzten und die in der Natur von einer abscheulichen Mißgestalt sind; er trug eine schwarze Casimirhose, sehr eng an die kleinen Kniee geschlossen, auf welchen starke und kurze Schenkel ruhten, er hatte wenig Bauch und viel Hüfte; eine schwarz seidene Weste, eine kleine Halsbinde, über welche sich ein fettes Doppelkinn herauslegte; ein rothes, frisches und lachendes Gesicht, einen kleinen Mund mit sehr schönen Zähnen; scheinheilige Augen, runde und nachlässig frisirte Haare, weiße und parfümirte Hände, Wäsche von außerordentlicher Feinheit und von blendendem Glanze, aber ohne Stärke, ohne dieses schreckliche Hülfsmittel, welches der Leinwand das Ansehen eines Stücks Pappe gibt; einen kurzen schwarzen Ueberrock mit einer Reihe Knöpfen. Alles zusammengenommen war es ein bewundernswürdiger kleiner Abbé, wenn es nicht der Teufel war, was schwer zu errathen, indem er seine gabelförmigen Füße in den niedlichsten Schuhen der Welt, welche glänzten, und herrlich schmal waren, verborgen hatte.

Ungeachtet seines Verlangens ihn zu fragen, konnte Luizzi nicht umhin, über die Form zu staunen, welche Satan eingenommen hatte, um ihm zu erscheinen:

„Sage mir, woher Du in diesem Aufzuge kommst?"

Der Teufel antwortete in flötendem Fisteltone:

„Ich komme davon her, einem Bischofe und einem Domherrn ein Räusch'chen anzuhängen."

„Ein schönes Geschäft für ein Wesen wie Du bist."

„Es ist eine der schwersten Sachen, welche ich je

versucht habe, ich habe geglaubt, daß ich sie nie zu den zwei süßen Sünden der Sterblichen, welche Ihr Schwelgerei nennt, von welcher die Völlerei einen Theil macht, bringen könne."

„Ohne Zweifel Leute, welche ihr ganzes Leben hindurch nichts als Wasser getrunken haben."

„Im Gegentheil, lustige Brüder, welche eine solche Gewohnheit im Trinken der gefährlichsten Weine hatten, daß ich den Augenblick vor mir sah, in welchem ich unter den Tisch fallen würde."

„Welches Interesse hattest Du daran, ihnen heute einen Rausch anzuhängen, wenn es ihre tägliche Gewohnheit ist."

„Sie betrinken sich nicht und das war ein Gewissensfall für diese toll gewordenen Jesuiten. In der That hat Gott dem Menschen die Nahrungsmittel gegeben, um sich zu stärken, den Wein um sich zu trösten; aber er hat den Menschen nicht gesagt: „„Ihr eßt alle Tage ein oder zwei Pfund Nahrungsmittel und ihr trinkt eine Flasche Wein;"" er hat ihnen gesagt, daß sie davon nach ihrem Bedürfnisse nehmen sollen. Ueberdieß mußt Du wissen, daß der besagte Bischof und sein Domherr nach und nach ihre Mägen an so ungeheure Bedürfnisse gewöhnt hatten, da Du davor schaudern würdest. Sie waren zu zwei im Stande, einen Nachtisch aus einer Tafel von zwölf Couverten mit drei Trachten Speisen zu machen, und ein Korb von fünfzig Flaschen Bordeaux brachte sie nicht in Verlegenheit."

„Das ist ja aber eine entsetzliche Gefräßigkeit."

„Gefräßigkeit, meinetwegen, aber Völlerei nicht; denn nie hatte es Trunkenheit oder Unverdaulichkeit zur Folge, was bei allen Dingen der Welt ein Fehler ist, das ist der Mißbrauch. Woraus besteht die Sünde? Sie ist der Mißbrauch. Also an den Tagen, an welchem ich einigen aufgeblasenen Engeln die Seele dieser beiden Prälaten streitig machen mußte, hätte ich zu viel

zu thun gehabt; denn ich hätte nicht sagen können, daß sie nie über ihr natürliches Bedürfniß gegessen und getrunken hatten; ich habe das Jesuitische Argument vorausgesehen, welches ein geschickter Gegner aus diesem Umstande ziehen konnte, und ich habe es im Voraus vernichtet. Dieses geschah indem ich diese beiden Priester tödtlich betrunken unter den Tisch fallen ließ, wo ich sie kreuzweiß, zum größten Ruhme des Herrn, übereinander legte."

Luizzi hörte den Satan, welcher so in einem etwas weinigen Tone und etwas stotternd sprach.

Es war nicht mehr der so düstere und so ernste Teufel, welcher ihm Eugeniens Geschichte erzählt hatte, nicht mehr der spottende und scherzende Teufel, der ihn mit seinen schrecklichen Sarcasmen verfolgte, es war ein niedlicher, artiger, gefälliger, zierlicher Teufel. Daher sagte er jetzt zu ihm:

„In der That Satan, hätte ich Dich mit viel ernstern Dingen beschäftigt geglaubt als mit solchen."

„Und was gibt es Ernsteres für mich, als die Menschen zu verderben? Glaubst Du, ich habe eine Classification der Laster, welche mich, wie ihr thut, die einen schätzen und die andern verachten läßt? Glaubst Du, daß die mächtige Selbstberauschung, welche die Ruhe eines Staates ihrem Ehrgeize opfert, für mich weniger verächtlich sey, als der Bauer, welcher sein Essen gegen einige Maße schlechten Weins verspielt? Bildest Du Dir ein, daß ich einen großen Unterschied zwischen der großen Dame mache, welche durch den Ehebruch die Kinder ihres Liebhabers in die Familie ihres Mannes einschwärzt, und zwischen dem Freudenmädchen, welches die Kinder des Publikums in die Findelhäuser bringt? Behalte diesen erbärmlichen Unterschied; er gehört Euch."

„Glaubst Du nicht, daß unsere Moral beide gleich verdammt."

„Lebt ihr denn nach Eurer Moral, ihr elenden

Bösewichte, die ihr seyd? Ei, ihr lebt nicht einmal in Gemäßheit eurer Leidenschaften, denn die natürlichste bei allen Thieren ist die Liebe, und ihr lügt unaufhörlich über die, welche eure Organisation euch einflößt."

„Ich verstehe nicht."

„So gehe auf die Straße, mein Meister, begegne einem schönen Mädchen, bewundernswerth wegen ihrer Schönheit und wegen ihrer Jugend und mit Lumpen bedeckt; ist es möglich, daß Du sie bemerkst? Aber wenn neben ihr eines jener muthwilligen Geschöpfe, ein Auszug aus dem Modejournal vorübergeht, in Seide gemummt, die Haare frisirt, so geglättet, daß eine Calotte von Atlas sie vortheilhaft ersetzte, in ein Corsett eingeschnürt, welches ihr eine Taille macht, wie den Hals einer Flasche, eingewickelt in Lumpen von dickem Musselin, welche ihr unmögliche und unmoralische Hüften machen, in Formen balancirend, welche sie nicht hat, und welche sie schamlos übertreibt, weit über die üppigen Proportionen der Venus Callypigé hinaus, — und sogleich wirst Du von dem Mädchen mit ihren wahren, natürlichen Schönheiten nachlassen, um diesem Packe von weißer Leinwand und von glänzender Seide zu folgen."

„Das ist ein Werk der Täuschung," sagte Luizzi, „der Schein trügt."

„Du lügst," sagte Satan, „ihr wißt, was daran ist. Es gibt ein Weib, von dem ihr wißt, daß ihr bei Nacht alles von einem Weibe fehlt, das Geschlecht ausgenommen, und dennoch entzückt sie euch bei Tag, wenn sie alle ihre mangelnden Schönheiten kunstreich ersetzt. Ihr betet sie wegen ihres Corsetts an, welches ihr einen schönen Busen macht, wegen ihres Pollison (das ist ein Wort von Euch), welcher ihr eine andalusische Gruppe leiht, ihr erglüht wegen ihrer Taille, die unter einem Schnürbande wie eine Wurst von Bindfäden, gerollt ist. Ihr liebt die Frauen nicht mehr,

mein Meister, sondern ihr liebt den elastischen Gummi, die Baumwolle und die Stärke."

„Nun endlich von den Frauen!" sagte Luizzi; „Was denkst Du von der Gräfin von Cerny?"

„Eine große blonde, durchaus sehr gute Frau, das Herz ausgenommen, denn sie ist wie man sagt, entschieden Starrköpfig, ehrgeizig; es ist ein guter Bissen von Fleisch sculptur. Wenn sie ja einen Liebhaber nimmt, wird sie ihn zum Knechte, nicht ihrer Liebesbegierden, sondern ihrer Begierde nach Macht machen. So urtheilt wenigstens die Welt über sie."

„Du sagst: wenn sie je einen Liebhaber nimmt; hat sie denn nie einen gehabt?"

„Nie."

„Unmöglich, woher kommt denn der Schrecken, den sie hatte, als ich ihr gedroht habe, ihre Geheimnisse zu sagen."

„Zum Henker!, mein Meister, glaubst Du, daß die Weiber, nicht andere Laster und anderes Unglück zu verbergen haben, als die der Liebe; denkst Du nicht daran, daß ihnen die Lächerlichkeit mehr Furcht einjagen kann als die Schande?"

„Was!" rief Luizzi, indem er sich gegen den Teufel neigte, der in einen Armstuhl ausgestreckt seine Weste aufknöpfte und dabei keuchte wie ein geschwollener Mensch; „die Gräfin befände sich also in der Unmöglichkeit, einen Geliebten zu haben?"

„Ich habe Dir gesagt, daß es ein bewundernswürdiger Körper ist, eine jener Frauen, welche den ersten Typus ihrer originellen Race beibehalten haben, eine dieser prachtvollen normannischen Naturen, welche aus den slavischen Ländern kamen, um Frankreich zu erobern. Urnaturen, fruchtbar, reich, kraftvoll gebaut, eine Frau, ganz und gar eine Frau."

„Beschäftigt denn ihr Ehrgeiz alles, was sie an bemerkbaren Fähigkeiten hat?"

„Ich kann Dir nicht sagen, welche sie beschäftigt; aber sie zerstreut sie."

„Was verstehst Du damit?"

„Daß sie ehrgeizig geworden ist, um nicht eine Spitzbübin zu werden."

„Gut; es ist aber immerhin ziemlich ungestraft und ziemlich leicht, daß sie so jung verzichtet hat."

„Das ist für sie nicht leicht und es wird auch nicht ungestraft bleiben."

„Der Graf ist also wohl sehr eifersüchtig?"

„Auf seine Frau? Nein, Auf das was ihr Ehre nennt? Ja."

„Ohne Zweifel überwacht er sie mit der Strenge eines spanischen Vormunds?

„Du wirst um zehn Uhr zu ihr gehen und sie allein finden, Du wirst weggehen, wenn Du willst, ohne daß er sich darum kümmert, wenigstens ohne besondere Ereignisse."

„Also," sagte Luizzi, „wird dieser Besuch nicht die Folge haben, welche ich von ihm hoffe?"

„Vielleicht," sagte der Teufel, „vielleicht wirst Du in einer Nacht das erlangen, was viele andere nach jahrelanger aufrichtiger Liebe und hingebender Leidenschaft verweigert fanden."

„Du glaubst?" sagte Luizzi.

„Ich bin sogar überzeugt, daß es nur Dein Fehler ist, wenn Du nicht zum Ziele gelangst."

„Aber kannst Du mir nicht einige Rathschläge ertheilen?"

„Ich?" sagte der Teufel Athem holend. „Ach, nein; ich habe nie mehr als ein sterbliches Weib die ganze Ewigkeit hindurchgeliebt, und ich konnte nie den Sieg über sie erringen."

„Und das ist?"

„Die Jungfrau Maria," sagte der Teufel mit seinem furchtbarsten Lachen; „darum hat man die Mutter Gottes aus ihr gemacht."

„Und alle andern?“

„Alle andern? Ich habe die Menschen damit gewähren lassen, Eva ausgenommen, wie ich Dir schon sagte. Da nicht mehr als zwei Menschen auf der Welt waren, so mußte ich mich wohl darein mengen, damit sie ihren Mann betrog. Wenn sie blos einen Schrecklichen, einen Kleinen, einen Stammelnden, einen Einäugigen, einen Bucklichen, einen Dummköpfigen zur Seite gehabt hätte, würde ich mir die Mühe erspart haben. Seit der Zeit habe ich mich nicht mehr damit beschäftigt, meine Rathschläge würden daher von einem sehr geschickten Meister nicht kommen.“

„Aber sage mir, ob man ihre Klugheit durch eine kühne Ueberraschung verwirren kann?“

„An diese Ueberraschung glaube ich nicht, wenigstens wissen die Weiber, gegen welche sie gerichtet sind, durchaus nichts davon, und es giebt deren jetzt wenige.“

„Besonders wenn sie verheirathet sind;“ sagte Luizzi. „Aber ist sie eine von denen, deren Einbildungskraft man durch Blicke, Worte oder schlüpfrige Gemälde aufregen kann?“

„Ich glaube nicht an diese so plötzliche Macht einer Aufregung, wenn es nicht eine Gewohnheit des Geistes, oder der Sinne ist. Man berauscht einen nüchternen Mann nicht so leicht, aber der, der alle Abende seinen Verstand verliert, ist sehr leicht zu berauschen.“

„Das hast Du mir aber in Bezug auf Deinen Bischof nicht gesagt?“

„Im Gegentheil,“ sagte der Teufel, „denn wenn der Bischof trank, berauschte er sich niemals. Es gibt Weiber, welche sich drei Liebhabern in einer Nacht hingeben, und die dennoch nicht bis zur Trunkenheit der Liebe gehen. Es ist was Diderot so treffend das wilde Thier nennt, es ist was Juvenal so gut durch sein . . . **Laxata viris et non satiata recessit** gibt.“

„Aber sage mir doch, wer ist denn diese Juliette,

deren Gegenwart auf mich eine so lebhafte und eine so dringende Gewalt ausübt?"

Der Teufel schien verlegen, endlich versetzte er:

„Alles was aufregt, befriedigt nicht, wenn man es besitzt. Es giebt Gerichte deren Anblick allein Appetit erregt."

„Indessen scheint es mir, daß diese Juliette . . ."

„Die Begierden nicht benützt welche sie erregt;" sagte der Teufel, indem er den Baron unterbrach. „Es giebt ein grausames Wort, welches den Herrn de Mére, dem letzten Liebhaber Olivias, eines Tags gesagt wurde, als es ihm begegnete, daß eine Frau, welche er angebetet hatte, sich plötzlich einem andern hingab."

„Und welches ist dieses Wort."

„Es wollte sagen," entgegnete der Teufel, „daß es nicht passend sey, die guten Grundsätze einer Frau zu erschüttern, ihr Herz aufzuregen, ihr den Kopf zu drehen, ihre Sinne zu verwirren, und nicht im Augenblicke da zu seyn, in welchem sie zu fallen entschlossen, wenn sie stark, oder zu widerstehen unfähig, wenn sie schwach ist."

„Aber welches ist denn dieses Wort."

„Es ist von einer Frau."

„Das Wort?"

„Es ist von einer Frau von Genie."

„Das Wort? das Wort?"

„Es ist von der Frau von Staël."

„Satan, Du machst Dich über mich lustig"

„Meiner Treu, mein Theurer, ich bin nichts als der Teufel; ich habe das Recht nicht, so klar zu seyn wie eine Frau und besonders wie eine Frau von Genie."

„Es ist Dein Costüm als Abbé, welches Dich so unfreundlich macht," sagte Luizzi lachend.

„Im Gegentheil, mein Meister, ich habe es zurückbehalten, weil ich Dir eine Geschichte zu erzählen habe, in welche sich ein wenig Unzucht mengt, und weil meine Erzählung in jeder andern Form lästern würde."

„Nun das Wort? das Wort?"

„Nun das Wort . . . es ist . . . nicht der schießt

immer ein, welcher den Ofen heizt. Wende das Wort um, und du wirst deine Geschichte mit Juliette und der Frau von Cerny wissen."

„Also glaubst Du," sagte Luizzi entzückt, „daß die Gräfin mir gehören wird?"

„Das wird von Dir abhängen?"

„Aber wie soll ich es beginnen?"

„Mein lieber Freund, das ist eine Frage des Lyceums."

„Die Stunde geht vorüber, und Du antwortest mir nicht," sagte Luizzi."

„Wir haben Zeit," sagte der Teufel lachend. „Die Geschichte der Frau von Cerny ist für das, was Du mit ihr zu schaffen hast, nicht lang, die ihres Mannes auch nicht, ich werde sie Dir in dem Wagen erzählen, wenn Du mich in den Faubourg Saint-Germain fahren wirst, wo ich eine junge Betschwester zu besuchen habe."

„Ich habe geglaubt, Du reisest durch die Luft."

„Mitunter, aber diese Wüthenden haben mich so trinken lassen, daß ich an die Kamine anrumpeln würde."

„Zum Henker," sagte der Baron, „Du erinnerst mich daran, daß ich nicht weiß wo die Gräfin wohnt."

„Straße Grenelle-Saint-Germain No. . . . ich gehe gleich nebenan, dann in das Ministerium des Innern."

„Willst Du Dich mit Politik beschäftigen?"

„Ja, ich habe mich mit der Wahl von N . . . zu beschäftigen."

„Wo ich als Candidat auftrete?"

„Ich glaubte Dich noch nicht entschlossen."

„Ich bin es, wenn Du mir eine einzige Sache beantworten wirst."

„Welche!"

„Ist die Erzählung der Frau von Carin wahr?"

„Ganz wahr."

„War Herr von Cerny nicht ihr Liebhaber."

„Gewiß nicht."

„Ich kann es also seiner Frau versichern."

„Sie ist davon ebenso versichert wie Du.“

„Ebenso versichert als ich? Was kann sie dann von mir wollen?“

„Ich kann Dir sagen, was sie von Dir wollen wird; sie will wissen, woher Du weißt, daß Herr von Cerny der Geliebte der Frau von Carin nicht war.“

„Es wird an meiner Versicherung genügen, um sie zu überzeugen.“

„Es ist möglich, weil sie schon davon überzeugt ist,“ sagte der Teufel lachend; „aber das wird ihr nicht erklären, wie Du selbst so gewiß darüber bist.“

„Muß ich ihr erzählen, daß ich das Manuscript Louisens gelesen habe?

„Das wäre das einfachste und vernünftigste Mittel; aber es würde zugleich dazu dienen, daß du keine Hoffnung eines Erfolgs bei ihr hättest.“

„Es giebt also ein anderes?“

„Es schlägt neun ein halb Uhr,“ sagte Satan, „wir wollen in den Wagen steigen.“

„Du willst mich noch einmal betrügen,“ sagte Luizzi, indem er klingelte, damit man sein Coupé vorfahre, welches er schon lange befohlen hatte.

„Nein, ich schwöre Dir aufrichtig, daß Du über Frau von Cerny Alles erfahren sollst, was man über sie wissen kann, und vorzüglich Alles, was Du davon wissen mußt.“

Einen Augenblick später saßen sie im Wagen und rollten der Vorstadt Saint-Germain zu.

„Nun wirst Du,“ sagte Luizzi „mir die Geschichte der Frau von Cerny erzählen, wenn es Dir beliebt.“

„So vernimm denn“ versetzte der Teufel, „die Geschichte der Frau von Cerny.“

IV.

Geschichte der Frau von Cerny.

Und der Teufel fuhr, in eine Ecke des Wagens gelehnt, fort:

„Denke Dir, daß ich mich zu einer jungen Frau wende, welche sicherlich eine Ausnahme für die herrschende Zeit ist, sie ist schön, anmuthig, wohlgebaut, hat eine weiße und feine Haut, kurz sie ist von guter Race, die Frau eines Sachwalters endlich, nicht mehr, nicht weniger; folglich eine Frau, ganz geeignet zu einer bloßstellenden Leidenschaft oder einem galanten Abenteuer; sie hatte überdieß einen gewissen Grad von Exaltation im Herzen und eine starke Dosis eigenwilliger Laune im Kopfe, welche, wenn sie in gute Hände gefallen wäre, aus ihr eine jener mittelmäßigen Existenzen machen müßten, die unter einer Menge kleiner, geheimer Sünden und Aergernissen bei verschlossenen Thüren sich kümmerlich durchbringen, Existenzen, welche das Glück der Weiber und fast immer das der Ehemänner begründen.“

„Ist das die Geschichte der Frau von Cerny, welche Du mir erzählst?“

„Sie wird an der gehörigen Stelle kommen,“ entgegnete der Teufel..... Dann fuhr er fort:

„Ich dachte keinen Augenblick daran, daß dieses kleine Geschöpf der Mühe werth sey, daß ich mich mit ihr beschäftige, und ich hatte den Männern und den Frauen

die Sorge überlassen, sie zu verderben; aber unterstand sich ihre Mutter nicht, sie der Sorgfalt eines alten Pfarrers anzuvertrauen, der jene Exaltation, aus welcher ich Nutzen zu ziehen gedachte, auf die Religion, und jene Hartnäckigkeit, welche sie auf dem schlechten Wege beharren lassen mußte, sobald sie denselben betreten hatte, auf die Seite der Pflichterfüllung lenkte. Mein kleines Mädchen wird fromm und standhaft, sie verheirathet sich, heirathet aus Liebe ihren Gatten, einen Mann voll Ehre und war nun eine ruhige und ehrbare Frau, dann endlich eine aufmerksame und wachsame Mutter ihrer zwei hübschen Kinder. Das schien mir zu weit zu gehen, und ich beschäftigte mich damit, alle diese guten Eigenschaften nach meinem Sinne zu verbessern. „Parbleu, Madame," sagte ich zu mir selbst, „Sie sind fromm, ich werde Sie andächtig machen, Sie sind standhaft, ich will Sie eigensinnig machen; Sie sind ehrbar, ich will Sie spröde machen bis zur Stumpfsinnigkeit; Sie sind wachsam, ich werde Sie argwöhnisch machen, Ihr häusliches Leben ist ein Paradies, ich werde eine Hölle daraus machen."

„Aber Du bist mitleidslos."

„Wohlan doch!" entgegnete der Teufel; „ich bin ein besserer Christ, als ihr alle; ich behandle meinen Nächsten wie mich selbst."

„Und durch welches bezaubernde Mittel hast Du ein so schönes Resultat erlangt?"

„Ich habe ihr alle diese hübschen Fehler durch dasselbe Mittel verliehen, welches ihr diese schönen Eigenschaften verschafft hatte."

„Wie das?" fragte der Baron.

„Diese Person war ein reizendes Weib geworden durch die Sorgfalt eines heiligen Führers; ich gab ihr einen schlimmen."

„Um die guten Grundsätze dieser Frau zu untergraben und das Werk des ehrlichen Pfarrers zu zerstören."

„Nein!" entgegnete der Teufel, sich behaglich in die

weichen Kissen der Halbchaise lehnend. — „Ich untergrub nicht das Gebäude dieser Tugend, aber ich trieb es zu einer unmäßigen Höhe empor: den Gipfel überladen oder die Grundlage untergraben sind zwei vortreffliche Mittel, ein Denkmal umzustürzen. Ich erdachte einen der eigenthümlichsten Gewissensfälle, welche je ersonnen worden seyn mögen.“

„Und was ist das für ein Gewissensfall?“

„Zuerst muß ich Dir sagen, daß es eine gewisse religiöse Moral gibt, welche darauf besteht, Alles was Vergnügen ist, als Sünde zu betrachten. Die Fakirs und die Trappisten sind die Anhänger dieser Moral. Für diese ist es nicht nur ein Verbrechen, mehr zu essen, als nothwendig, sondern auch eine Sünde, mit Lust zu essen. Nun, nachdem ich meinen Pfarrer auf ein Generalvicariat hatte ernennen lassen, erstlich um ihn an sein Verdienst glauben zu lassen, und im Vorbeigehen seiner Jugend ein wenig das Bein zu unterstellen, ließ ich seine Stelle durch einen jungen Priester besetzen, zur Gattung der Fakirs gehörig, warm noch vom Seminar und theologischen Erörterungen, und wies meine kleine Person an ihn.“

„Und er verliebt sich in sie?“

„Guter Gott! Guter Gott! Mein Theurer, wie dumm Du manchmal bist!“ sagte der Teufel in einem verzweifelten Tone; „wahrhaftig, Du bringst mich noch zur Verzweiflung. Ich habe Dir gesagt, daß ich einen gewissen, eigenthümlichen Gewissensfall erdacht hatte. Das steht, wie mir scheint, in keiner großen Beziehung zu der so alltäglichen und gemeinen Geschichte eines verliebten Beichtvaters.“

„Wir werden sehen. Werden wir damit zum Ende kommen?“ sagte der Baron, gekränkt durch die Ausrufung des Teufels; „und was ist das für ein Gewissensfall?“

„Es ist ein solcher, von welchem ich Dir gesagt habe,“ entgegnete der Teufel; „ein solcher, welcher darauf besteht, jedes Vergnügen als Sünde zu betrachten, es ist dieser

Gewissenszweifel in der höchsten Ausschweifung. — Nun, eines Tages, als meine reizende Andächtige beichtete.....

„Sie war also aus Andacht dort?" sagte Luizzi.

„Sie war es bis zum Bußhemde."

„Wie im Bußhemde?"

„Ja, im Bußhemde."

„Wo, beim Teufel, hat man deren in unseren Tagen?" rief Luizzi.

„Wo Leute Deiner Art sie nicht sehen können, in Betracht, daß Frauen, welche sie tragen, nicht die Gewohnheit haben, dahin sehen zu lassen."

„Das muß doch sehr unterhaltend seyn, eine Betschwester!"

„Ach!" sagte der Teufel, verliebt mit der Zunge über die Lippen streichend.... „Das ist von reizendem Geschmack, im höchsten Grade pikant, köstlich überzuckert; eine verliebte Betschwester, das ist ein Ragout von Honig und Pfeffer, von Zuckerwerk und Piment, welches den Gaumen zugleich kratzt und kitzelt; aber es bedarf zu einer solchen Mahlzeit eines stärkeren Magens, als der Deinige ist. Es bedarf zu einer derartigen Liebe, solcher, die von der Härte desjenigen meines Erzbischoffs hinsichtlich der Gefräßigkeit sind, und beide finden sich unter dem Priesterrocke behaglich. Aber ich kehre zu meiner Andächtigen an dem Tage zurück, wo sie im Beichtstuhle war. Höre mein Gespräch mit ihr."

„Du warst es also?"

„Alles was böse ist bin ich. Der Abbé Molinet sprach, aber ich war es, der ihm souflirte. Ich sagte also sanft und mit einer salbungsvollen Stimme zu meinem Püppchen:"

„„Seitdem ich Ihr Gewissen berathe, meine Tochter, habe ich erkannt, daß Sie in den meisten Dingen dieser Welt auf dem rechten Pfade des Heils sind; aber ein Zweifel quält mich, denn wenn man einer so reinen Tugend begegnet, wie die Ihrige, so würde man sie vollkommen wünschen, wenn etwas anderes vollkommen seyn könnte, als Gott allein.""

„Das hast Du gesagt, Satan?"

„Und warum nicht," erwiderte der Satan. „Gott ist vollkommen, weil er mich gemacht hat, er ist sogar nur in dieser Eigenschaft vollkommen; denn wenn das Uebel nicht von mir käme, müßte es von ihm kommen, und zum Teufel dann mit seiner Vollkommenheit. Aber Du unterbrichst mich unaufhörlich. Das also sagte ich zu meiner kleinen Betschwester und sie antwortete mir:"

„„Ich habe mein Gewissen genau geprüft, und ich versichere Ihnen, ich entdeckte keine andere Sünde darin, als diejenigen, welche ich Ihnen eben gebeichtet habe.""

„„Das kommt daher, weil es Sünden gibt, welche man manchmal unwissend begeht.""

„„Nennen Sie sie mir, mein Vater.""

„„Ungeheure Sünden!""

„„Ach! ich werde sie fliehen; sprechen Sie, ich höre.""

„„Dann antworten Sie mir aufrichtig: wie lange ist es, daß Sie entbunden worden sind?""

„„Achtzehn Monate.""

„„Achtzehn Monate! Zweimal neun Monate,"" sagte ich in einem finsteren Tone; „„und seit achtzehn Monaten haben Sie in Keuschheit und Enthaltsamkeit gelebt?""

„„Ich bin verheirathet, mein Vater, und ich glaube, meine religiösen Pflichten nicht zu verletzen, wenn ich den Wünschen meines Gatten gehorche.""

„„Und was bezweckt er mit diesen Wünschen?""

„„Mein Vater, ich kann nichts darauf antworten, und ....""

„„Sie haben kein Kind gehabt seit achtzehn Monaten?""

„„Nein, Vater; meine letzte Niederkunft war sehr schwer, und mein Arzt ließ mir die ernstesten Unfälle fürchten, wenn ich ein anderes Kind bekäme.""

„„Der Elende!"" rief ich.

„„Meine Gesundheit ist so schwach."" ....

„„Ach! nichtswürdiges Geschöpf!"" rief ich, mit leiser Stimme eifernd; „„Deine Gesundheit ist zu schwach, um ein Kind zu gebären, welches zur Welt kommen will,

und sie ist stark genug, um den Wünschen Deines Gatten zu gehorchen, wie Du in Deiner abscheulichen Ausdrucksweise sagst; aber Eure Vereinigung ist kein geheiligtes Band mehr, sie ist eine unreine Ausschweifung, welche den Willen des Herrn vergißt, der gesagt hat: Seyd fruchtbar und mehret Euch!''''

,,,,Aber ich dachte'''' . . . . . entgegnete sie zitternd.

,,,,Du dachtest, Unglückselige!'''' schrie ich in Wuth . . . .

,,,,Du dachtest . . . . und das ist es, was Dich in's Verderben stürzte; es ist die Einbildung, es ist die Eitelkeit . . . Du dachtest!''''

,,Ich stieß einige Exclamationen hervor und murmelte mehrere unserer lateinische Brocken; denn mit einigen Um, einigen Us und einigen O, mit welchen man während eines kleinen Gemurmels durch die Lippen gut um sich wirft, macht man vollkommenes Kirchenlatein. Endlich schien ich beruhigt und erläuterte nun meinem Beichtkinde, daß nach den Aussprüchen unserer gelehrten Kirchenväter jedes Vergnügen, welches nur das Vergnügen zum Zwecke hat, eine Todsünde ist, und setzte sie durch diese lange Reihe von Kindermorden, deren sie sich mitschuldig gemacht hatte, in Schrecken.''

„Aber das ist eine Einfältige,'' sagte Luizzi, „und sie mußte an einen solchen Einfaltspinsel gerathen.''

„Mein Meister,'' erwiederte der Teufel, „ich kenne eine Frau der Art, welche neunmal ihren Beichtvater gewechselt hat, um die Absolution für dieses Verbrechen zu erhalten, und sogar, um einen Priester zu finden, der sie nicht über dieses Kapitel befrage, ohne diesen Zweck zu erreichen. Nun hat sie darauf verzichtet.''

„Worauf?'' fragte Luizzi. „Auf die Sünde?''

„Nein doch, auf die Absolution. Aber nicht das Gleiche war bei dieser hier der Fall?''

„Aber welche Folgen sind daraus für sie entstanden?'' fragte Luizzi.

„Die Folge, daß sie ihrem Manne bedeutete, sein

Bett von dem ihren zu trennen, wofern er nicht ein drittes Kind bekommen wolle."

„Der Mann schrie Anfangs, aber sie widerstand muthig, er forderte, sie antwortete als überspannte Frömmlerin, er behandelte Sie als Närrin, sie ihn als einen elenden Wüstling: sie erbitterten, beleidigten, ärgerten einander, und Dank der Art, wie ich diese Angelegenheit angegriffen, das Weib ging alle Morgen zur Beichte, und der Mann alle Abende in die Stadt, um zu übernachten."

„Ach, geh!" sagte Luizzi. „Du lügst?"

„Wenn Du daran zweifeltst;" entgegnete der Teufel, „so will ich Dich zu ihr hinaufbringen; denn wir sind an der Thüre dieser Frau von Arnetai."

„Danke. Aber muß ich halten lassen?"

„Unnöthig," sagte der Teufel.

„Oeffne doch den Schlag!"

„Unnöthig," sagte der Teufel noch einmal.

„Laß die Fenster herunter!'

„Unnöthig," wiederholte der Teufel.

In der That streifte er mit der Nagelspitze seines kleinen Fingers über die vier Ränder des Glases, welches sich ablösete, als wäre es durch den besten Diamant eines Glasers geschnitten worden, und augenblicklich entwischte Satan durch diese improvisirte Oeffnung.

Aber in demselben Augenblicke erinnerte sich Luizzi, daß es nicht die Geschichte der Frau von Arnetai gewesen sey, welche zu hören er den Teufel in seinen Wagen genommen habe, und er erwischte ihn bei dem Beine; aber dieser ließ nur den Schuh in seiner Hand zurück. Luizzi fing schon an, sich darüber zu ärgern, als der Teufel, welcher sich an den Schlag gehängt hatte, den Kopf durch das zerbrochene Fenster steckte.

„Gib mir meinen Schuh zurück!" sagte er zu dem Baron.

„Erzähle mir die Geschichte der Frau von Cerny!"

„Herr von Cerny war einer der schönsten Männer

seiner Zeit und einer der größten Wüstlinge. Gieb mir meinen Schuh zurück!"

„Die Geschichte der Frau von Cerny!"

„Herr von Cerny, welcher eine Reise nach Aix gemacht hatte, führte dort ein so lustiges Leben, daß er, Dank einem jungen Mädchen mit einem Gesichte, frisch wie eine Rose, beinahe daran sterben mußte. Gib mir meinen Schuh zurück!"

„Die Geschichte der Frau von Cerny oder keinen Schuh!"

„Wiedergenesen von der langen Krankheit, welche ihm das junge Mädchen verursacht hatte, und von seinem liederlichen Leben gebessert, kehrte er in die Welt zurück und verliebt sich in Fräulein Léonie von Assimbret."

„Endlich einmal sind wir da! und Fräulein von Assimbret....."

„Herr von Cerny umgab sie mit so besonderen Aufmerksamkeiten, daß er damit aufhörte, sie bloß zu stellen."

„Und Léonie?"

„Herr von Cerny wurde durch seine Familie und die des Fräuleins von Assimbret gezwungen, Fräulein Léonie zu heirathen."

„Aber sie..... sie!" rief Luizzi ungeduldig.

„Herr von Cerny sträubte sich dagegen mit aller Gewalt."

„Du machst Dich über mich lustig."

„Endlich von dem unermeßlichen Vermögen des Fräuleins von Assimbret gerührt, hörte Herr von Cerny damit auf, sie zu heirathen."

„Sehr gut! und seit dieser Zeit?"

„In der Brautnacht"......

„Satan, gib Acht, ich habe meine Glocke."

„In der Brautnacht näherte sich Herr von Cerny dem Bette seiner Frau mit feierlichem Wesen."

„Sie hatte ihn vielleicht getäuscht?"

„Herr von Cerny begann ein langes Gespräch, eine

Rede von ungeheurer Weitschweifigkeit, und nach tausend Umschreibungen sagte er ihr die ganze Wahrheit."

„Welche Wahrheit."

„Er entdeckte ihr, wie jene galante Krankheit, von welcher er in einem Augenblicke angesteckt worden war, und die sechs Monate gedauert, ihn gemacht hatte." . . . .

„Untüchtig vielleicht?"

„Du hast es gesagt!" erwiederte der Teufel. „Herr von Cerny ist untüchtig; da hast Du die ganze Geschichte der Frau von Cerny!"

„Untüchtig!" wiederholte Luizzi, sich vor Lachen windend.

„Meinen Schuh! Ich bitte Dich darum."

„Untüchtig!"

„Meinen Schuh! Schnell meinen Schuh! Denn da bist Du nun an der Thüre der Frau von Cerny."

„Untüchtig!" wiederholte der Baron, sich an die Antwort von Frau von Cerny erinnernd: — „Ich kann Sie über die Ergebnisse der Aufmerksamkeiten des Herrn von Cerny für Frau von Carin beruhigen!" und indem er über die sehr natürliche Uebertragung lachte, welche sie dieser Versicherung zu geben gewußt hatte.

„Meinen Schuh! Meinen Schuh!" wiederholte der Teufel.

„Untüchtig! Untüchtig!" wiederholte der Baron.

V.

Die Frau.

Der Wagen hielt an und Luizzi lachte noch immer so stark, daß er der Reclamation des Teufels keineswegs entsprochen hatte. Er hatte den Schuh in der Hand behalten und hielt ihn noch, als er ausstieg, während er,

unter einem erstickten Lachen, fortwährend das unselige Wort: Untüchtig! Untüchtig! murmelte.

So stieg er bis zu den Gemächern der Frau von Cerny hinauf und gab einem Bedienten Befehl, ihn zu melden. Das lustige Aussehen Luizzi's mochte ohne Zweifel diesem Bedienten sehr sonderbar dünken, denn er prüfte den Baron mit erstaunter Miene und warf zwei oder dreimal einen Blick auf das, was er in der Hand hielt. Armand, durch diese seltsame Prüfung endlich aufmerksam gemacht, daß er etwas Außergewöhnliches an sich haben müsse, folgte dem Blicke des Bedienten mit den Augen und bemerkte nun erst, daß er den Schuh des Teufels in der Hand hielt. Dieß konnte die lustige Stimmung nur erhöhen, in der er sich befand, und noch stärker, als vorher lachend, befahl er dem Bedienten, den Baron von Luizzi zu melden.

Während der Diener in das Gemach trat, sah Armand, der allein im Vorzimmer geblieben war, sich um, ob er nicht den Teufel gewahren könne, um ihm seinen Schuh zurückzugeben; da er ihn nicht fand, schickte er sich an, den Schuh zu untersuchen. Dieser Schuh war reizend, schmal, zierlich, geschweift, von kernhaftem, glänzendem Leder, mit rosenrothem Atlas gefüttert, funkelnd wie Email, einer jener Schuhe, bestimmt am Fuße eines Frauenbettes gelassen zu werden, um von der anspruchsvollen Eleganz desjenigen, welcher sie trägt, zu zeugen, wenn sie durch Zufall bemerkt werden.

Luizzi bewunderte noch immer diesen hübschen Schuh, fortwährend bei dem Gedanken lachend, daß der Teufel vielleicht gedachte, ihn bei der schönen Betschwester zu vergessen, welche er eben besuchte. Da hörte er den Bedienten zurückkommen und weil er nun nicht wußte, was er mit der Fußbekleidung seines Freundes Satan anfangen solle, steckte er ihn in die Seitentasche seines Rockes und trat bei Frau von Cerny ein. Man ließ ihn durch drei große Piècen von verschiedenem Style, einen römischen Speisesaal, einen gothischen Salon und eine Bibliothek im

Renaissance-Geschmacke schreiten, dann kam er noch durch das Schlafzimmer, welches rein à la Louis XV. war, und betrat endlich am entlegensten Ende des Hotels ein chinesisches, achteckiges Boudoir, das mit dem ausgesuchtesten Luxus eingerichtet war.

Alle Fächer waren schwarz lackirt, die Tapeten und die Meubelüberzüge von schwarzem Atlas, mit Seide in den grellsten Farben gestickt; die Divans, sehr nieder, waren von den gleichen Stoffen, ebenso war der Plafond damit bedeckt, so daß man bei dem ersten Anblick dieses Boudoir einem erleuchteten Trauergerüste hätte vergleichen können.

Aber wenn man bei dem Scheine der blassen, rosenrothen Wachskerze, welche in einer Lampe von böhmischem Krystall, die an Bronzeketten am Plafond hing, das Boudoir erleuchtete, alle diese bizarren Zeichnungen, alle diese fantastischen Vögel mit glänzendem Gefieder, alle diese grotesken Figuren, deren gelbe Gestalten auf dem schwarzen und von Firniß glänzenden Email blitzend hervortraten, erkannte, wenn man all' dies durchsichtige und seltsame Porcellan, diese Stickereien von breiter, glänzender Seide, diese niederen Meubel, überladen mit tausend Ueberflüssigkeiten von gedrehtem Gold und ciselirtem Silber sah, diese wunderbaren Blumen in unförmlichen Vasen, diese durchdringenden Wohlgerüche, den wunderlichsten Riechbüchschen entströmend, dann begriff man, daß man sich in einem jener Heiligthümer der Mode befand, in all' dem, was sie Seltsames und Ungeräumtes an sich hat. Dann, einen Augenblick nachher, wenn man einen Moment dem Einflusse dieses zauberhaften Ortes unterworfen war, errieth man leicht, daß der düstere Glanz dieses Cabinets, die ausgesuchte Häßlichkeit all seines ganzen Schmuckes, vielleicht nicht so unvernünftig waren, als sie anfänglich geschienen. In der That saß die große und blonde Frau von Cerny halbliegend auf dem schwarzen Atlas dieses Divans; sie trug ein weißes Mousseline-Kleid, welches sie auf dem

dunklen Grunde dieses Stoffes wie einen weißen Feenschatten in der Nacht hervortreten ließ; ihr Haupt ruhte auf einem Kissen, dessen Eiderdunen, unter dem schwarzen Ueberzuge aufgebläht sich rings um ihr blendendes Gesicht wiederaufrichteten, und es bewundrungswürdig einrahmten, während die dichten und langen Locken ihrer schönen blonden Haare sich in reichen Flechten golden über diesen dunklen und ernsten Rahmen ergoßen.

Frau von Cerny war schön, aber Luizzi erkannte, als er sie sah, wie sehr der Teufel Recht hatte, wenn er von der Verführung mit ihm sprach, welche durch jene entlehnte Anmuth entsteht, mit der eine Frau sich schmückt. In der That verschwand die Schönheit der Frau von Cerny in diesem Augenblick unter dem magischen Reiz dieses kühnen Contrastes und es war die blendende Weiße ihres Kleides und das liebliche Blond ihrer Haare, welche alle Kosten des ersten Gefühles von Bewunderung trugen, die das Herz Luizzi's ergriff.

Diese Regung des Staunens zerstreute die Fröhlichkeit, welche sich des Barons bemeistert hatte; er konnte die Gräfin begrüßen, ohne ihr ins Gesicht zu lachen, und ließ sich ernst auf den Sitz nieder, welchen die Gräfin ihm mit der Hand anwies; denn sie schien zu bewegt, um sprechen zu können.

„Ich habe Ihren Befehl befolgt," sagte der Baron zu ihr, „und erwarte nun von Ihnen die Darlegung des Beweggrundes, welcher mir eine so reizende Gunst, wie die, welche ich empfange, verschafft."

„Ich weiß nicht, bis zu welchem Punkte man eine Darlegung, die sehr ernst werden kann, eine Gunst nennen darf," erwiderte Frau von Cerny.

„Sie haben Recht, gnädige Frau, und ich weiß nichts, was Sie beträfe, das nicht sehr ernst wäre oder seyn sollte."

„Ich wünschte, Sie besser zu verstehen, mein Herr."

„Ich weiß mich nicht besser zu erklären."

„Dennoch ist es an Ihnen, sich ganz deutlich zu erklären, was ich Ihnen vorführen will," sagte Leonie mit Nachdruck. „Was verstanden Sie darunter, als Sie sagten, daß Alles, was Bezug auf mich habe, sehr ernst sey?"

„Sie fordern eine Erklärung; ich gehorche," sagte Luizzi, welchem dieser Anstand der ihn umgab, die ungezwungene Haltung seiner guten Erziehung zurückgab. „Ja, gnädige Frau, Alles was Bezug auf Sie hat, muß ernst seyn. Eine geistige Verbindung wird ernst werden mit einer Frau, deren geistige Ueberlegenheit die höchsten socialen und politischen Fragen erforscht und gelöst hat. Die Freundschaft wird ernst werden für eine Frau, die mit ihren Vorzügen die ganze Aufopferung, die ganze Festigkeit verbindet, welche diese Zuneigung so heilig machen; und endlich, wenn man es wagen würde, Frau von Cerny mit Liebe zu umfassen, so würde diese Leidenschaft ernst seyn; denn sie würde zugleich auf der höchsten Achtung für den edelsten Charakter und auf der lebendigsten Anbetung der vollkommensten Schönheit beruhen."

Die unumwundene Freimüthigkeit dieser Lobrede, der aufrichtige und ehrfurchtsvolle Ton, in dem sie vorgebracht wurde, setzten Anfangs Frau von Cerny in Verlegenheit, schienen sie aber nicht zu erzürnen. Dennoch antwortete sie, nach augenblicklichem Schweigen, lächelnd:

„Wahrhaftig, ich bewundere, wie Ihr Herren uns verachtet!"

„Gnädige Frau," rief Luizzi, „was sprechen Sie von Verachtung? Seyen Sie überzeugt, daß meine Ehrfurcht für Sie so wahr ist . . . ."

„Ach, entschuldigen Sie sich nicht; Sie haben mich nicht verstanden," sagte die Gräfin, den Baron unterbrechend. „Ich bewundere, wenn Sie wollen, wie gering Ihr uns schätzt, — wenn das Wort: „Verachten" Ihnen Angst macht — weil Ihr nicht einen Augenblick bei einer Frau seyn könnt, ohne die Unterhaltung gewalt-

sam zu verdrehen, um ihr zu sagen, wie schön und dazu gemacht sie sey, um geliebt zu werden."

„Das kommt daher," antwortete Luizzi lächelnd, „weil es schwer ist, viele Dinge mit dem nämlichen Blicke zu bewundern und zu umfassen. Das geistige Auge verweilt, wie das körperliche, ohne zu wählen, auf dem, was den größten Eindruck auf dasselbe macht; und für diejenigen, welche nicht die Ehre haben, den ganzen Glanz Ihrer hohen Fähigkeiten in vertraulicher Annäherung schätzen gelernt zu haben, ist es ganz natürlich, daß Sie sich hingeben, Betrachtungen über das anzustellen, was sie Ihnen nicht verbergen können, über den feingebildetsten Geist, über die ausgesuchteste Anmuth und die reinste Schönheit."

Frau von Cerny wendete sich, ohne ihren Platz zu verlassen, gegen den Baron, betrachtete ihn aufmerksam, und sagte dann mit aufrichtigem Lächeln:

„Sie sind geschickt darin, auf Ihre Thesis zurückzukommen; aber ich halte Sie für falsch: es scheint mir, daß die Bewunderung eines Mannes für eine Frau, wenn sie anders diese Bewunderung verdient, alles das umfassen muß, was Ursache ist, daß sie dieselbe verdient, und daß nur in dem Falle, wenn man die hohen Fähigkeiten, von denen Sie sprachen, in ihr nur in einem niederen Grade erkennt, man dieselben leicht vergißt."

„Ach, wie sehr täuschen Sie sich, gnädige Frau!" rief Luizzi lebhaft; „geruhen Sie, mich anzuhören, ohne meine Meinung mißzuverstehen, und vielleicht werden Sie erkennen, wie sehr ich recht habe."

„Nun denn, ich höre", versetzte Frau von Cerny, indem sie ihre Hände über das schwarze Kissen faltete, welches sie einnahm, und ihr Haupt anmuthig in ihre beiden verschlungenen Hände legte.

„Es ist eine Sache," fuhr Luizzi fort, „von der Sie wohl überzeugt seyn müssen, gnädige Frau, jene aufrichtige und wahre Ehrfurcht, die Sie einflößen, jene tiefe und reine Hochachtung, welche Ihnen gebührt. Das,

wovon Sie nicht weniger überzeugt seyn müssen, ist, daß es leicht ist, diese beiden ernsten Empfindungen, wenn nicht zu vergessen, doch sie durch eine lebhaftere, glühendere, wiewohl hoffnungslose Verehrung beherrschen zu lassen."

„Ich gebe das alles zu, mein Herr;" sagte Frau von Cerny lächelnd, „ich bin nicht von so schlechtem Glauber, um es zu leugnen."

„Nun Madame," entgegnete Luizzi, „ebenso, wie die reinste Liebe einen Augenblick die Ehrfurcht beherrschen kann, welche man Ihnen schuldig ist, ebenso kann ein unsinniges Verlangen einen Augenblick diese so reine Liebe beherrschen. Der Mann, welcher Sie von Seite Ihrer Schönheit, Ihrer Anmuth, Ihres Geistes betrachtet, liebt Sie unwillkürlich; derjenige, welcher Sie hier sähe, der dieses schöne Gesicht sähe, so kokett auf diese schönen Hände gestützt, diesen ebenso schönen Körper, in seiner ganzen Anmuth, in der ganzen Fülle seiner Vollkommenheit hervortretend, diese aufgelösten Haare, entfernt von allem Zwange einer künstlichen Frisur, und über diese göttlichen Schultern herabrollend; derjenige, welcher diese berauschende Düfte, die Luft dieses Asyls einathmen würde, derjenige, der dieses Licht, so verschleiert, daß es wie ein Mysterium erscheint, sähe, derjenige, gnädige Frau, könnte einen Augenblick, einen einzigen Moment vielleicht, der Ehrfurcht, welche Ihrer Jugend gebührt, der zärtlichsten Ehrfurcht einer heiligen Liebe vergessen um zu fühlen daß keine Frau in der Welt ist, welche ringsum sich einen so mächtigen Taumel verbreitet, daß man träumen könnte, es sey das unaussprechlichste Glück, welches ihm so viele Schönheiten hingebe."

Während Luizzi mit schüchterner und bewegter Stimme so sprach, hatte Frau von Cerny die Augen gesenkt, sie hatte langsam ihr Haupt erhoben und sich auf den Divan gesetzt, auf welchem sie bis jetzt liegen geblieben war. Eine lebhafte Röthe überzog ihr Gesicht,

und ihr kurzer Athem bezeugte, daß die Worte Luizzi's ihr eine Aufregung verursacht hatten, welche der Baron für Verlegenheit und Schaam über eine solche Erklärung halten mußte; deßhalb rief er schnell:

„Ich habe Sie doch nicht beleidigt, gnädige Frau; ich habe auf eine allgemeine Frage durch Wahrheit geantwortet, welche auszuführen ich vielleicht Unrecht hatte, die Sie aber keineswegs verwunden darf. Ich sprach von dem unfreiwilligen Auflodern einer Flamme, welche jede Frau, schön wie Sie, zum Ausbruche bringen kann, aber welche nur Sie zu läutern vermögen, ohne sie auszulöschen."

Frau von Cerny antwortete noch immer nicht, aber ihr Aussehen war weniger verwirrt und weniger befangen; Luizzi wollte keinen ärgerlichen Eindruck zurücklassen und fuhr fort:

„Muß ich Sie anklagen, um mich zu vertheidigen? Muß ich Sie erzürnen, um Sie zu beruhigen? Muß ich Ihnen sagen, daß es Ihr Fehler ist, zugleich so heilig und so reizend zu seyn."

„Nein, nein," versetzte Frau von Cerny lächelnd; „es ist sehr überflüssig, noch einmal anzufangen; aber Sie haben mich eben über eine Sache belehrt, welche mich außerordentlich erfreut, das ist, daß man auf die höflichste Weise einer Frau die impertinentesten Dinge sagen kann."

„Ach, Madam . . . . ."

„Ich bin Ihnen deßwegen nicht böse; im Gegentheil es ist eine Wissenschaft, die ich erfreut bin, bei Ihnen getroffen zu haben; denn, mein Herr, wir haben ja den Gegenstand noch nicht erörtert, um dessen Willen Sie hier sind; wir sind noch weit entfernt von der Erläuterung, um welche ich Sie bat."

„Und was ist das für eine Erläuterung?" fragte Luizzi, den Verwunderten spielend.

„Ich kann Sie, haben Sie zu mir gesagt, über die Folgen der Aufmerksamkeiten des Herrn von Cerny

für Frau von Carin beruhigen. Wollen Sie mich wohl belehren, wie Sie mir jene Sicherheit geben können, welche Sie selbst mir angeboten haben?"

„Verzeihen Sie mir, daß ich Frau von Carin, Ihnen gegenüber, einen solchen Lobspruch ertheilte;". versetzte der Baron, dem es nicht in den Sinn kam, dieser Frau offen oder unverschämt zu antworten; „aber ich würde mit meiner Ehre für die Unschuld der unglücklichen Luise bürgen."

„Sie haben also Beweise dieser Unschuld?"

„Ich habe die Ueberzeugung davon."

„Nicht mehr?"

„Nicht mehr."

„Das ist es nicht, was Ihre Worte sagen zu wollen schienen?"

„Ich bitte Sie," sagte der Baron lebhaft, „denselben keinen anderen Sinn zu leihen, als den sie haben."

„Und welchen Sinn würde ich Ihnen haben leihen können, mein Herr," entgegnete die Gräfin, „wenn Sie nicht auf eine sichere und besondere Art wissen, daß diese Vertraulichkeit, von der die ganze Welt gesprochen, nicht die strafbaren Folgen hat, welche man ihr zuschreibt?"

„Sind Sie sehr überzeugt von diesen strafbaren Folgen?" sagte der Baron lächelnd.

Die Purpurröthe, welche das Gesicht der Frau von Cerny überflog, der forschende Blick, welchen sie auf den Baron heftete, bewiesen diesem, daß er zu weit gegangen war. Léonie fuhr fort:

„Und warum wollen Sie, daß ich nicht an diese strafbaren Folgen glaube, mein Herr?"

Luizzi suchte auszuweichen und stotterte in einem verlegenen Tone:

„Die Gefühle des Herrn von Cerny, seine Grundsätze . . . ."

„Sie wissen, daß hinsichtlich seiner Grundsätze über die Treue Herr von Cerny eben nicht für ein Muster gilt."

„Seine Stellung . . . . . ."

„Seine Stellung ließe sehr gut eine Liaison mit der Tochter des Marquis von Vaucloix zu."

„Seine Liebe für Sie . . . . ."

„Wir haben niemals für sehr zärtliche Gatten gegolten."

„Die Tugend der Frau von Carin, deren Reinheit ich hier bezeuge . . . . ."

„All' das ist nicht die rechte Antwort, mein Herr; warum denken Sie, daß ich nicht an die vollkommene Untreue des Herrn von Cerny glauben dürfte?"

Das Wort „vollkommene Untreue" machte den Baron im vollen Ernste lachen; dann, sich durch diese beharrlichen Fragen gedrängt sehend und ein Wort findend, das als Text einer doppelsinnigen Antwort dienen konnte, sagte er, indem er sich die Worte so langsam als möglich entfallen ließ:

„Eine vollkommene Untreue, sagen Sie? Das ist ein Verbrechen der Liebe, dessen Sie . . . . Sie Herrn von Cerny nicht für fähig halten können."

Léonie schien Todesangst auszustehen, aber auch fest entschlossen, dem Baron eine kategorische Antwort abzuzwingen; denn sie fuhr in zorniger Ungeduld fort;

„Aber warum soll ich Herrn von Cerny dessen nicht fähig halten können? Nun, mein Herr, können Sie, der Sie die Kunst verstehen, Alles zu sagen, nicht eine passende Umschreibung finden, um mir das zu erklären, worüber Sie mich belehren müssen?"

„Habe ich denn etwas, worüber ich Sie belehren muß, und warum mich zwingen, mich gegen Sie zu erklären," entgegnete Luizzi mit einem flehenden Blick, „da Sie mich so gut verstanden haben?"

„Ich," sagte Frau von Cerny in einem Tone des Staunens; „ich verstehe nichts, wenn es nicht das ist, daß Sie mir völlig unbekannte Gründe haben, mir die Beweggründe Ihrer Ueberzeugung zu verbergen."

Der Baron fand endlich die Hartnäckigkeit der Frau von Cerny so außergewöhnlich, daß er dieser lan-

gen Doppelsinnigkeit ein Ende machen wollte. Deßhalb, da er sich geschämt hätte, eine Frau, die wahrhaftig nur Mitleid für ihr Unglück, und Hochachtung wegen ihrer Ergebung verdiente, auf irgend eine Weise zu verwunden, erwiderte Luizzi sanft:

„Wenn ich das Unrecht begangen hätte, Sie, wie vielleicht so viele Andere es gethan, über die Untreue des Herrn von Cerny zu beunruhigen, würden Sie mir verzeihen, wenn ich Sie bäte, einer unbedachten und in der Hinreißung des Gesprächs mir entwischten Aeußerung zu vergessen; werden Sie weniger nachsichtig seyn, weil ich versuchte, Sie glauben zu machen, daß Ihr Gemahl Ihnen nicht habe untreu seyn können?"

Luizzi hatte das in dem flehendsten, unterwürfigsten und angemessensten Tone gesagt; aber er ging auf einem so schlüpfrigen Boden, daß ohne sein Wissen der letzte Theil seiner Rede das Ansehen eines abscheulichen Scherzes annahm, und Frau von Cerny antwortete daher in einem stolzen und festen Tone:

„Das ist nicht das Benehmen eines Mannes von Ehre; ich frage Sie entschieden und offen, woher Ihre Ueberzeugung von der Unschuld des Herrn von Cerny kommt. Antworten Sie mir, wie ich Sie frage, ohne Schonung . . . . Ich kann und werde Ihre Antwort, welche sie auch sey, hören, ohne daß Sie nöthig haben, sie in passende Worte einzukleiden. Ich höre Sie, mein Herr."

„Nun, gnädige Frau," erwiderte Luizzi, welchem der Ton dieser Frage den seiner Antwort diktirte, „ich weiß Alles, was Sie wissen."

Dann hielt er inne, da er sich nicht entschließen konnte, ein ausführlicheres Geständniß einer Frau zu machen, deren Rang ihn vielleicht noch mehr, als ihre Tugend in Verlegenheit setzte.

„Und was, mein Herr, wissen Sie, das ich weiß, und das Sie nicht zu sagen wagten?" entgegnete Frau

von Cerny stolz; „durfte ich es denn nicht hören, weil Sie es nicht zu wiederholen wagen?“

„Nun denn! Weil ich Ihnen Alles sagen muß, ich weiß Alles, worüber Herr von Cerny selbst Sie, mit einer Verlegenheit, welche noch viel größer seyn mußte, als die meinige, in Ihrer Brautnacht aufgeklärt hat.“

Léonie verbarg, einen Schrei ausstoßend, ihr Gesicht in ihren Händen, und in diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre dieses köstlichen Boudoirs, und Herr von Cerny erschien.

VI.

Der Gemahl.

Er hielt zwei Pistolen in der Hand.

Er war bleich, zitternd; seine starren und unbeweglichen Augen waren auf den Baron geheftet; mit vor Zorn bebender Stimme sagte er zu dem Baron;

„Wer hat es Ihnen gesagt, mein Herr?“

Es ist ziemlich schwer, das Erstaunen Luizzi's und den wirklichen Schrecken zu malen, den er empfand, als er Herr von Cerny, so bewaffnet, erscheinen sah. Sicher würde er, wenn er sich bei einem Menschen von gemeinem Stande gegenüber befunden und von diesem irgend ein abscheuliches Verbrechen entdeckt hätte, nicht zu fürchten gehabt haben, diesen, um dem Schaffote zu entgehen, zu schrecklicheren Gewaltthätigkeiten fortgerissen zu sehen, als jetzt diesen großen Herrn von hoher Abstammung, um sich nicht lächerlich zu machen.

Da Luizzi, welchem die Eitelkeit nicht erlaubte, einem Manne seines Ranges gegenüber die geringste Schwäche zu zeigen, nicht wußte, was er auf die von Herrn von Cerny geforderte Erklärung antworten solle, wandte er sich kalt gegen die Gräfin, indem er sagte:

„Also, gnädige Frau, war es eine Schlinge ....“

Aber der Schrecken und das Staunen, welche sich auf dem Gesichte der Frau von Cerny malten, bewiesen ihm besser, als alle Widerlegung, daß sie ebenso verwundert über die Erscheinung des Grafen war, als er.

„Sie . . . Sie hier!“ rief sie, an ihren Gemahl sich wendend.

„Ja, ich,“ sagte der Graf, „der ich bei Frau von Marignon erfuhr, mit welcher Wärme der Herr Baron die Vertheidigung der Frau von Carin übernahm, ich, dem man den Eifer wiederholte, den er gezeigt, um Sie zu beruhigen, ich, der ich Ihre Neugierde kannte und theilte.“

„Nun, mein Herr!“ sagte der Baron.

„Nun, mein Herr,“ erwiderte Herr von Cerny, „diese Neugierde ist noch nicht befriedigt.“

„Und ich kann sie nicht befriedigen.“

„So wird es also Madame für Sie thun, mein Herr.“

„Ich?“ versetzte die Gräfin.

„Sie, Madame,“ erwiderte der Graf, beide Thüren, welche zu diesem Boudoir führten, verriegelnd.

„Sie haben meine Angst gesehen, Sie haben meine Fragen gehört, mein Herr,“ sagte die Gräfin.

„Ich habe die Antwort des Herrn von Luizzi gehört. Er wisse,“ sagte er, „das, was ich in der ersten Nacht unserer . . . . . Ihrer . . . . . kurz in der Brautnacht Ihnen mittheilte. Ein solches Geheimniß, wie das meinige, läßt sich mit aller Gewalt errathen, aber ein Umstand, wie der, von dem der Herr Baron von Luizzi sprach, mußte anvertraut werden. Wir waren allein Madame, und ich bin es wahrhaftig nicht, der die lustige Erzählung von dieser Unterredung zum Besten gab.“

„Aber, mein Herr,“ sagte die Gräfin, „die Art und Weise, wie ich Herrn von Luizzi befragte, mußte Sie belehren . . . . .“

„Daß nicht er es war, dem Sie vertrauliche Mit-

theilungen machten: ich zweifle nicht daran, aber Sie haben sie ganz sicher jemand anderem gemacht; und wenn Sie mir sagen, wem Sie dieselben machten, und der Herr Baron, von wem er sie empfing, so ist es möglich, daß ich erfahre, an welcher Schnur Sie gelaufen sind."

„Bei meiner Seele, mein Herr, schwöre ich Ihnen," rief die Gräfin, „daß nie ein Wort von mir konnte argwohnen lassen ......"

„Lügen Sie nicht gegen diese augenscheinliche Gewißheit, Madame," antwortete Herr von Cerny, dessen schlecht unterdrückte Wuth plötzlich losbrach; „da dieser Herr Alles weiß, was zwischen Ihnen und mir vorgefallen ist, so müssen Sie oder ich es ihm gesagt haben."

„Aber am Ende," fragte Luizzi, „was begehren Sie, was wollen Sie?"

„Sie haben mich also noch nicht verstanden?" erwiderte der Graf. „Untüchtig? haben Sie gesagt, wenn auch untüchtig, das Leben zu geben, werde ich es wenigstens nicht seyn, den Tod zu geben."

„Ein Meuchelmord!" rief Frau von Cerny, sich mit Entsetzen erhebend.

„Nein, Madame," entgegnete Herr von Cerny, „eine Rache, eine Rache, welche das Gesetz vorhersah, und welche es autorisirt, indem es dieselbe entschuldigt. Ich finde bei meiner Frau den Geliebten derselben und ich tödte ihn."

„Mein Herr!" rief die Gräfin von Cerny, „das sind zwei abscheuliche Verbrechen; Sie tödten einen Menschen und entehren Ihre Frau .... und Sie müssen auch mich tödten; denn ich werde meinerseits den Mord rächen, welchen Sie begangen haben werden."

„Dann alle beide," sagte der Graf bitter, „alle beide" ......

„Aber das ist unmöglich," schrie die Gräfin außer sich, während Luizzi vernichtet und stumm dastand ....

„Das ist unmöglich ..... Man wird unser Geschrei hören ..... man wird kommen ..... Sie werden uns beide nicht so gut treffen, daß nicht eines von uns rufen könnte."

„Ehe ich mich hieher begab," entgegnete der Graf, „habe ich jedermann entfernt."

Dann fügte er bei:

„Ich habe Ihren Widerstand vorausgesehen, und nichts kann Sie retten."

Indem er dies sagte, trat er zurück und lehnte sich an die Thüre, wie um jeder Flucht zuvorzukommen und sich den nöthigen Raum zu lassen, seine Schüsse sicher richten zu können.

Er spannte seine Pistolen.

„Mein Herr! Mein Herr!" schrie die Gräfin, „das ist ein schreckliches Verbrechen, ein Verbrechen, für welches es weder Entschuldigung, noch Verzeihung gibt."

„Das ist ein Verbrechen, welches Ihr Verrath allein herbeigerufen hat."

„Welcher Verrath, mein Herr? Ich bin unschuldig, ich schwöre es Ihnen, unschuldig an jedem Verrath. Den Namen, welchen Sie mir gaben, habe ich geachtet."

„Ja," sagte der Graf hohnlächelnd, „in Allem, was mir gleichgültig geworden war."

„Ach," versetzte die Gräfin mit Ekel, „erinnern Sie mich nicht an das, was Sie mir zu sagen wagten; das ist Ihr erstes Verbrechen, mein Herr, und an dem Tage, wo Sie es gewagt haben, so mit Ihrer Frau zu reden, mußte ich erwarten, so viel Feigheit durch einen Meuchelmord gekrönt zu sehen."

Der Graf zuckte die Achseln, ein verächtliches Lächeln spielte um seine Lippen; dann fuhr er in einem unbeschreiblich scherzenden Tone fort:

„Nun, Madame, spielen Sie nicht die Tugendsame zur Unzeit. Ich habe Ihnen gesagt, und ich will es Ihnen vor diesem Herrn wiederholen, denn er soll es

auch wissen, ich habe Ihnen gesagt, daß ich großmüthig gegen Sie seyn, daß ich nicht Ihr Daseyn an das eines Leichnams ketten wollte, und daß ich ohne Rache das zu ertragen wissen würde, was die Welt eine Beschimpfung nennt, und was ich, ich, einen Trost nannte: ich habe Ihnen gesagt, daß mit Ausnahme eines Skandals, welchen ich niemals dulden würde, ich geneigt sey, Alles zu gestatten, im Voraus in ein Geschick ergeben, was so viele andere zu spät hinnehmen. Ich habe Ihnen das gesagt; es war vielleicht eine Thorheit der Liebe, die einzige Thorheit, die mir erlaubt war, aber keine Feigheit."

„Es war eine Feigheit, mein Herr!" rief die Gräfin erbittert; „eine Feigheit, denn Sie sahen voraus, daß mein Ehebruch eines Tages den Verdacht zerstören konnte, welchen meine Unfruchtbarkeit veranlassen kann, und daß ein Erbe Ihres Namens, wenn auch nicht von Ihrem Blut, die beste Antwort auf alle Voraussetzungen seyn werde."

„Das ist wahr, Madame," sagte der Graf mit der schrecklichen Schamlosigkeit eines Menschen, der zu einem Verbrechen hingerissen, es mit dem möglichsten Cynismus unternimmt.

Jetzt erhob sich der Baron und antwortete kalt:

„Endigen wir, mein Herr, denn, wenn ich augenblicklich hoffen konnte, daß ein doppelter Mord in dem Momente des Begehens, einem Manne widerstreben möchte, den ich nur durch einen unsinnigen Zorn verirrt glaubte, so muß ich jetzt erkennen, daß derjenige, welcher einer Frau einen solchen Vorschlag machte, aller feigen und niedrigen Verbrechen fähig ist."

Auf diese Rede des Barons antwortete der Graf wieder durch jenes grausame Lächeln, welches die leidenschaftliche Wuth seiner Seele verrieth. Er schwieg einen Augenblick, dann entgegnete er plötzlich:

„Wohlan, mein Herr, ich habe diesen Vorschlag gemacht, und ich erneuere ihn.“

„Was wollen Sie damit sagen?“ versetzte die Gräfin.

„Nun, mein Herr von Luizzi,“ rief der Graf bitter, „mein schöner Herr von Luizzi, der Sie eine so süße Sprache bei den Weibern reden und so geistreich über das Unglück ihrer Gatten scherzen, hier ist eine Frau, die ich Ihnen übergebe, um sie zu trösten, ... sie ist jung, sie ist schön, sie hat alle Reize, selbst den, welchen man selten bei einer verheiratheten Frau trifft. . . . . . Nun, diese Frau, ich gebe sie Ihnen hin; werden sie augenblicklich, ja selbst vor mir, Ihr Liebhaber, und ich verzeihe Euch allen Beiden: Ihnen, weil ich Sie für fähig halte, meinen Namen fortzupflanzen, der in mir erlöschen will, meiner Frau, weil sie das Geheimniß eines Fehlers zu bewahren haben wird, der sie entehrt.“

Frau von Cerny sank sitzend zusammen und verbarg das Haupt in den Händen. Luizzi erwiederte:

„In der That, mein Herr, ich hielt es für unmöglich, Ihrer Ehrlosigkeit noch etwas hinzuzufügen . . . . und dieser unedle Scherz“ . . . . .

„Ein Scherz, Herr Baron!“ sagte der Graf, noch immer hohnlächelnd; „keineswegs, ich schwöre es Ihnen: es ist mein voller Ernst, was ich Ihnen sage. Und wie! Dieses so kokette Boudoir, dieses so schöne Weib, diese liebeathmenden Wohlgerüche, das Alles, berauscht es Sie nicht, begeistert es Sie nicht? . . . . . . Wie doch! Ich glaube, daß die Furcht Sie in einen elenderen Zustand versetzt hat, als der meinige ist. Zeigen Sie doch ein wenig Muth, ein wenig Geistesgegenwart. Bei meiner Ehre schwöre ich Ihnen, wenn Sie fähig sind, das zu thun, was ich von Ihnen fordere, werden Sie von hier weggehen, nachdem Sie die schönste, die edelste, die verführerischste Frau der Welt besessen haben; all' Ihr Geist, alle Ihre Verführung wird Ihnen nie eine reizendere Geliebte erwerben. Nun, mein Herr, lassen

Sie sehen; große Umstände sind es, unter denen sich große Herzen zeigen."

„Ah," entgegnete Luizzi mit Ekel, „Sie sind ein Elender!"

„Wohlan," rief die Gräfin, sich mit verwirrtem Wesen erhebend, „ich, ich nehme es an. Meine Neugierde ist es, die Herrn von Luizzi in die Schlinge geführt hat, in der er untergehen soll; wenn es meiner Ehre bedarf, um ihn zu retten, er nehme sie; ich werde mich ihm hingeben, ich . . . . . werde ihn retten!"

Das Gesicht des Grafen wurde bleifarbig bei dieser Antwort, aber er verschloß die neue Wuth, die in ihm entbrannte, in sich, während Luizzi rief:

„Ach, gnädige Frau, gnädige Frau, Ihr Schmerz verwirrt Sie . . . . "

„Das ist nicht galant, Herr Baron," sagte der Graf lachend. „Sehen Sie, Madame schickt sich von Herzen gern in diesen Scherz; sollte es Ihnen schwerer werden, als ihr, mein theurer Herr. Was fehlt Ihnen, um das unaussprechlichste Glück zu erringen?"

Es ist unmöglich, die Wuth Luizzis zu beschreiben, zitternd vor der Mündung einer Pistole und vor einem solchen Subjekte. Ueberdies war das, was ihm begegnete, so außer allen Lagen, in die ein Mensch kommen kann, daß er mehr betäubt, als entsetzt dadurch war. Nicht wissend, was er sagen sollte, rief er:

„Vorwärts, mein Herr, schießen Sie hieher, in's Herz! Enden wir, tödten Sie mich schnell: es liegt in Ihrem Interesse, mich nicht zu fehlen."

Bei diesen Worten riß der Baron schnell seinen Rock auf, um seine Brust der Kugel des Herrn von Cerny besser darzubieten, und der Schuh des Teufels, den er in die Tasche gesteckt hatte, entfiel ihm und glitt auf den Teppich.

Unwillkührlich warf der Graf seine Blicke auf diesen Gegenstand, der eben der Tasche des Barons entfallen war, und sey es, daß er wirklich über diesen Schuh er-

staunt, oder daß er froh war, einen Vorwand zu finden, die Ausführung eines Verbrechens, das ihn jetzt wider Willen selbst erschreckte, noch zu verschieben, kurz er fuhr in seinem scherzhaften Tone fort:

„Bei Gott, das ist ein sonderbares Taschenbuch! ....“

Luizzi seinerseits hielt diesen Vorfall für eine unerwartete Hülfe des Teufels, und da er dadurch wieder einige Zuversicht gewann, antwortete er in einem nicht minder scherzhaften Tone:

„Ein Taschenbuch, das entsetzliche Geheimnisse verschließt, und das, eines Tages vielleicht das Attentat erzählen wird, welches so eben begangen wurde.“

„Und verschloß es das Geheimniß, das Sie Madame mittheilten?“ fuhr der Graf in bitterem Tone fort.

„Ja wahrhaftig,“ sagte Luizzi; „denn es ist der Schuh desjenigen, der es mir erzählt hat, und der ihn eben in meinem Wagen zurückließ.“

Der Graf, von einer Bewegung hingerissen, hob den Schuh auf, und prüfte ihn mit einer düsteren Aufmerksamkeit.

„Er ist von seltener Koketterie,“ sagte er, „und wenige Männer würden ihn tragen können.“

„Das glaube ich!“ sagte Luizzi, der seine vollkommene Geistesgegenwart wieder gefunden hatte.

Der Graf warf einen flüchtigen Blick auf die Füße des Barons, wie um sie mit dem Schuh, den er hielt, zu vergleichen. Er schien zu erkennen, daß er nicht Luizzi gehören könne, und murmelte mit leiser und langsamer Stimme, wie ein Mensch, dem ein Gedanke kommt, der Aufklärung gibt:

„Es gibt wirklich wenige Männer, die einen solchen Schuh tragen könnten; aber es gibt einen, an dem man die Eleganz seines niedlichen Fußes rühmt, und die Sorgfalt, die er anwendet, ihn zu zeigen; und dieser ..... dieser ist vielleicht der Einzige, welchem eine Frau ein solches Geheimniß anzuvertrauen wagte, ohne

zu fürchten, ihre Pflichten zu verletzen. Dieser würde noch niederträchtiger seyn, als ein Anderer, wenn er es verrathen hätte. Dieser . . . . ."

Indem der Graf dies sagte, wandte er den Schuh nach allen Seiten um, als er plötzlich sich lebhaft dem Wachslichte nahte, denn er hatte einen geschriebenen Namen, wie es gebräuchlich ist, im Innern des Schuh's bemerkt. Plötzlich rief er:

„Er ist es . . . . . es ist der Abbé Molinet . . . . „es ist Ihr Beichtvater, Madame."

„Der Abbé Molinet!" rief Frau von Cerny. „Niemals, ich schwöre es Ihnen" . . . . .

„Lügen Sie nicht!" sagte der Graf, in einem ganz strengen Tone; „vernichten Sie nicht durch unnütze Schwüre die einzige Wahrscheinlichkeit, die ich Ihnen verzeihen kann. Ein Priester! Ein Priester! Das Geheimniß der Beichte zu verrathen! Aber der da ist zu Allem fähig; die Uneinigkeit, welche er in das Haus des Herrn von Arnetai geschleudert hat, beweist genügend, bis wieweit er seine unwürdigen Ausforschungen treiben kann. Aber wahrhaftig, Madame, ich glaubte, daß nur die Narrheit einer Frau, wie Frau von Arnetai, sich von den schamlosen Rathschlägen eines unverschämten Priesters beherrschen lassen könne."

Die Gräfin betrachtete Luizzi mit einem Staunen, welches der Baron wohl begiff, aber weder aufklären konnte, noch wollte. In der That glaubte er, die Möglichkeit zu sehen, daß die Wuth des Grafen sich gegen einen Anderen, als ihn selbst lenke, und in der dringenden Gefahr, in der er sich befand, fühlte er nicht die Großmuth, sich für die Sicherheit eines Anderen zu opfern, welchen der Teufel, Alles genau betrachtet, wohl zu vertheidigen wissen würde, weil er es war, der ihn bloßgestellt hatte.

Auch der Graf beobachtete ein furchtbares Schweigen; endlich blickte er wechselsweise Luizzi und die Gräfin an:

„Also seyd Ihr drei, die dieses schreckliche Geheimniß kennen? Es ist also die gleiche Zahl von Opfern; denn Ihnen, Madame, Ihnen verzeihe ich. Sie sind Betschwester; ich habe diese Leidenschaft nicht verhindern können; ich kann mich also nicht über Sie beklagen. Aber was Sie betrifft, Baron Luizzi, Sie müssen sterben."

Dieses Wort, die Hoffnung des Barons vernichtend, gab ihm seinen Muth als Mann von Ehre zurück, und er antwortete kalt:

„In diesem Falle ersparen Sie sich ein unnützes Verbrechen. Ich kenne den Abbé Molinet nicht, und nicht er ist es, der mir Ihr Geheimniß erzählte."

„Elende und verspätete Ausflucht!" sagte der Graf. „Ihre Antwort war zu offen; er war so eben in Ihrem Wagen, er besuchte wahrscheinlich Frau von Arnetai, deren Hotel nur zwei Schritte entfernt ist .... Ueberdies werde ich bald wissen, ob er es ist."

„So fragen Sie ihn doch, Herr Graf!" sagte der Baron.

„Nein, mein Herr, nein, ich werde ihn nicht fragen, ich werde geschickter seyn; denn ich würde einen vortrefflichen Instruktionsrichter abgegeben haben, das schwöre ich Ihnen und will es Ihnen beweisen. Man vergißt nicht einen Schuh in einem Wagen, wenigstens nicht unter Umständen, die sich vortrefflich durch die provinciellen Gewohnheiten des Abbé Molinet aufklären. Da unser Abbé kein Vermögen hat, ist er gezwungen, seine schönsten Besuche zu Fuße zu machen; daraus folgt, daß die Koketterie des Herrn Abbé dem Schmutze in einer Fußbekleidung noch jenen Trotz bietet, und diese in dem Augenblicke des Eintretens in ein Haus plötzlich durch solch' reizende Schuhe ersetzt. Ich gehe zu Arnetai, wo der Abbé noch seyn muß. Wenn er nicht da ist, laufe ich zu ihm und überreiche ihm diesen Schuh statt Ihrer. Seine Verwirrung wird mir sagen, was ich glauben darf; dann werde ich wissen, ihn zum Sprechen zu bringen und wenn das, was Sie

mir eingestanden haben, wahr ist, so wird sein Urtheil eben so unwiderruflich gesprochen seyn, als das Ihrige, mein Herr Baron!"

„Sie haben das meinige vergessen!" sagte die Gräfin. „Bedenken Sie wohl, was ich Ihnen gesagt habe, Herr Graf: wenn Sie dieses Verbrechen begehen, werde ich Sie laut und überall anklagen; ich schwöre es Ihnen vor Gott!"

„Gut dann! So werden Sie das Geschick dieser Beiden theilen!" entgegnete Herr von Cerny.

„Es sey, mein Herr!" sagte die Gräfin; „tödten Sie uns; aber ich will Sie nicht in einem Irrthum lassen, dem Sie sich hingeben könnten. Nach diesen Morden werden Sie auf's Neue beginnen müssen; ich weiß nicht, wer dem Herrn von Luizzi die Wahrheit gesagt hat, aber ich weiß, daß es nicht durch den Abbé Molinet geschah; denn nicht dieser ist es, dem ich sie anvertraut habe."

„Nicht dieser ist es!" schrie der Graf wüthend. „Wer denn, Unglückliche?"

„Einem Manne, den ich liebe, der errathen wird, warum Sie mich getödtet, und der mich rächen wird, Herr Graf."

„Einem Liebhaber vielleicht?" sagte Herr von Cerny, sein kaltes Hohnlächeln wieder annehmend.

„Ja, mein Herr."

„Das ist eine schlechte List, Madame, an die ich nicht glaube," versetzte er, sich plötzlich erhebend. „Nein, Madame, nein, die Sache klärt sich ganz deutlich auf. Von Ihnen hat es der Abbé, von diesem der Herr Baron: da haben Sie ja alle Zwischenwege, alle Stimmen, die ich zum Schweigen bringen muß."

Die Länge dieses Wortwechsels hatte bei den Theilnehmern dieses sonderbaren Auftritts eine Ermattung ihrer eignen Empfindungen erzeugt, welche sie alle drei weit von ihrer ersten Ueberspannung zurückbrachte.

Luizzi war nicht mehr in jener schönen Aufregung

kühnen Trotzes, in welcher er den Grafen aufforderte, ihn zu tödten. Frau von Cerny, durch die Natur der Gefühle, welche sie empfunden hatte, entkräftet, war auf den Divan niedergesunken, auf dem sie eine Stunde früher so schön erschien, und der Graf an den Eingang des Boudoirs zurückgezogen, empfand nicht mehr jene wüthende Leidenschaft, welche ihn, während mancher Augenblicke dieser Unterredung seinen schrecklichen Vorsatz hätte ausführen lassen können.

Aber in dem Maße, als sein Muth abnahm, kehrte die Ueberlegung zurück, um ihn aufzuregen; es handelte sich für ihn in der That nicht mehr darum, einer Lächerlichkeit auszuweichen, deren Befürchtung ihn zu so entsetzlichen Drohungen hingerissen hatte; es waren diese Drohungen selbst, an welche er die Erinnerung vernichten mußte. Die Gräfin und Luizzi konnten, nach dem, was er ihnen zu sagen gewagt hatte, dieses Boudoir nicht mehr verlassen. Dieser Gedanke marterte lange den Kopf des Grafen, ohne gleichwohl ihm die wüthende Entschlossenheit zurückzugeben, die er in diesem langen Wortwechsel verbraucht hatte. Er war dadurch in die schreckliche Lage versetzt, aus Nothwendigkeit, nicht mehr aus Zorn zu tödten. Plötzlich sich gegen sich selbst erbitternd, rief er wie ein Mensch, der sich gegen sein eigenes Geschrei zu betäuben und durch unmäßige Bewegungen zu erregen sucht:

„Nun, Baron, nun, Madame, Sie haben es gewollt; Ihr Wille geschehe!“

Bei diesen Worten richtete er die Mündung einer von seinen Pistolen auf den Baron, der entsetzt und einen Schrei ausstoßend, zurückfuhr.

„Ei, Sie haben Furcht,“ sagte Herr von Cerny, der sich nicht mehr zu dem nöthigen Wahnsinn für ein solches Verbrechen steigern konnte und unwillkührlich jede Wahrscheinlichkeit, es zu vermeiden, rasch ergriff.

„Furcht!“ rief der Baron, die erste Anwandlung

von Schwäche überwindend; „nein, Herr Graf; aber es gibt Gefahren, auf welche kein Mensch vorbereitet ist: unter ihre Zahl gehört ein mit feigem Bedachte ausgeführter Mord."

„Nun!" erwiederte der Graf, „Sie können sich Beide retten. Das, was ich Ihnen eben vorschlug, können Sie erfüllen, Sie können es auf eine Weise erfüllen, die mir genügt. Hören Sie: Madame wird Ihnen einige Briefe schreiben, wie man deren einem Liebhaber schickt, merken Sie wohl: Briefe mit verschiedenen Daten. Sie werden auf diese Briefe auf eine Art antworten, die beweisen kann, daß Madame Ihre Geliebte gewesen ist. Ich verlange eine wahrhafte, verliebte Correspondenz zwischen glücklich Liebenden, und endlich wird jeder von Ihnen mir selbst einen Brief schreiben, in welchem Sie sagen, daß Sie mir diese Correspondenz übermachen, aus Erkenntlichkeit, weil ich Ihnen Beiden das Leben schenkte, einem von Ihnen als einem Feigen, dem anderen als einem ehrlosen Weibe. Habe ich einmal diese Beweise in der Hand, dann können Sie leben, und ich werde Ihnen die Freiheit geben, von hier wegzugehen, wenn es Ihnen ansteht."

„Niemals!" rief der Baron.

„Ich will keinen Wortwechsel," sagte der Graf heftig. „Ich lasse Ihnen eine Stunde zur Ueberlegung und in das zu willigen, was ich verlange. Wenn nach dieser Frist nicht Alles erfüllt ist, dann werden Sie den Tod vorgezogen haben. Was den Abbé Molinet betrifft, fügte er, den Schuh auf die Erde werfend, hinzu, so habe ich ein sicheres Mittel, ihn zum Schweigen zu bringen."

Rasch ging der Graf hinaus und ließ die Gräfin und Luizzi beisammen.

VII.

Der Roman einer Stunde.

Kaum waren sie allein, als die Gräfin sich erhob und einen Riegel, der die Thüre vor ihnen schloß, vorschob; dann wandte sie sich zu Luizzi. Eine wahnsinnige und furchtbare Entschlossenheit strahlte aus ihrem Gesichte; sie setzte sich Armand gegenüber und sagte:

„Nun, Herr Baron, was denken Sie zu thun?"

„Nichts für mich, gnädige Frau," entgegnete der Baron; „Alles für Sie."

„Das ist keine Antwort, mein Herr; wir können uns Beide nicht retten, ohne uns Beide um unsre Ehre zu bringen. Wir können von hier nur weggehen, Sie mit dem Ansehen eines Feigen, ich mit dem Rufe eines liederlichen Weibes. Wollen Sie Ihre Ehre opfern?"

„Werden Sie es wagen, mir die Ihrige zu opfern?"

„Es handelt sich nicht um mich, mein Herr; die Stellung ist nicht gleich; ich — ich kann nicht mehr leben, nicht mehr sterben, als entehrt; mein Gemahl kann ungestraft das Verbrechen, das er beabsichtigte, nur dann ausführen, wenn er mich des Ehebruchs anklagt, den er durch einen unter dem Schutze des Gesetzes begangenen Meuchelmord bestraft haben wird. Sie — Sie haben eine bessere Wahl; Ihr Tod wird Sie nicht entehren . . . . es ist für Sie keine Schande, mein Liebhaber gewesen zu seyn."

Luizzi antwortet anfänglich nicht, so vielerlei Gedanken, welche seine Lage hervorrief, drängten sich in seinem Kopfe.

„Sie antworten mir nicht, mein Herr," sagte die Gräfin; „Wollen Sie diese Briefe schreiben?"

„Nein," sagte Luizzi, „nein, ich werde mein Leben nicht um den Preis Ihrer Ehre erkaufen."

„Sagen Sie vielmehr der Ihrigen," sagte die Gräfin, Luizzi aufmerksam betrachtend.

„Wie es Ihnen gefällig ist, Madame,“ versetzte der Baron. „Ich werde mein Leben nicht um den Preis meiner Ehre erkaufen.“

„Ich muß also sterben,“ rief die Gräfin, das Haupt neigend, „unschuldig sterben . . . . . unschuldig und entehrt.“

Nun betrachtete der Baron die Gräfin, welche sich auf einen Stuhl geworfen hatte, und in deren Zügen sich Verzweiflung malte . . . . . Niemals hatte sie ihm so schön geschienen. Er näherte sich Léonie:

„Leben und Tod haben denselben Preis,“ sagte er „es ist án Ihnen, zwischen beiden zu wählen.“

Die Gräfin sah ihn lange Zeit an, wie um zu durchschauen, was Wahres in Luizzi's Herzen sey. Dann erhob sie sich und antwortete langsam, als hätte sie gewollt, daß er jedes ihrer Worte auffasse:

„Werden Sie dieser Wahl gehorchen, welche sie auch sey, mein Herr?“

Der Baron zauderte und antwortete endlich entschlossen:

„Ich werde gehorchen.“

„So schreiben wir denn, mein Herr:“ sagte die Gräfin.

„Schreiben!“ versetzte Luizzi mit einem tiefen Seufzer und in einem Zustande von Aufregung, in dem er wirklich nicht wußte, ob es für sein Heil oder für das der Gräfin geschehe, daß er diesen feigen Entschluß fasse.

„Hier, mein Herr,“ sagte Frau von Cerny, einen kleinen Sekretar öffnend, „schreiben Sie, denn ich glaube nicht, daß es gewöhnlich ist, daß eine Frau eine Liebes-Correspondenz beginnt.“

Luizzi setzte sich an einen mit Sammt bezogenen Tisch; er nahm eine Feder, aber statt zu schreiben, begann er zu träumen.

„Nun, mein Herr,“ sagte Frau von Cerny, „o, weigern Sie sich, mich zu retten?“

„Nein,“ entgegnete Luizzi, „nein! . . . . . Ich bin es, dessen unkluge Worte Sie in's Verderben stürzten,

ich,“ fuhr er lebhaft fort, „ich, dessen höllische Neugierde diese Katastrophe herbeigeführt. Ich muß Sie retten, da Sie leben wollen, Sie retten um den Preis meiner Ehre; es ist eine Folge des unseligen Geschickes, dem ich verfallen bin; möge es sich erfüllen, ich bin bereit“ . . . . .

Wieder ergriff er die Feder und schrieb rasch das Wort „Madame“; aber nach dieser Spannung seiner Einbildungskraft konnte er nicht mehr weiter; keine jener süßen Redensarten kam ihm, mit denen er so oft gespielt hatte, und er sank in seine Träumereien zurück, indem er Frau von Cerny betrachtete. Sie hatte sich ihm gegenüber und neben den Sekretär gesetzt; das Entsetzen ihrer Lage hatte die Schönheit ihrer Züge durch den begeisterten Ausdruck erhöht, der die Blicke Luizzi's festhielt. Er betrachtete sie einige Augenblicke, er bewunderte dieses edle und himmlische Gesicht, so anmuthig nud lächelnd vor wenigen Minuten, nun so bleich und entsetzt.

Dann bedachte der Baron, daß diese so traurige Veränderung bald noch fürchterlicher werden könnte, und daß, wenn er noch länger zögere, diese so junge, so schöne Frau bald eine starre und blutige Leiche seyn würde. In demselben Augenblicke wurde sein Herz von dem edlen Entschlusse, sie zu retten, ergriffen, denn wir müssen es gestehen, er vergaß in diesem Augenblicke sich selbst vollkommen, und indem er alsbald in seinen Gedanken den Roman eines Mannes dichtete, der eine Frau gesehen, mit Huldigungen umgeben, und sich endlich entschlossen hat zu sprechen, schrieb er auf der Stelle folgenden Brief:

Madame!

„Es gibt Gefahren, denen selbst die reinste Tugend eine Frau nicht entziehen kann, denn es gibt Schwärmereien, welchen ihre ganze Bescheidenheit nicht vorbeugen kann. Wenn eine Frau selbst ohne es zu wollen, Liebe einflößt, so muß sie sich darein fügen, das Geständniß derselben zu hören. Hält sie dieses Geständniß für eine Be-

leidigung und leidet ihr Stolz dadurch, so muß sie bedenken, daß zwischen den Stolz, der sich empört, und das Herz, welches liebt, das Mitleid für das grausamste Leiden treten, und daß sie vergeben muß; Sie werden mir also vergeben, Madame. Ueberdies ist das, was ich Ihnen zu schreiben wage, nicht mehr neu für Sie. Die Liebe selbst, wenn sie stumm ist, führt eine Ueberzeugung mit sich, welche eine Frau überredet; sie fühlt, daß sie lange Zeit zuvor, ehe man es ihr sagt, geliebt ist; es ist die Sprache des Herzens zum Herzen, die sie nicht mißverstehen kann. Wohl kann eine Frau, welche mit Eitelkeit die Huldigungen der Welt aufnimmt, sich täuschen lassen; aber diejenige, welche gleich Ihnen die Einfalt des Gemüthes mitten unter den strengsten Vorurtheilen des Verstandes bewahrt hat, kann sich nicht über das täuschen, was sie einflößt. Die Seele hat ein Ohr, welches nur die Sprache der Seele vernimmt, sie trotz Allem vernimmt. Nicht als ob ich damit sagen wollte, daß eine Frau glücklich oder geschmeichelt durch das Geständniß einer so glühenden Liebe sey; aber das wage ich zu bekräftigen, daß sie die Aufrichtigkeit derselben nicht zu leugnen vermag, und das ist der einzige Trost, nach dem ich strebe. In der That, Sie könnten einem Manne Ihre Achtung nicht versagen, der für das schönste und edelste Ebenbild Gottes erglühte, der sich vor seinem heiligsten und vollkommensten Werke auf die Kniee wärfe, und sollte ich darum schuldig seyn, weil Sie dieses himmlische Bild, dieses vollendete Meisterwerk sind, und weil ich vor Ihnen mich niederwerfe. Das wäre nicht gerecht, und die Gerechtigkeit ist Ihnen eigen, wie die Schönheit; denn sie stammt gleich jener vom Himmel. Sie haben mir also vergeben."

Armand von Luizzi.

Als der Graf diesen Brief geendigt hatte, übergab er ihn der Gräfin, welche, die Augen traurig auf ihn, während er schrieb, geheftet, diesen Mann zu beklagen schien, den sie in diese traurige Alternative zwischen Tod und Entehrung gestürzt hatte. Die Gräfin nahm den Brief und überlas ihn zuerst schnell, dann fing sie von vorn an, und ein sanftes trauriges Lächeln spielte um ihre Lippen, indem sie zu dem Baron sagte:

„Ach, das ist traurig und schmerzlich, mein Herr; das entzaubert jeden Traum.“

„Warum denn, Madame?“

„Weil es erkennen läßt, mein Herr, daß ein Mann zu einer Frau von Liebe sprechen kann, für die er nicht die Ueberzeugung wahrhafter Liebe in sich trägt; weil es den Beweis liefern muß, daß das, was für Sie nun eine entsetzliche Nothwendigkeit ist, in einer müssigen Stunde ein Spiel werden kann.“

„Glauben Sie das nicht, Madame. Während ich diese wenigen Worte schrieb, kann ich nicht sagen, daß ich die Liebe, von der ich spreche, empfand, aber ich fragte mich, wie man sie lieben müsse, wenn man es jemals wagte, sie zu lieben.“

„Wirklich?“ fragte Frau von Cerny, ihn anblickend.

„Ja, Madame, und wenn dieser Brief den vollkommen ehrfurchtsvollen Ausdruck des Gefühles, welches Sie einflößen müssen, nicht genügend darlegt, so vergeben Sie das einem Vorurtheil, das Sie verstehen müssen.“

„Ja, ja,“ antwortete die Gräfin mit einem Seufzer; „Sie sind edel und gut gegen mich, mein Herr; Sie opfern Ihre Ehre für die Schwachheit einer Frau, die Furcht hat; glauben Sie, daß ich Ihnen von Grund des Herzens dafür danke.“

Sie hielt inne und trocknete eine in den Augenwimpern zitternde Thräne ab.

„Nun, mein Herr, muß ich meinerseits diesen Brief beantworten.“

Und sie überlas den Brief noch einmal und schrieb während Luizzi sie mit der gleichen Empfindung schwermüthiger Trauer betrachtete und gleichfalls sich sagte, daß seine Unklugheit diese Frau in's Verderben gestürzt habe. Er machte sich die Thränen zum Vorwurf, welche sie nicht immer schnell genug abtrocknen konnte, daß sie nicht wirklich und bitter auf das Papier herabfielen, auf dem sie mit Glück und Liebe spielte. Sie schrieb:

„Sie lieben mich, mein Herr, Sie sagen mir es zu gut, als daß ich es nicht glauben sollte, und ich glaube es zu sehr, um es Ihnen nicht zu gestehen. Dieses Geständniß Ihrer Liebe ist ein Fehler, ich weiß es, ich fühle es. Die Liebe, welche man einflößt, gut zu heißen, heißt sagen, daß sie weder Staunen erregt, noch verwundet, heißt sie annehmen, selbst wenn man sie nicht erwiedern kann, heißt sich derselben würdig glauben, wenn man auch undankbar dagegen seyn muß, heißt muß einen Cultus fordern, wenn man dem Gebete nichts gewähren kann; heißt endlich ungerecht seyn, und das will ich gegen Sie nicht werden. Vergessen Sie mich für immer; dann werde ich mich mit Stolz erinnern, daß Sie mich geliebt haben, dann werde ich mit Dankbarkeit daran denken, daß Sie nicht geliebt werden wollten.

Léonie von Cerny."

Die Gräfin nahm den Brief und gab ihn nun ihrerseits dem Baron, wobei sie mit dem sanften und traurigen Lächeln, das ihren Zügen eine so rührende Schwermuth lieh, zu ihm sagte:

„Ich gehe sehr weit in diesem Briefe; ich sage darin viel mehr, als eine Frau, selbst mit einem wahrhaften Gefühle in der Brust sagen sollte; aber wir sind nicht in der Lage, mit Empfindungeu kämpfen zu können: Lesen Sie:"

Der Baron las den Brief und überlas ihn wieder,

wie es die Gräfin mit dem seinigen gethan hatte; dann sagte er zur ihr im Tone schwermüthigen Schmerzes:

„Worüber beklagen Sie sich denn, Madame, indem Sie sagen daß die Männer ein Spiel mit dem Ausdruck der süßesten Gefühle treiben können? Glauben Sie, daß, da die Verzweiflung Ihnen diesen Brief diktiren konnte, es nicht abscheulich ist, zu denken, daß eine Kokette ihn einem Manne hätte schreiben können, der aufrichtig liebte.“

„Ich glaube nicht,“ sagte Frau von Cerny mit einer ungezwungenen Freimüthigkeit, „ich glaube nicht, daß eine Kokette ihn so hätte schreiben können; denn ich fragte mein Herz, um Ihnen zu antworten, wie Sie es gethan, um mir zu schreiben; ich fragte mich, was ich empfunden haben würde, wenn ich jemals mit der Liebe umfaßt worden wäre, welche Sie mir ausdrückten, und da haben Sie nun das, was ich dachte.“

„Ach, dasselbe hätten Sie also geantwortet, wenn diese Liebe wirklich da wäre?“ sagte der Baron, dessen Blick auf diesem reizenden Gesichte heftete, so schön in seiner Traurigkeit, so ergeben in seinem Schmerze.

“Ja wahrhaftig, ich glaube es,“ antwortete Frau von Cerny; „aber was liegt daran? Eilen wir, endigen wir diesen fürchterlichen Roman. An Ihnen, mein Herr, an Ihnen . . . .“

Der Baron ergriff die Feder, aber diesmal hielt er sich nicht damit auf, zu träumen, ehe er seinen Brief begann; er schrieb schnell und fast mit der Bewegung eines Mannes, der sein Herz vernimmt und es sprechen läßt.

Frau von Cerny folgte aufmerksam den reißenden Bewegungen, welche über Armands Gesicht glitten, in dem sich schon die verschiedenen Gefühle ausprägten, welche er auf dem Papiere entwarf. Es lag eine so unverstellte Wahrheit in dem unfreiwilligen Ausdrucke dessen, was Luizzi zu empfinden vorgab, daß man hätte glauben können, er empfinde es wirklich, auch wartete die Gräfin, die ihm aufmerksam mit ihren Blicken gefolgt war,

nicht, bis er ihr den Brief gab, sondern sie sagte, sobald er geendet hatte:

„Lassen Sie sehen, Lassen Sie sehen!“

Mit diesen Worten nahm sie den Brief und las Folgendes:

„Madame!

Was verlangen Sie von dem, welcher Sie liebt? Wenn Ihr Anblick allein, Ihr Nahen ihn entzücken und verwirren, wenn das, was Sie an Anmuth und Schönheit für Alle sind, das, was Sie der Welt von Ihrer Seele zeigen, hinreicht, um in die seine die heiligste und ergebenste Liebe zu gießen, mit welcher Liebe soll er Sie umfassen, wenn Sie für ihn ein Ende des undurchdringlichen Schleiers lüften, hinter dem sich die keuschen und unschuldigen Schönheiten Ihrer so reinen Seele bergen, wenn Sie, die blendenden Reize, welche Sie überall an sich tragen, und die Allen angehören, für ihn einen Augenblick ablegend, ihm einen Blick auf jenen verborgenen und geheimnißvollen Zauber gewähren, der alle seine Träume übersteigt. Ach, Madame, ist der, welchen Sie würdigen, sich vor ihm zu entschleiern, dessen würdig? Der Neophit, geblendet und entzückt von dem Glanze, welcher den Vorhof des Tempels durchströmt, fürchtet, den Strahl der himmlischen Klarheit nicht ertragen zu können, welcher über der halb geöffneten Schwelle des Heiligthums herausleuchtet; und ich vor Ihnen, bin unschlüssig und zitternd gleich ihm und fürchte, Sie nicht noch mehr lieben zu können, da ich Sie kaum genügend nach dem liebte, was ich an Ihnen kannte. Ja, Madame, wenn ich Sie mit der ganzen Kraft meiner Seele liebte, bildete ich mir ein, daß Sie nicht mehr verlangen könnten, und nun entdecke

ich, daß ich mein ganzes Herz dem geschenkt habe, was nur ein Theil Ihrer selbst ist. Sie waren zugleich zu gut und grausam gegen mich. Sie haben es gemacht, wie der Engel der Schönheit, der verhüllt an einem armen Sterblichen vorüberzieht. Der Majestät seines Anstandes, der Grazie seines Ganges, der Anmuth seines Trittes, gibt der Unsinnige Alles hin, was er an Bewunderung hat; dann hebt der Engel im Vorübergehen den Saum seines Kleides empor, ein Ende seines Schleiers, und der Unglückliche fragt sich, mit welcher Huldigung er diese himmlische Schönheit begrüßen soll, die er niemals ahnte. Nun neigt er sich und bittet um Gnade. Das ist es auch, was ich thun muß, ... denn der Brief, den Sie mir schrieben, er ist die halb offene Schwelle des Heiligthums, er ist der Saum des Kleides, der weicht, der Schleier, der sich enthüllt, es ist Ihr Herz, in dessen Glanz und Schönheit ich einen Blick werfen durfte. Ach, vergeben Sie mir, wenn ich Sie nicht noch mehr lieben kann, als ich Sie liebte; aber kein Mensch vermag jenseits seines Herzens und seines Lebens. Man kann nur einmal sterben für die, welche man liebt; man kann sie nicht mehr lieben, als die Seele Liebe in sich zu schließen vermag.

Armand von Luizzi."

Als die Gräfin diesen Brief gelesen, legte sie die Hand auf ihr Herz, wie um seinen Schlag aufzuhalten; dann sagte sie, während sie sich bemühte, ihre Aufregung hinter einem Lächeln zu verbergen:

„Dieser Brief ist sehr thöricht, mein Herr; man schreibt wenige der Art in der Welt, und Sie werden dem Romane, den wir spielen, wenig Wahrscheinlichkeit dadurch verleihen."

„Das kommt vielleicht daher, Madame," sagte Luizzi,

„weil es nicht mehr eine eingebildete Frau ist, der ich mit einer eingebildeten Leidenschaft geantwortet habe; das kommt daher, weil wirklich Sie es sind, zu der ich sprach, denn ich habe Recht in diesem Briefe, ich kenne an Ihnen das, wovon die Welt nichts weiß; ich kenne den Edelmuth und die Kraft, welche in Ihrer Seele liegt; ich weiß, daß noch keine Frau die Anbetung und Verehrung der Männer wie Sie verdienen, und daß keiner im Stande, sie genügend gegen Sie zu empfinden. Der Ausdruck dieser Empfindung ist vielleicht thöricht, Madame, aber er ist aufrichtig in mein Herz geprägt, das schwöre ich Ihnen, und das ist es, wovon Sie wohl überzeugt seyn müssen."

„Ich werde Ihnen für Ihre gute Meinung danken, Herr von Luizzi," antwortete die Gräfin, einen Blick auf ihn werfend, wie man einem Freunde die Hand reicht; „aber die Hand gehört uns nicht; ich muß schreiben," setzte sie mit von Thränen erstickter Stimme hinzu.

Dann nahm sie die Feder und schrieb:

„Ich danke Ihnen für Ihre Liebe, mein Herr; ich danke Ihnen selbst für diese Begeisterung, die Ihre Liebe noch übersteigt; nicht als ob ich glaubte, sie zu verdienen, wie Sie es sagen, sondern weil ich glücklich bin, sie einem Manne wie Sie eingeflößt zu haben; selbst dann, wenn er sich täuscht. Ich bin nicht der verschleierte Engel der Schönheit; denn Sie kennen Alles an mir, ausgenommen vielleicht die schmerzlichen Wunden, welche ich nicht zu zeigen wage. Das Heiligthum meiner Seele hat nicht den blendenden Glanz, wie Sie sich einbilden, und Sie würden vielleicht staunen, wenn Sie, dasselbe durchdringend sehen würden, daß es ein Heiligthum der Trauer und ein Zufluchtsort der Verzweiflung ist. Sie begreifen nun, warum ich Ihnen für Ihre Liebe danke; bewahren Sie dieselbe, wie sie ist, gütig und nachsichtig gegen mich, edel und ergeben, wie Sie selbst."

Als Frau von Cerny dies schrieb, rollten überströmende Thränen aus ihren Augen herab, die sie von Zeit zu Zeit abtrocknete, um die Feder zu ergreifen und fortzufahren."

„Sehen Sie," sagte sie mit gebrochener Stimme zu Luizzi, „sehen Sie, was ich geantwortet habe. Ach, ich fühle den Muth nicht mehr in mir, dieses schreckliche Spiel fortzusetzen."

„Vergessen Sie nicht, daß es Ihr Leben gilt."

„Zu was wird es mir dienen, es zu erhalten, ein Leben, das ohne Ehre seyn wird, wie es ohne Liebe gewesen ist."

Die Gräfin barg ihr Gesicht und ihre Thränen in ihren Händen, während Luizzi ihren Brief las. Als er ihn geendet, sah er Léonie an; aber sie war ganz verzweifelt; nun setzte er sich mit einer sonderbaren Bewegung von Entschlossenheit an den Sekretär und schickte sich an, schnell zu schreiben:

„Habe ich Sie falsch verstanden, Madame? Dieses Leben, welches die Welt für so heiter, für so glücklich hält, es wäre eine lange Reihe muthig erduldeter Qualen. Diese Seelenruhe, welche man als Kälte anzuklagen wagte, sie wäre nichts als eine lächelnde Maske, welche Kummer und Verzweiflung verbirgt? Wäre es wahr, daß diese Liebe, welche ich für Sie empfinde, daß diese Liebe, wahrer, mächtiger, als ich Ihnen sagte, Ihnen ein Trost gewesen? Ach, wenn ich das hoffen könnte, Madame; wenn ich es zu glauben wagte, ich würde Ihnen diese Schmerzen, welche Sie erdulden, diese Gefahren, welche Sie laufen können, ersparen. Ach, sagen Sie ein Wort, Léonie, ein Wort, und ich werde Sie retten. O verstehen Sie mich, ich flehe Sie darum. Welches Unglück Ihnen auch drohe, ich kann Sie ihm entreißen, indem ich es ganz auf mich herabrufe. Ach, wenn es selbst meine Ehre gilt, Sie gehört Ihnen, Sie wissen es ....

Gilt es mein Leben, es gehört Ihnen, und ich kann es nicht verlieren, ohne daß es Sie vertheidigt. Nehmen Sie es also, Madame, nehmen Sie es; denn es wird mir theuer genug bezahlt seyn, wenn Sie mir, ehe ich mich in einen tödtlichen Kampf einlasse, sagen: Armand ich werde dein Gedächtniß lieben!"

Frau von Cerny weinte noch immer, als Luizzi diesen Brief vollendet hatte.

„Hier," sagte der Baron mit einem lebhaften, bittenden Tone: „Lesen sie .... lesen Sie".

Die Gräfin durchlief zuerst den Brief, ohne ihn lesen zu können, dann trocknete sie schnell die Augen und überlas ihn noch einmal langsam und mit tiefer Aufmerksamkeit, und als sie ihn vollendet hatte, hob sie den bebenden und fragenden Blick zu dem Baron, und sagte mit einer Stimme, in welcher die Freude mitten aus den Thränen sprach:

„Wem muß ich hierauf antworten, Armand?"

„Mir, Léonie!" rief er, vor ihr auf die Kniee fallend.

„Ihnen, Armand! nicht wahr? Ihnen, hier und in dieser Stunde?"

„Mir, hier; mir, der ich sterben werde, um Sie zu retten!"

„Nun, Armand!" rief Léonie, „ich werde Ihnen antworten: Nein, ich werde nicht Ihr Andenken lieben, denn ich liebe Sie!"

„Ach!" rief der Baron, alle erst geschriebene Briefe nehmend und sie in einer Aufregung heroischen Stolzes zerreißend; „nun mag der Graf kommen und er muß mich zehnmal morden, bis er zu Ihnen dringt, Léonie!"

„Nein, Armand, nein; wenn du stirbst, werde auch ich sterben!" antwortete die Gräfin, in deren Zügen die leidenschaftlichste Begeisterung strahlte. „Ich werde sterben, entehrt für Alle, unschuldig für Dich allein!"...

Sie hielt inne, und sah Luizzi mit einem stolzen und flammenden Blick an; dann fuhr sie fort:

„Schuldig für Dich allein, wenn Du es willst!“

„Léonie!“ rief der Baron, sie in seine Arme schließend; „sprichst Du wahr!“

„Ja, ja, ja“ ....., erwiderte sie mit sterbender Stimme, „ich gehöre Dir! ... Dir ... Dir, den ich liebe.“ Bei diesen Worten verbarg sie ihr Haupt in den Händen, während Luizzi sie, wahnsinnig und trostlos, auf den Divan trug, auf dem sie eine Stunde vorher so schön und friedlich saß.

Sie sank auf denselben nieder, noch immer die Augen mit den Händen bedeckend, und murmelte mit erstickter Stimme:

„Ach, dieses Licht!“

Luizzi wollte das Wachslicht, das in der Krystalllampe brannte, auslöschen, aber er konnte es nicht erreichen, und während Léonie ihr Haupt in die Kissen grub, um ihren Fehler vor sich selbst zu verbergen, bemerkte der Baron den Schuh des Teufels, er ergriff ihn schnell und legte ihn nach Art eines Löschhütchens auf die Kerze.

Es wurde eine Höllennacht, und des Teufels Schuh tanzte auf der Wachskerze.

VIII.

Roman-Kapitel.

Während dieß im Boudoir vorging, war der Graf wieder zu sich gekommen und hatte lange über das schreckliche Projekt nachgedacht, zu dem ihn die Furcht, lächerlich zu erscheinen, getrieben hatte, die mächtiger ist, als man es sich vorstellen kann; denn es gibt Menschen,

welche es vorgezogen haben, ihr durch einen Selbstmord zu entkommen, statt ihr zu trotzen.

Dennoch betrachtete Herr von Cerny, einmal mit sich allein, die Handlung, zu deren Begehung er sich den Muth zugetraut hatte, auf eine ruhigere Weise und erkannte, daß er zuviel von sich gehofft hatte. Und doch mußte dieser Auftritt zu einer Entwicklung kommen. Er konnte nicht hingehen, seinen beiden Gefangenen die Thüre öffnen und sie frei weggehen lassen, wenigstens ohne daß sie die Briefe, die er von ihnen gefordert, geschrieben hatten, und andrerseits fehlte ihm die nöthige Entschlossenheit, durch ein Verbrechen ein Schweigen zu erkaufen, welches das einzige ist, dessen man versichert seyn kann.

Er schickte sich also zu der Nothwendigkeit an, einen Ausweg für sich selbst zu treffen, im Falle Luizzi oder die Gräfin sich geweigert hatten, die vorgebliche Liebes-Correspondenz zu schreiben, und durch sein Suchen gelangte er dahin, die Sache ziemlich einfach anzusehen, d. h. wenn beide Leute waren, welche den Tod einer Feigheit, die beide entehren konnte, vorzogen, so mußten sie auch ehrenhafte Grundsätze haben, welchen er sich ohne Besorgniß anvertrauen konnte.

Das Einzige, was ihn in Verlegenheit setzte, war die Art, von diesem Umstande Nutzen zu ziehen. Endlich sann er darüber nach, so ungewohnte Mittel zu finden, bis er auf das zur Ausführung einfachste von allen zurückkam, wie er vorhin auf die einfachste Idee zurückgekommen war, um sich aus dem schlimmen Handel zu ziehen, in den er sich eingelassen hatte.

Dieses Mittel war, die Festigkeit in dem Benehmen des Barons und der Gräfin anzuerkennen, ihnen wie ein Mann Glück darüber zu wünschen, der sie derselben wirklich fähig gehalten und nur eine Probe habe versuchen wollen, um vollkommen beruhigt zu seyn. Dann wollte er beifügen, daß er sie für Leute von Ehre hielte,

sich ihnen anvertraue und keine andere Bürgschaft verlange, als ihr Wort.

Der Graf hatte eine schöne, kleine Rede zu diesem Zwecke vorbereitet, und erwartete ungeduldig den Ablauf der Stunde. Dennoch kürzte er die Frist, die er selbst bestimmt hatte, nicht ab; erstlich weil er bei seinen Gefangenen das Ansehen bewahren wollte, als sey sein Entschluß, den er ihnen gegenüber genommen, unabänderlich; dann, weil er im Grunde seines Herzens die Hoffnung hegte, daß sie jene Briefe, die sie compromittiren mußten, schreiben würden, und weil er diese Bürgschaft jeder anderen vorzog.

Als endlich die Stunde geschlagen hatte, ging der Graf, mit seinen Pistolen bewaffnet, hinab, in großer Verlegenheit über die Figur, die er spielen würde. Er hatte seine Waffen genommen, indem er voraussah, daß alle seine Berechnungen nicht gelingen würden, daß sich ein Streit entspinnen könne, und noch immer betrachtete er den Mord als seine letzte Hülfsquelle gegen seine Frau und den Baron.

Alles schlief schon lange Zeit in dem Hôtel, als der Graf die lange Reihe von Zimmern durchschritt, an deren Ende sich das Boudoir seiner Frau befand. An der Thüre angelangt, horchte er und vernahm nichts. Er glaubte, der Baron und Léonie, von Verzweiflung aufgerieben, möchten ein fürchterliches Schweigen beobachten. Dann rechnete er mehr als jemals auf sein Erscheinen mit den Pistolen in der Hand, um von ihnen Alles zu erlangen, was er wollte; er drückte auf die Klinke, allein die Thüre widerstand, und erstaunt stand der Graf da.

Unter allen Ideen, welche Herrn von Cerny in den Kopf gekommen waren, war es ihm doch nicht eingefallen, daß die Gefangenen sich einschließen könnten, um sich zu vertheidigen, und in der ersten Aufregung des Zorns wegen dieses unvorhergesehenen Hindernisses, rief er:

„Oeffnet!“

Er erhielt keine Antwort. Augenblicklich schleuderte der Graf einen heftigen Fußtritt gegen die Thüre, um sie zu sprengen, aber sie schien von Innen tüchtig gesichert zu seyn; und nun, über den Widerstand, den er empfinden mußte, erzürnt, schickte er sich wie ein Rasender an, an die Thüre zu schlagen, bald mit den Füßen, bald mit dem Kolben seiner Pistolen.

Es gibt viele Häuser in Paris, in welchen die Domestiken, in die Küche oder das Vorzimmer zurückgezogen, ungestraft es hören können, wenn in den Zimmern die Thüren zugeschlagen, drohende Stimmen gewechselt, Möbel von einem Ende des Salons in das andere gerollt werden, die Spiegel in Stücke fallen, die Gläser zerbrechen, das Porcellain durch das Fenster fliegt, ohne sich darüber anders zu beunruhigen, als indem sie sagen: „Herr und Madame haben eine Erklärung."

Dann mit der einsichtsvollen Diskretion gut gezogener Diener sich zurückziehend, lassen sie das Gewitter in Frieden toben und den Blitz in das Hausgeräthe einschlagen; am anderen Tage heben sie die Scherben auf und tragen Sorge, irgend einen kleinen kostbaren Gegenstand verschwinden zu lassen, den man im Wirwarr zerstört glaubt, und der dann auf dem Boden ihres Koffers sich verbirgt oder bei einem der Gelegenheitshändler sich zeigt.

Aber, wir müssen es sagen, das Haus des Herrn von Cerny war nicht solche vortreffliche Gebräuche gewohnt: Alles ging darin mit einer gewissen Ruhe und Würde vor, so daß die Domestiken, als sie mit verdoppelten Schlägen an eine Thüre pochen hörten, glaubten, der Gräfin oder dem Grafen sey ein Unfall zugestoßen, oder es für einen Brand, Diebe und, wer weiß für was? hielten. Einige liefen halbgekleidet, gerade in dem Augenblicke herbei, in welchem der Graf, nach unerhörten Anstrengungen die Thüre erbrach und in das Zimmer drang, alle Möbeln zerstörend, welche man aufgeschichtet hatte.

Der Graf befand sich in der tiefsten Dunkelheit und schrie in dem Anfalle von Wuth, in der er war:

„Wo seyd Ihr alle beide, wo seyd Ihr?“

In diesem Augenblicke sah er an der Thüre einen Schatten erscheinen, und schneller als der Blitz stürzte er nach jener Seite, ein Pistol abschießend; augenblicklich hörte er den Fall eines menschlichen Körpers, dann ein großes Geschrei; eine Stimme, welche weder die des Barons, noch jene der Gräfin war, fing an, zu rufen:

„Zu Hülfe, zu Hülfe!“

Es war die Stimme des Kammerdieners des Herrn von Cerny. In der Wuth, die ihn außer sich brachte, suchte der Graf in der Dunkelheit noch immer seine Gefangenen, entschlossen, sie das Blut bezahlen zu lassen, das er eben vergossen hatte. Er schritt immer vorwärts, an die Mauer schlagend, sich an den Möbeln stoßend, bis er an das Fenster gelangte, dessen Vorhang herabgelassen war. Hinter diesem glaubte er die Unglücklichen verborgen und riß ihn mit Heftigkeit hinweg. Das Fenster war offen.

Unter allen einfachen Ideen war der Baron nicht auf die einfachste gekommen, daß nämlich die Fenster ebensogut Ausgänge sind wie die Thüren, ohne Zweifel zwar etwas gefährlicher, aber in allen Fällen einem Pistolenschusse und einer nutzlosen Entehrung vorzuziehen.

Bei diesem Anblick stand der Graf wie versteinert, während die Dienerschaft herbeikam und der Kammerdiener, auf welchen der Graf geschossen hatte, sich befühlte, um sich zu versichern, daß nichts zerbrochen sey. Das Staunen des Grafen verwandelte sich in eine rasende Wuth, als er sich so umringt sah, und er gab seinen Leuten Befehl, ein Licht anzuzünden und sich zu entfernen.

Einer von diesen, eine jener Bedientennaturen, die ihre Pflicht sich auf eine gewisse Art einprägen und sie auf keine andere Weise, selbst unter den entsetzlichsten

Unfällen erfüllen würden, ein solcher Diener war gewohnt, das Boudoir zu erleuchten, indem er die Krystalllampe, welche in der Mitte hing, anzündete; daher schickte sich, als der Graf Licht verlangte, der scharfsinnige Diener an, statt das erste beste Wachslicht auf dem Kamin stehen zu lassen, die Lampe anzuzünden; zu dieser Verrichtung stieg er auf einen Stuhl, und das erste, was er fand, war der Schuh des Teufels, welchen er, gleich als habe er eine Schlange berührt, auf den Boden warf, indem er schrie:

„Halt, was ist denn das?“

Die Erscheinung dieses Schuhes und der Gebrauch, zu dem er gedient hatte, erschienen dem Grafen als ein boshafter Scherz und er trat wüthend auf demselben herum, indem er bedachte, daß er nun nicht nur der Willkühr des Eigenthümers dieses Schuhes, sondern auch jener des Barons und Léonie's Preis gegeben sey.

Doch verdankte er es dieser unbesonnenen Wuth, daß er etwas fand, was sonst wahrscheinlich seiner Aufmerksamkeit entgangen wäre. Er bemerkte auf dem Boden zerrissene Papierstreifen.

Es waren umhergestreute Stücke der von Luizzi und der Gräfin geschriebenen Briefe. Herr von Cerny hob sie sorgfältig auf. Er sammelte sie auf eine Weise, um Einsicht davon nehmen zu können, schickte alle Bedienten weg, und las diese sonderbare Correspondenz. Nun begriff er, welch' schreckliche Waffen die Unklugheit der Flüchtlinge in seinen Händen gelassen habe.

Zwar hätten dergleichen Briefe nicht genügt, um eine Frau als Ehebrecherin verurtheilen zu lassen; aber diese Briefe, deren Aechtheit nichts in der Welt, als die Aussage der Angeklagten zu verdächtigen im Stande waren, konnten, verbunden mit ihrer gemeinschaftlichen Flucht mitten in der Nacht, durch ein Fenster, sie um so mehr verderben, als das offene Benehmen des Ehegatten, und selbst seine Gewaltthätigkeit, für die er Zeugen hatte, glauben lassen mußten, er habe sie in ver-

brecherischem Umgange überraschen wollen und dem seyen sie mit Gefahr ihres Lebens entkommen. Alle diese Umstände schienen sich vortrefflich zu vereinigen und sich gegenseitig zu unterstützen, so daß der Graf in ihnen im ersten Augenblicke die Grundlage zu einer Ehebruchsklage gegen seine Frau erkannte.

Die Wahrheit glich überdieß zu sehr einer phantastischen Erzählung, wenn selbst Luizzi und die Gräfin wagen würden, sie auszusprechen. Doch konnten sie es, indem sie sich entweder augenblicklich zu einem Beamten oder zu dem alten Vicomte von Assimbret begaben; und Herr von Cerny wollte, bevor er einen Schritt in irgend einer Richtung versuchte, sich dessen versichern, was hätte vorfallen können.

Da er keinem seiner Leute das, was er zu thun im Begriff stand, anvertrauen wollte, nachdem er ihnen wider seinen Willen die Flucht seiner Frau hatte gestehen müssen, steckte der Graf Gold zu sich, nahm einen Stockdegen und ging zu Fuße aus. Er stieg in den ersten Fiaker, auf den er stieß und ließ sich zu seinem Schwiegervater bringen. Es war beinahe ein Uhr des Morgens, als er sein Hôtel verließ. Er trat bei seinem Schwiegervater nicht ein, sondern ließ nur den Hausmeister rufen, und versicherte sich, ob seit eilf Uhr, um welche Stunde er das Boudoir seiner Frau verlassen hatte, Niemand gekommen sey.

Von da begab er sich zu dem Polizeicommissär seines Viertels, und erzählte ihm, ohne jedoch eine förmliche Klage einzureichen, das Verschwinden seiner Frau, und versicherte sich wieder, daß sie ebensowenig bei diesem Beamten erschienen sey. Dann, durch diesen Umstand beruhigt, und sicher, daß er immer in der Lage sey, die Anklage erheben zu können, und nicht sie erwarten zu müssen, ließ er sich zu Armand führen. Man war noch wach in dem Hôtel des Barons. Der Thürhüter antwortete ihm, daß der Baron noch nicht zurückgekehrt sey. Herr von Cerny bestand darauf Armand zu sprechen,

indem er sagte, daß es sich für den Baron um eine Angelegenheit vom höchsten Interesse handle.

„Das wundert mich nicht," entgegnete der Thürhüter, „denn es ist kaum eine halbe Stunde, daß mir ein Commissionär einen Brief für Herrn Donezau brachte, der eben mit seiner Frau und Mademoiselle Gelis zurückgekehrt ist. Dieser Brief war von dem Herrn Baron und sollte Herrn Heinrich augenblicklich übergeben werden. Der Commissionär war so pressirt, daß ich selbst zu Herrn Donezau hinaufging, wo alle Bedienten sich schlafen gelegt hatten. Ihn und seine Frau allein fand ich noch auf, und kaum hatte er den Brief gelesen, als er zu seiner Frau sagte: „Ich muß augenblicklich ausgehen" ..... Und wirklich öffnete ich ihm einen Augenblick nachher, und er ist nicht mehr zurückgekehrt.

„Aber der Baron wird ohne Zweifel zurückkehren," antwortete Herr von Cerny; „die Angelegenheit ist so dringend, daß ich nothwendigerweise seine Rückkehr oder die des Herrn Donezau, seines Schwagers, abwarten muß."

„Das kann sehr leicht geschehen," erwiderte der Thürhüter; „Sie dürfen nur zu dem Herrn Baron hinaufgehen; sein Kammerdiener wird Ihnen öffnen und Sie können dann nach Belieben die Rückkehr des Herrn Barons erwarten."

„Sie haben recht," sagte Herr von Cerny, „hier ist ein Louisd'or, es ist unnöthig, dem Herrn von Luizzi zu sagen, daß ihn Jemand erwartet; seinen Kammerdiener ausgenommen, braucht es Niemand zu wissen."

Wirklich ging Herr von Cerny in des Barons Wohnung hinauf. Er schellte sachte, denn er wollte nicht, daß er von Karolinen gehört werde, welche vielleicht durch den Brief, den man ihrem Gatten gebracht, von dem Ereigniß, das ihrem Bruder begegnet, unterrichtet war, und Luizzi benachrichtigen konnte, daß Jemand bei ihm war. Dem Kammerdiener machte er eine neue Erzählung, die er mit einer reichen Gratification unterstützte. Ueberdies kannte Pierre, als Kammerdiener eines guten Hauses

alle nur irgend wohlklingenden Namen der Aristokratie, und kannte auch größtentheils das Gesicht derer, die sie trugen. Als er daher den Grafen von Cerny sah, ließ er ihn in die Zimmer seines Herrn eintreten und führte ihn ein.

Aber ungeachtet Karolinens Staunen, als sie ihren Mann sie so plötzlich verlassen sah, ungeachtet der Bestürzung, die sie darüber empfand, gab es in dem Hause ein wachsameres Ohr, als das ihrige; dieses Ohr war das Juliettens, welche den Baron erwartete. Als sie Jemand zuerst schellen und dann in das Zimmer treten hörte, glaubte sie den Baron zurückgekehrt und erwartete, ihn zu sich heraufkommen zu hören; aber beinahe eine halbe Stunde ging vorüber und Alles blieb stille. Pierre schlief ausgestreckt in einem Fauteuil á la Voltaire, der ihm meistens als Bett im Vorzimmer diente, und der Thürhüter allein wachte, wenn man jene Art, stehend zu schlafen, welche ausschließlich den Portiers von Paris eigen ist, wachen nennen kann.

Juliette's Verdruß war groß, aber ohne Zweifel war die Leidenschaft, welche sie hinriß, noch größer; denn sie wagte es, sich zu entschließen, Luizzi, den sie zu Hause glaubte, aufzusuchen. Der Baron hatte eine kleine, innere Treppe bauen lassen, um aus einem an den Speisesaal stoßenden Cabinette in die Zimmer seiner Schwester hinauf zu gelangen. Juliette benutzte diese Treppe, stieg mit bedachtsamen Schritten herab und näherte sich dem Zimmer des Barons. Sie hörte lebhafte Schritte in diesem Zimmer und bildete sich ein, der Baron sey von einem jener inneren Kämpfe ergriffen, welche dem Augenblick vorangehen, in dem man einer Leidenschaft, die man für strafbar halten kann, nachgibt.

Wahrscheinlich fürchtete sie, daß diese Ungewißheit sich nicht zu ihrem Vortheil wenden könnte, und sie stieß die Thüre auf. Als sie eintrat, fand sie sich dem Grafen von Cerny gegenüber, der, durch das Geräusch der Thüre

aufmerksam, der Person, welche eintrat, lebhaft entgegenging; beide betrachteten sich Anfangs mit seltsamem Erstaunen, dann machten alle beide ....

IX.

Commentar des vorhergehenden Kapitels.

„Genug davon für jetzt!“ sagte der Baron, den Teufel unterbrechend.

Wirklich war es der Teufel, welcher dem Baron diese Erzählung in dem kleinen Salon eines „hôtel garni“ mittheilte, während Luizzi ihm mit einer Aufmerksamkeit zuhörte, die er bisher nie für den schrecklichen Erzähler gehabt hatte; er unterbrach ihn nie, machte niemals eine Bemerkung über den Styl oder die Art seiner Erzählung, welche wenigstens sehr außergewöhnlich war, denn sie hatte ganz den Anschein eines Kapitels, aus einem Buche, das längst geschehene Ereignisse erzählt.

Diese Diskretion des Barons kam daher, weil er die Geschicklichkeit des Teufels kannte, die geringsten Unterbrechungen zu benützen, um das in's Unendliche und weiter als irgend ein Romanschreiber oder Feuilletoniste auszudehnen, was er zu erzählen hatte und sich auf moralische oder unmoralische Abweichungen zu werfen.

„Genug davon für jetzt,“ sagte er zu dem Teufel: „ich weiß Alles, was ich wissen will, um eine entscheidende Parthie zu nehmen.“

„Du hast Unrecht,“ entgegnete ihm Satan; „laß' mich dir die Scene zwischen Juliette und Herrn von Cerny erzählen; das wird die Sache einer halben Stunde seyn, obgleich sie länger, als drei Stunden gedauert hat.“

„Ich weiß Alles, was ich wissen wollte; das beweist mir, daß der Graf uns nicht verfolgt hat, oder daß er wenigstens nicht auf unserer Spur ist.“

„So wenig," erwiderte der Teufel, „daß er in sein Hôtel zurückgekehrt ist und dasselbe noch nicht wieder verlassen hat."

„Alles dient mir auf's Beste," entgegnete der Baron; „wir können ohne Furcht abreisen."

„Sind Deine Vorsichtsmaßregeln gut getroffen?" fragte der Teufel.

„Laß sehen," antwortete der Baron, gleichsam um Alles, was er gethan hatte, noch einmal durchzugehen und sich genaue Rechnung davon abzulegen. „Sobald ich Léonie in diesem Hôtel untergebracht, schrieb ich an Heinrich. Dieser kam und brachte mir, wie ich es gefordert, das nöthige Geld, um Paris zu verlassen und meine Vorkehrungen für die Reise zu treffen."

„Und hast Du ihm den Grund Deiner Abreise mitgetheilt?"

„Nein, keineswegs."

„Wohin Du gehen werdest?"

„Noch weniger."

„Du machst Fortschritte, Baron; Du bewahrst Deine Geheimnisse für dich; und dann?"

„Dann" versetzte Luizzi, „ging ich selbst zu einem Kutscher, um einen Wagen zu miethen; dieser hat mir, Dank meiner Freigebigkeit, endlich versprochen, die Pferde seines Herrn zu Tode zu jagen, und mich in fünf Stunden nach Fontainebleau zu bringen."

„Dieser Kutscher gefällt mir; und soll Euch dieser Wagen hier abholen?"

„Nein, er wird uns an der Ecke der Rüe Richelieu und des Bouleward erwarten."

Der Teufel fing an zu lachen, und der Baron sah ihn erstaunt an.

„Was ist denn so Lächerliches darin?"

„Der Ort, von wo Du abreisest, scheint mir so sonderbar," sagte Satan; „Du würdest einen besseren haben wählen können, als das Thor eines Bordells und eines Spielhauses."

„Der Kutscher hat mir diesen Zusammenkunftsort bestimmt, indem er sagte, es würde weniger auffallend seyn, als wenn er sich vor die Thüre eines Hauses stelle, wo Alles verschlossen und ruhig sey."

„Dieser Kutscher ist ein galanter Mann," sagte der Teufel, „der einen richtigen Blick in so schlimmen Angelegenheiten an den Tag legt. Dieser lustige Bruder wird seinen Weg machen .... Und was machst Du nun?"

„Ich bin nun auf dem Punkte, daß ich nur Deine Abreise erwarte, um die meinige in's Werk zu setzen, Fontainebleau zu erreichen, und von da Transportmittel von Stadt zu Stadt bis nach Orleans zu nehmen, ohne daß man ahnen kann, welche Richtung wir einschlagen"

„Und deine Abgeordnetenstelle?" sagte der Teufel.

„Ich werde sehen."

„Vergiß nicht, daß ich Deine Befehle erwarte, um Dich von allem zu unterrichten, was Du wissen willst!"

„Du wirst zu gefällig, Satan!"

„Ich will es immer gegen Dich seyn, mein Meister; ich will, daß Du nicht, wie bisher, sagen kannst, daß, wenn Du eine Menge Dummheiten begingst, dies daher kommt, weil ich Dich nicht genügend aufgeklärt habe. Sieh' also, überlege; hast Du mich um nichts mehr zu fragen?"

„Nichts, wenigstens für jetzt," sagte Luizzi, sich entfernend, um in das Zimmer zurückzukehren, in welchem Léonie an ihren Vater schrieb.

„Baron," sagte der Teufel, ihn aufhaltend, „Du weißt, daß Du meine Nachrichten nicht immer durch meine Erzählungen erhieltst, daß ich manchmal Personen oder Ereignisse an Deine Seite gebracht habe, die in meinem Namen sprachen; erinnere Dich wohl an Alles, was Du seit Deinem Austritt aus dem Gefängnisse gesehen hast, und frage Dich, ob in dem Augenblicke, wo Du eine so wichtige Handlung ausführen willst, nichts von alle dem eine Aufklärung verdient."

Luizzi überlegte, aber indem er sich alle Worte des

Teufels bei seinem Abenteuer mit Frau von Cerny zurückrief, fand er nichts, was ihm nicht vollkommen klar schien; überdies schien dem Baron die Hartnäckigkeit des Teufels, ihm seine vertraulichen Mittheilungen anzubieten, mehr als eigennützig, und er dachte, daß Satan ihn von dem Wege, den er einschlug, abbringen wolle. Auf der anderen Seite war er ganz bei Frau von Cerny, und hatte Eile, das zu erfahren, was sie an ihren Vater geschrieben hatte; der Tag dämmerte, es war Zeit, zu fliehen; er kehrte also zu Léonie zurück, und fand sie vor dem Tische sitzend, auf welchem ihr Brief gesiegelt und schon lange vollendet lag.

„Léonie," sagte er zu ihr, „es ist Zeit, Paris zu verlassen, geben Sie mir diesen Brief, ich werde ihn auf die Post schicken, auf diese Weise wird man weder einen Diener des Hôtels, noch einen fremden Commissionär überraschen und verhören können. Kommen Sie, Léonie!"

Die Gräfin, welche den Elbogen auf den Tisch und die Stirn in ihre Hände gestützt hatte, erhob langsam ihr Haupt. Eine eiskalte Blässe war über dies Gesicht ausgegossen, das am Abend vor Gesundheit gestrahlt hatte. Diese matte Weiße war nur durch ein bläuliches Roth belebt, das rings um die Augen lief und eine innere Erschöpfung verrieth, der zu unterliegen nur die Gluth eines heftigen Fiebers die Gräfin hinderte.

Das Auge glänzte in unruhiger Aufregung unter den schweren und geschwächten Augenlidern, ihre Haare fielen unordentlich um ihr Gesicht, den Abend vorher noch so kokett mit schönen, blonden Locken geschmückt. Es lag in der ganzen Erscheinung dieser Frau die Niedergeschlagenheit eines Körpers, der an die Ruhe eines friedlichen Lebens gewöhnt ist, und die Erschöpfung einer Seele, welche eben ihren ersten Kampf mit dem Schmerze bestand.

Die Gräfin betrachtete Luizzi lange Zeit und sagte dann:

„Armand, noch ist es Zeit; denken Sie an sich, ehe wir Paris verlassen.... Bedenken Sie, daß Sie mein

Leben dem Verderben hingeben, und daß ich Ihrer Ehre genug zutraue, um überzeugt zu seyn, daß Sie zugleich auch das Ihre vernichten."

„Léonie," entgegnete Luizzi, „warum fordern Sie, daß ich mich darüber bedenke, was ich thun soll? Fürchten Sie jetzt schon für Ihre Zukunft?"

„Heute wie gestern; heute schuldig, wie gestern unschuldig, dadurch ist es für mich um Ehre und Ueberlegung geschehen! Ich werde nicht mehr in das Haus meines Gemahls zurückkehren; denn wenn ich dahin zurückkehrte, würde ich ihm meinen Fehler gestehen und er würde das Recht haben, mich zu strafen. Ich bin auf eine ewige Verbannung in dieser Welt gefaßt; aber Sie, Armand, sehen Sie nicht voraus, welcher Zukunft Sie Ihre Existenz preis geben? Keine Heirath ist mehr möglich, keine Familie oder eine mit dem Namen einer Ehebrecherin, den ich verdient habe, an der Stirne gebrandmarkte Familie. Selbst keine Welt mehr; denn man wird suchen, Sie durch alle möglichen Beleidigungen den Fehler bezahlen zu lassen, welchen ich in ihren Augen beging. Bedenken Sie dies, Armand; ich kann allein abreisen .... Ich werde entflohen seyn .... Aber Sie werden dann nicht mein Mitschuldiger; nur ich werde bloßgestellt seyn."

„Léonie," entgegnete Armand, „Sie hatten mir erlaubt, für Sie zu sterben; habe ich nicht verdient, für Sie leben zu dürfen?"

„Du willst es, Armand?" sagte Léonie, ihm die Hand reichend. „Gut denn, ich nehme Dein Leben, wie ich Deinen Tod angenommen hatte. Ich werde es mit meinem ganzen Leben bezahlen."

„So laß uns abreisen," sagte Luizzi, der im Voraus ihren Ausgang aus diesem Hause in Ordnung gebracht hatte.

X.

Fortsetzung.

Alle zwei verließen das Hôtel in dem Costüme, welches sie beide trugen: er im Besuchskleide; sie in der Robe von Mousseline, denn in der vorgerückten Stunde, in der sie das Boudoir verlassen und sich zur gemeinschaftlichen Flucht entschlossen, hatten weder er noch sie an jene erbärmlichen Bedürfnisse des materiellen Lebens gedacht, welche so kleine Schmerzen in die größte Verzweiflung werfen. Ueberdies war kein Magazin geöffnet, aus dem sich Luizzi mit den gewohnten Reisebedürfnissen hätte versehen können. Sie erreichten langsam ihren Wagen, nur einigen Arbeitsleuten begegnend, welche in der Stunde der Nacht ihren Weg antreten, der sie zur Arbeit des Tages führen sollte, und welche sich über diese Frau im bloßen Kopfe und im Mousselinkleide, über diesen Mann in gelben Handschuhen und gefirnißten Stiefeln wunderten, welche zu Fuß durch den Koth gingen. Doch erreichten sie bald Frascati, und Luizzi, in dem Hofe fröhliche Stimmen von Frauen und Männern wahrnehmend, welche den Ort verließen, öffnete rasch den Wagenschlag und ließ Léonie einsteigen, ehe sie Jemand sehen konnte; dann während der Kutscher seinen Sitz verließ, stieg er in den Wagen, in dem Augenblick, in dem die lärmende Gruppe aus der Thüre des Hôtels trat. Er konnte noch die Stimme einer Frau vernehmen, welche rief:

„Halt, wer fährt denn hier in einem Miethwagen weg?“

„Ei!“ versetzte eine andere, „es ist sicher Palmyra, welche bei ihrem Wechselagenten im Reste bleibt.“

Die Gräfin drückte sich heftig in den Fond des Wagens, während eine neue Stimme in jenem schreienden und singenden Tone, welcher vorzüglich ein liederliches Mädchen charakterisirt, beifügte:

„Sagen Sie doch, Gustav, da Sie Juliette wiedergefunden haben, sagen Sie ihr doch, sie möge ihre alten Freundinnen besuchen. Es ist eine Klinge da, die das Gras an der Wurzel abschneidet.“

Ohne Zweifel hatten die Namen „Gustav“ und „Juliette“ Luizzi nicht zum Staunen und bis zu dem Punkte gebracht, sich zu beruhigen, hätte er nicht geglaubt, in der Stimme, welche auf diesen Auftrag antwortete, jene Gustav Bridely's zu erkennen, der von ferne versetzte:

„Juliette hat nun wohl etwas anderes zu thun.“

Dieses seltsame Zusammentreffen versetzte Luizzi so sehr in Staunen, daß er sich nicht enthalten konnte, den Kopf aus dem Schlage zu stecken, um zu sehen, ob er sich nicht getäuscht habe, und ob es wirklich der Marquis sey; aber ein:

„Ach! geben Sie Acht!“

Léonies zog ihn in den Wagen zurück, und der beklagenswerthe Zustand der armen Frau beschäftigte ihn so sehr, daß er bald des Umstandes vergaß, der ihn eben wie eine neue Warnung berührt hatte.

Léonie, in den Fond der Berline zurückgelehnt, in sich selbst zusammengepreßt, zitterte vor Frost theils durch die kalte Morgenluft, theils durch die Heftigkeit des Fiebers, das sich ihrer bemeisterte. Sie war nicht mehr jenes stolze und kühne Weib, dessen gebieterische Schönheit, dessen hoher Wuchs jenen männlichen Muth zu bezeugen schienen, den man gewöhnlich in Körpern von mächtigen und starken Verhältnissen voraussetzt; sie war eine arme, schwache, schüchterne, verzweifelnde, weinende, zitternde, leidende Frau, plötzlich einem Leben voll ruhiger Ergebung, voller Gewohnheiten entrissen, welche kein physisches Ungemach jemals durchdrungen hatte, plötzlich nun zu der kühnsten und strafbarsten Handlung fortgetrieben, und der nun Alles fehlte, selbst die nothwendigsten Gegenstände.

Luizzi näherte sich ihr und sprach sanft zu ihr, sie anflehend, Muth zu fassen.

„Ich habe ihn; ich habe ihn,“ antwortete sie.

Aber diese Worte entschlüpften ihr mitten durch das Klappern ihrer Zähne, und ihre Stimme zitterte, wie ihr Körper.

„Ach, Léonie,“ fuhr Luizzi fort, „was fürchtest Du? Dein Leben gehört nun mein und ich werde es vertheidigen.“

„Es sey!“ antwortete Léonie in einem Tone, in welchem mehr Verzweiflung, als Muth lag, „ich fürchte mich nicht zu sterben.“

„Ich werde Dein Leben gegen Verläumdung vertheidigen, und wenn ich nicht stark genug gegen die Welt bin, dann fliehen wir in irgend ein fremdes Land, und wir werden uns alle beide durch einen unbekannten Namen schützen.“

„Ja, ja; nicht wahr Armand, sobald Du kannst, werden wir Frankreich fliehen und uns da verbergen, wo nur wir allein meinen Fehltritt kennen?“

„Deinen Fehltritt, Léonie? Ist es denn ein Fehltritt, dem Tode entrinnen und Dein Leben nicht dem hingegeben haben zu wollen, der es dazu verurtheilt hat, nichts zu seyn, als ein Daseyn der Ergebung?“

„Es ist ein Fehltritt, Armand, es ist ein Fehltritt; aber ich bereue nicht, ihn begangen zu haben, wenn Du mich liebst.“

„Ach, Léonie!“ rief Armand, „welch' ein Wort!“

Die Gräfin warf sich in ihrer Aufregung im Wagen auf die Kniee und rief, die Hände flehend zu Armand aufgehoben:

„Ach, Armand, liebe mich, jetzt, liebe mich; Du wirst mich lieben, nicht wahr, Du wirst mich immer lieben? . . . . Ach, wenn Du mich nicht liebtest, Du . . . . . was würde aus mir werden . . . . mein Gott!“

Luizzi nahm Léonie in seine Arme und versicherte

sie durch die heiligsten Schwüre der Beständigkeit und Hingebung der Liebe, die sie von ihm verlangte.

Die Gräfin war eiskalt und schauerte in Armands Armen.

„Sie leiden," sagte er; „und ich habe nichts vorgesehen ..... ich habe Sie selbst nicht gegen die Kälte geschützt."

„Es ist nichts," sagte Léonie, sich bemühend, das nervöse Zittern ihrer Zähne zu bannen; „es ist nichts; beschäftigen Sie sich nicht damit ...."

„Nein, ich will halten lassen, ehe wir Paris verlassen; ich werde ein Magazin öffnen lassen, und alles Nöthige finden, um ...."

„Nein, nein," sagte Léonie mit Schrecken; „fliehen wir schnell! ...."

Dennoch sah Luizzi, wie die Leiden der Gräfin von Minute zu Minute zunahmen; sie hatte sich in eine Ecke des Wagens geschmiegt und, besiegt von Mattigkeit, Kälte und Fieber, blieb sie unbeweglich, zitternd, unartikulirte Klagen murmelnd, und auf Alles, was Luizzi zu ihr sagte, durch die in kurzem und irrem Tone ausgesprochenen Worte antwortend:

„Ich bin wohl, ich bin wohl!"

Endlich bemerkte er durch die geschlossenen Fenster des Wagens die Menge von Karren, welche bei Tagesanbruch sich Paris nähern. Die Männer, welche sie führten, waren in jene Art kurzer Mäntel von dichtem gestreiftem Zeuge gekleidet, welche man: „roulière" nennt. Luizzi ließ, trotz der Warnung der Gräfin halten, stieg aus und rief einen der vorüberziehenden Kärrner herbei.

„Mein wackerer Mann," sagte er, „wollt Ihr mir Euern Mantel verkaufen?"

„Meinen Mantel," versetzte der Kärrner erstaunt....

„Ei," fuhr er, seine Pfeife ausklopfend, fort, „was wollen Sie mit meinem Mantel machen, Herr Baron?

Luizzi betrachtete den Mann, als er sich so richtig qualifiziren hörte.

Er glaubte ihn wieder zu erkennen, aber er konnte sich nicht vollkommen erinnern, und da er mit diesem Manne, wer er auch seyn mochte, keine Unterhaltung eingehen wollte, sagte er:

„Ich habe den meinigen vergessen und bin ganz erstarrt; ich werde ihn Euch so theuer bezahlen, daß Ihr zehn dafür kaufen könnt, wenn es seyn muß.“

„So, so,“ sagte der Kärrner, „Sie sind also wieder reich geworden, Herr von Luizzi? Desto besser, desto besser,“ fuhr er, seinen Mantel loshäckelnd, fort. „Ach, da ist es nicht, wie bei uns; der alte Rigot ist zu Grunde gerichtet, die arme Mutter Turniquel todt, und Madame Peyrol, welche ihr ganzes Vermögen ihrer Tochter, der Frau des Pair, geben wollte, wohnt mit dem guten Rigot in einem kleinen, abscheulichen Hause neben dem alten Schlosse ihres Onkels; sie leben da beide von einer schlechten, kleinen Pension, welche ihnen dieser Herr von Lémée, der Schwiegersohn von Madame Peyrol gibt.“

„Ah!“ rief Luizzi, durch diese Umstände in's Klare gekommen, „Du bist es, Petit-Pierre .... Du hast also die Post verlassen?“

„Ei freilich. Ich hatte die Post verlassen, um Kutscher bei dem guten Rigot zu werden, der mir famöse Versprechungen gemacht hatte! aber er mußte wohl darauf verzichten ..... Das war eine schreckliche Geschichte .... mein Herr, aber weniger schrecklich, als die Geschichte des Todes der Mutter Turniquel. Das wissen Sie gar nicht, Madame Peyrol war nicht die Tochter der Mutter Turniquel.“

„Was!“ sagte Luizzi .... „Eugenie ....“

„Es scheint, daß sie die Tochter einer vornehmen Dame ist, der man sie als Kind in den Windeln gestohlen hat; die Alte bewahrte das Geheimniß bis auf den letzten Tag, aus Furcht, von ihrer Tochter, welche

sie ernährte, verlassen zu werden; aber in der Todesstunde trat die Furcht vor dem Teufel an die Stelle der früheren, und sie gestand Alles."

„Und nannte sie den Namen jener vornehmen Dame?"

„Warten Sie, warten Sie doch," sagte der alte Postillon, „es ist eine gewisse Frau von .... Cliny .... Cany .... Cauny .... Cauny, so ist es," sagte er. „Aber der Teufel weiß, was seit fünf und dreißig Jahren aus ihr geworden ist? Ach, mein Herr, alles das hätte sich nicht zugetragen, wenn Sie die arme Frau hätten heirathen wollen."

„Cauny!" wiederholte der Baron; „aber ich kenne diesen Namen, ich habe ihn irgendwo aussprechen hören."

Der Baron hätte vielleicht Petit-Pierre noch um mehr gefragt, als dieser, der, immer sprechend, dem Wagen näher gekommen war, lebhaft zurückfuhr, indem er ausrief:

„Ach, mein Gott, da ist eine arme Frau, die unwohl ist."

„Es ist gut . .. es ist gut!' rief der Baron, warf Petit-Pierre fünf oder sechs Louisd'or zu und stieg rasch in den Wagen.

Er sah, wie Léonie gänzlich entkräftet auf den Wagensitz zusammengesunken war, hob sie auf und legte sie so, daß sie quer im Wagen lag, ihr Körper auf den Knieen des Barons ruhend, den Kopf in dem entgegen gesetzten Winkel der Berline gestützt. Luizzi hielt sie in seinen Armen und schützte sie gegen die Bewegungen und Stöße des Wagens; er hüllte sie in die Roulière und betrachtete sie, die so blaß, so kalt, fast sterbend war.

„Léonie, Léonie," sagte er ganz leise zu ihr, sie an sich pressend, „Muth! Muth!"

„Dank' .... Dank'!" entgegnete sie, als wäre sie in einem Halbschlummer versenkt gewesen. „O, das ist gut .... das ist warm" ....

Eine Thräne trat Luizzi in's Auge bei diesem Worte einer so edelgeborenen, so hoch gestellten, so glänzenden

Frau, die ihm dafür dankte, sie einen Augenblick gegen die Kälte, an der sie litt, geschützt zu haben. Er preßte sie fester an sein Herz, umschlang sie mit seinen Armen, als hätten sie ihren ganzen Körper bedecken sollen, und, sich gegen sie neigend, drückte er einen Kuß auf ihre eiskalte Stirn.

Léonie machte sanft ihre Arme aus der Roulière los, in der sie gehüllt war, und schlang sie um den Hals Armand's; sie hing sich an ihn und murmelte sanft, ohne die Augen zu öffnen.

„Du liebst mich, nicht wahr? Du liebst mich?"

„Ja, Léonie, ja, ich liebe Dich! .... und Gott ist mein Zeuge, daß ich sterben will, ehe ich den Gedanken hege, Dich nicht mehr als die edelste und heiligste der Frauen zu lieben."

„Dank' .... Dank! ...." entgegnete Léonie, ... „Du wirst mich nicht verlassen, nicht wahr?"

„O schweige, Léonie, schweige .... Ich Dich verlassen .... niemals .... niemals."

Die Gräfin öffnete die Augen wieder, deren gläserner Glanz ein brennendes Fieber verrieth, und fuhr, einen kraftlosen Blick auf den Baron werfend, fort:

„Ja, Du liebst mich .... o, Du liebst mich! Nicht wahr? .... und wenn ich sterbe, wirst Du mich nicht verrathen!"

„Léonie! .... Léonie!" rief der Baron und ließ seine Thränen auf das Gesicht der Gräfin herabfallen, „was sprichst Du vom Sterben? .... Ach, Du leidest, Du leidest! ...."

„Nein .... Du liebst mich! .... Sage es mir, sage mir das .... Du thust mir wohl! ...."

Und sie löste ihre Arme vom Halse des Barons, nahm eine seiner Hände und legte sie auf ihr Herz, indem sie sanft und mit einer Stimme, die allmählig in der schlafsüchtigen Entkräftung erlosch, in welche die Mattigkeit und das Fieber sie versenkten, sagte:

„Liebe mich .... liebe mich .... liebe mich

sehr .... Du wirst nicht mehr lange Zeit haben, mich zu lieben ..... nein nicht lange .... und doch bin ich glücklich .... glücklich so .... sehr glücklich .... Armand, ... ich liebe Dich!"

Und indem sie dies sagte, drückte sie Armand's Hand an ihr Herz und dieser Druck verminderte sich in gleichem Maaße, als ihre Rede erlosch; dann ließ sie ihre Arme herabfallen, ihr Haupt neigte sich gänzlich und sie schien in eine vollkommene Vernichtung versunken.

Luizzi betrachtete sie nun.

Zum erstenmale in seinem Leben empfand er etwas von jener Liebe, welche den letzten Jugendjahren eines Mannes eigen ist, von jener Liebe, welche den Mann vervollkommt, von jener Liebe, welche beschützt, welche sich aufopfert, welche sich auf das Vertrauen stützt, das man in sich selbst hat und die sich nur über ihre Zukunft beunruhigt, weil sie auf einem Gefühle von Ehre beruht, welche aufzugeben kein Mann sich jemals fähig hält.

Heilige und reine Liebe, welche weder die Blindheit der vertrauenden und träumerischen Jünglingsliebe, noch die ungestüme Begeisterung einer Jugend hat, welche ihre volle Kraft besitzt; die aber den Kampf voraussieht, den sie zu bestehen haben wird, die alle Opfer gezählt hat, welche sie wird bringen, alle Beständigkeit, die sie wird zeigen müssen, und die den Kampf mit Muth annimmt, sich mit Freude die Opfer auferlegt und sich durch das Glück, welches sie hat, vergrößert, noch mehr aber durch das Glück, welches sie gibt.

Niemals war das Herz Luizzis mit einer so edlen Empfindung erfüllt gewesen, und zum erstenmale auch fühlte er sich beinahe glücklich und stolz auf sich selbst, denn er sah ein edles Wesen sich an ihn anklammern, und er empfand den Muth, sie nicht zu täuschen.

In diesem Augenblicke dachte er, als er Léonie zu vollständig niedergebeugt sah, um über ihr Schweigen zu erstaunen, daran, die besten Mittel zu ergreifen, um

sie jeder Verfolgung zu entziehen. Dazu war es ihm nothwendig, das zu erfahren, was in Paris vorging; er rief also Satan, wohl wissend, daß dessen Stimme nur für ihn vernehmbar sey und in der Hoffnung, daß er ihm auf eine Art antworten würde, daß Léonie ihn nicht verstehen könne und sich nicht über eine Unterredung wundere, welche für sie nur ein Monolog ohne Sinn seyn würde.

XI.

Contrast.

Satan erschien.

Er hatte sein Costüme als Abbé abgelegt, er war sorgfältig schwarz gekleidet, trug in seinem Knopfloche ein Band, an dem sich alle Farben des Regenbogens vereinigten und das wahrscheinlich die Unterscheidungszeichen von einem Dutzend Decorationen vereinigen sollte. Hätte bei diesem Costüme der Teufel reine Hände und weiße Wäsche gehabt, so würde er ziemlich einem jener kleinen Diplomaten eines kleinen deutschen Staates ähnlich gesehen haben, die ihr Leben damit zubringen, um alle Großkreuze aller kleinen Höfe des deutschen Bundes nachzusuchen; aber, mit Ausnahme des schwarzen Kleides, gab die schlechte Haltung Satans ihm ein Ansehen schmutziger Armuth, welche für einen jener Intriganten niedrigerer Gattung gepaßt hätte, welche sich Bänder erdichten, um sich ein Diner bei einem vertrauenden Wirthe zu erprellen, oder um den Adjunkten eines Dorfmaires zu hintergehen.

Die Lage, in der Luizzi sich befand, ließ ihm nicht Zeit, sich um die Gründe zu erkundigen, welche den Teufel veranlaßt hatten, dieses zweideutige Costüme zu wählen, und sobald dieser in der Berline, auf dem

Sitze, dem Baron gegenüber, Platz genommen hatte, sagte Armand mit leiser Stimme zu ihm:

„Erzähle mir, was der Graf in dieser Stunde in Paris macht?"

„Um Dir geeignete Aufklärung zu geben," antwortete Satan, „will ich meine Erzählung in jenem Momente wieder aufnehmen, wo ich abbrach; bevor ich jedoch beginne, laß Dich daran erinnern, mein Meister, daß Du es warst, der sich weigerte, sie bis zum Ende zu hören."

„Ich weiß es, aber spute dich!" sagte Luizzi. „Ich werde Dich nicht mehr unterbrechen, wie ich es gethan, als Du sie anfingst."

„So waffne Dich mit Muth; denn, bevor ich anfange, muß ich Dir sagen, daß Du seltsame Dinge hören wirst. Aber nun, wenn Du das menschliche Leben, oder die menschlichen Ereignisse bis in ihren verborgensten Tiefen kennen lernen willst, mußt Du wagen, ihnen in's Gesicht zu schauen. Sie sind oft abscheulich: die Anatomie des menschlichen Körpers berührt alle Unreinigkeiten; die des menschlichen Lebens würde unvollkommen seyn, wenn sie bei der weißen und reinen Außenseite stehen bliebe."

„Aber spute Dich doch; Du erregst unaufhörlich meine Neugierde und befriedigst sie stets nur unvollkommen."

„Höre also!"

Und der Teufel fuhr fort:

„Ich habe Dir gesagt, Juliette, Dich zurückgekehrt glaubend und erzürnt darüber, daß Du nicht zu dem Stelldichein kamst, welches sie Dir bestimmt, entschloß sich, in Deine Wohnung hinabzusteigen und drang in dem Augenblicke in Dein Zimmer, in welchem Herr von Cerny auf sie zuschritt. Bei dem Anblick eines Fremden wich Juliette verlegen zurück. Bei dem Anblick einer Frau blieb der Graf stehen und grüßte tief."

„„Verzeihung,““ sagte Juliette, „„ich glaubte, Herr von Luizzi sey zu Hause.““

„„Er ist noch nicht zurückgekehrt,““ antwortete der Graf, „„denn ich erwarte ihn.““

„Alle beide grüßten einander, er, um in dem Zimmer zu bleiben, sie, um sich zurückzuziehen; aber alle beide richteten einen verwunderten Blick auf einander.

„Ohne Zweifel mochte Juliette sich zuerst der Umstände erinnern, unter denen sie den Mann gesehen hatte, welchen sie hier so unvermuthet wieder fand; denn fast augenblicklich wurde sie von einer Art Schrecken erfaßt, sie wandte schnell um, wie um dem forschenden Blicke des Herrn von Cerny zu entrinnen, und schritt lebhaft der Thüre zu.

„Ohne Zweifel auch mochten der Schrecken, welchen sein Anblick verursachte, und der jähe Rückzug Juliette's den Erinnerungen des Grafen die Gewißheit geben, welche ihnen bisher gefehlt hatte, denn er trat noch schneller zwischen die Thüre und das junge Mädchen und hielt sie in dem Augenblicke auf, wo sie hinausgehen wollte.

„„Sie sind Juliette Gelis?““ sagte er zu ihr.

„„Sie täuschen sich, mein Herr,““ antwortete sie frech, „„ich kenne Sie nicht.““

„„Elende Dirne!““ schrie der Graf, sie heftig am Arme ergreifend und in die Mitte des Zimmers ziehend; „„gib Dir nicht den Schein, mich nicht zu kennen; denn ich habe Dich gar wohl wieder erkannt.““

„Juliette senkte Anfangs den Kopf, sich vor Wuth auf die Lippen beißend; einen Augenblick nachher aber schickte sie sich an, den Grafen mit einer geringschätzenden Unverschämtheit zu betrachten, und antwortete in dem groben Tone von Prahlerei:“

„„Nun gut; ja, ich bin Juliette Gelis: was haben Sie mir nach alle dem zu sagen?““

„„Was ich zu sagen habe!““ sagte der Graf, sich ihr mit geschlossenen Fäusten nähernd wie ein Mensch,

der alle Mühe in der Welt hat, sich genug zusammenzunehmen, um nicht in die äußerste Heftigkeit auszubrechen, „„was ich Dir zu sagen habe, Elende! Erinnerst Du Dich nicht mehr an das, was zwischen uns in Aix vorfiel?“ “

„In Aix!“ rief Luizzi, unwillkührlich den Teufel unterbrechend und diesen Umstand mit der Erzählung zusammenstellend, die er am Abend vernommen hatte.

Der Teufel sah Luizzi mit einem geringschätzenden Lächeln an und antwortete ihm:

„Du hattest mir versprochen, mich nicht zu unterbrechen?“

„Du hast Recht, Satan, Du hast Recht,“ sagte Luizzi; „aber gib Acht, Du, der mein Sklave bist, daß ich Dich nicht so gut an mich banne, daß ich Dich um die Freude bringe, Andere elend zu machen, als mich allein!“

„Wie es Dir gefällig ist,“ antwortete Satan; „aber schreie nicht so laut; nimm Dich in Acht, jene Frau aufzuwecken, welche schläft!“

„Sprich nun, sprich!“

Der Teufel warf die langen, dichten und schmutzigen Haare, welche sein Gesicht bedeckten, über seine Stirn zurück und nahm seine Erzählung wieder auf, jenes schlaffe und hängende Lächeln beibehaltend, welches allein einem Munde bleibt, der durch schändliche Ausschweifungen gebrandmarkt ist.

„„Du erinnerst Dich,“ “ „sagte der Graf zu Juliette,“ „„dessen, was in Aix zwischen uns vorfiel?“ “

„„Nun,“ “ „antwortete sie,“ „„es scheint mir, daß das Sie zum wenigsten ebenso unterhalten hat, als mich. Ich habe Alles gethan, was Sie wollen; Sie haben bezahlt, wir sind quitt.“ “

Mit diesem Worte schritt Juliette auf die Thüre zu; aber der Graf hielt sie auf, und sagte in einem noch zornigeren Tone:

„„Noch nicht! Diese Orgiennacht habe ich theurer bezahlt, als mit dem Golde, welches ich Dir gab; Du mußt das wissen, Elende!““

„„Auf mein Wort,““ „versetzte Juliette,“ „„das ist ein Unglück, dem man sich aussetzt, indem man dahin geht, wohin Sie kamen: überdies bin weder ich, noch Sie daran gestorben, und ich glaube, daß in dieser schlechten Welt das Beste was man thun kann, das ist, sich nicht mehr mit einem Uebel zu beschäftigen, wenn es vorüber ist.““

„Die ersten Worte Juliette's hatten den Grafen außer sich gebracht; aber das Ende der Phrase ließ ihn seine Wuth zurückhalten; er bedachte mit Recht, daß die Fortdauer seines Zornes ein Geständniß der unseligen Folgen seines ersten Zusammentreffens mit Juliette seyn könne, und antwortete ihr in einem ruhigen Tone:“

„„Sie haben Recht, sprechen wir nicht mehr davon! — und besonders sprechen Sie nicht mehr davon,““ „fügte er, sich in ein Fauteuil werfend und Juliette ein Zeichen gebend, sich zu nähern, hinzu; dann fuhr er fort:“

„„Indem ich Sie bei dem Baron von Luizzi treffe, glaube ich, mein Schweigen werde für Sie von größerem Interesse seyn, als ich an dem Ihrigen nehmen kann. Seyen Sie also offen mit mir und ich werde verschwiegen im Betreff Ihrer seyn. Sie sind jetzt Luizzi's Maitresse, nicht wahr?““

„„Nein, Herr Graf.““

„„Bei den Sitten, welche ich von Ihnen kenne, und der Stunde, in welcher ich Sie hier treffe, ist das doch die ehrenhafteste Deutung, welche ich diesem Besuche geben kann.““

„Juliette antwortete durch eine kleine, verächtliche Bewegung, und versetzte kalt:“

„„Es ist möglich, daß das, was Sie sagen, vorgefallen wäre, wenn ich ihn getroffen hätte; wiewohl, aufrichtig gesagt,““ „fuhr sie ernst fort,“ „„das sich niemals unter uns hätte zutragen sollen.““

„„Findet Dich der Baron nicht nach seinem Geschmack?““ „sagte Cerny, dieses Weib vom Kopf bis zu den Füßen betrachtend.“

„„Er müßte keinen haben,““ „entgegnete Juliette,“ „„wenn ich nicht nach dem seinigen wäre. Ueberdies, spielen Sie nicht so den Stolzen,““ „fügte sie, sich neben den Grafen setzend, hinzu,“ „„Sie haben mich mehr als eine Nacht geliebt, und, wenn ich es wünschte, würden Sie von Zeit zu Zeit wohl wieder zu mir kommen.““

„Das Gesicht des Grafen hatte sich bei diesen Worten Juliettes zusammengezogen, aber da sie ihm bewiesen, daß Juliette in einer vollkommenen Unkenntniß seines Mißgeschicks sey, nahm er sich zusammen und antwortete:“

„„Ich sage nicht nein, wiewohl es mir scheint, Du habest das Wesen einer Spröden angenommen, das Dich hindern muß, so unterhaltend zu seyn wie ehemals.““

„„Alles das ist gut für den Baron,““ „sagte Juliette;“ „„aber bei Dir will ich alle dumme Ziererei ablegen; und dann, sieh', bist Du noch immer schön, ja selbst schöner, als ehemals. — Ach, man muß es erkennen, mein Theurer, die Klugheit bringt es mit sich,““ „fügte sie, sich verliebt gegen den Grafen neigend, hinzu, der bei der Bezauberung und den lasciven Blicken dieses Weibes sich erbleichend zurückzog.“

„Juliette bemerkte es und, sich plötzlich wiedererhebend, fuhr sie fort:“

„„Haben Sie keine Furcht, haben Sie keine Furcht, ich werde Sie nicht verletzen, und überdies weiß ich, daß Sie unfähig sind, an Ihrer Frau eine Untreue zu begehen.““

„„Wer hat es Dir gesagt?““ „rief der Graf, von seinem Zorn hingerissen;“ „„vielleicht der Baron von Luizzi?““

„„Auf mein Wort, nein,““ „antwortete Juliette;“ „„es ist der kleine du Bergh, der heute beim Diner erzählte, daß Sie nur noch an Ehrgeiz und Politik dächten. Ueberdies begreife ich es sehr wohl, daß, wenn man Jemand

liebt, man ihn nicht täuschen will, und ich schwöre es Dir, zum Beispiel, wenn Heinrich nicht jetzt bei seiner Frau schliefe, hätte ich nicht daran gedacht, an ihm mit dem Baron eine Untreue zu begehen.'''

„Ach!" rief Luizzi, plötzlich durch ein unseliges Licht aufgeklärt, „diese entsetzliche Vision, die ich während meiner Krankheit erlitt, wäre also wahr!"

„Hattest Du mich nicht gerufen," sagte der Teufel, „um dies Verhältniß zwischen Juliette und Heinrich zu erfahren? Ich habe Dir gehorcht, und es Dir auf die einzige Weise gezeigt, welche mir damals anzuwenden möglich war."

„Und warum bist Du nicht hereingekommen, um mir zu sagen, daß es die Wahrheit sey, was ich sehe."

„Du hast mich um die Wahrheit gefragt: Du lagst in dem Delirium des Starrkrampfes und konntest sie nicht hören; ich habe sie Dir gezeigt, was konnte ich mehr? Ueberdies, habe ich Dir nicht diesen Morgen gesagt: — Suche, erinnere Dich, ob Du mich nun nichts mehr zu fragen hast?"

Luizzi's Verstand verirrte sich in den entsetzlichen Entdeckungen, die ihn Schlag auf Schlag trafen.

Er vergaß der Frau, welche ausgestreckt im Wagen in einem qualvollen und fieberhaften Schlummer lag, und hingerissen von Besorgnissen aller Art, die sich seiner bemächtigten, rief er lebhaft und ohne seine Stimme zu mäßigen:

„Vollende nun, sage mir Alles, Satan, ich höre, ich höre."

Und der Teufel fuhr in seiner kalten und scherzhaften Unempfindlichkeit fort:

„In dem Augenblicke, wo Juliette zu dem Grafen sagte: „„„Ich hätte nicht daran gedacht, an Heinrich mit dem Baron eine Untreue zu begehen,'''' „antwortete Herr von Cerny diesem Mädchen:"

„„Sie hätten um so mehr Unrecht gehabt, weil Hein-

rich in diesem Augenblicke nicht bei seiner Frau, sondern ausgegangen ist.""

„„Um zu einer anderen zu gehen, vielleicht,"" „versetzte Juliette."

„„Nein,"" „antwortete der Graf," „„es handelt sich um keine Weibergeschichte für Ihren Heinrich, wiewohl eine Frau der alleinige Grund seines Ausgehens ist.""

„„Also handelt es sich um eine Maitresse dieses albernen Armand?""

„„Nein,"" „entgegnete der Graf heftig;" „„nein, die Frau, um die es sich handelt, ist niemals die Maitresse des Barons von Luizzi gewesen und wird es niemals seyn.""

Satan hielt bei diesem Worte an; und, die Augen halb schließend, sagte er mit seinem boshaften Lächeln, Frau von Cerny betrachtend, welche sich im Schlafe heftig bewegte, zu Armand:

„Was sagst Du dazu, mein Meister? Das ist eine rechte Ehemannsrede."

„Elender!" murmelte Luizzi, „ich unterbreche Dich nicht; unterbrich Dich nicht selbst, fahre fort!"

Der Teufel nahm einen Ausdruck von Haß an, welchen der Baron noch niemals an ihm gesehen hatte und setzte seine Erzählung fort, ohne auf die Beleidigung Armand's zu antworten:

„„Sie ist niemals seine Maitresse gewesen und wird es niemals seyn,"" „hatte der Graf gesagt."

„„Weder diese, noch eine andere,"" „versetzte Juliette," „„wenigstens nicht ohne meine Erlaubniß; denn der arme Junge ist in mich wie ein Einfaltspinsel verliebt.""

„Ich, verliebt in dieses Mädchen!" fiel Luizzi laut ein. „Ach, ich verabscheue, ich verachte sie! Elendes, verlorenes Weib, unwürdiges Geschöpf!"

In diesem Augenblicke erwachte Léonie, einen Schrei ausstoßend und in den Fond des Wagens zurücksinkend.

XII.

Ein Traum.

„Ach, Armand, von wem sprichst Du? Von wem sprichst Du?“ sagte sie in irrem Tone zu ihm; „wen nanntest Du ein elendes Geschöpf? Wen nanntest Du ein elendes, verlorenes Weib?“

„Ach, nicht Dich, nicht Dich, armes unglückliches Weib!“ rief Luizzi, vor ihr auf die Kniee fallend, „Dich, die Du mehr als jemals durch die Bande des Unglücks an mich gebunden bist; denn die Schmerzen, welche Du littst, und die, welche ich ahne, kommen uns ohne Zweifel aus derselben Quelle.“

„Du ahnst nun also Schmerzen?“ entgegnete Frau von Cerny; „Armand, Sie haben zu spät überlegt.“

„Nein, Léonie, nicht Du bist es, von der mir Schmerzen kommen können.“

Und als er dies sagte, hörte er das scharfe und abgestoßene Lächeln des Teufels, der sich auf dem Rücksitz der Berline niedergeduckt hielt und mit seinem fahlen Blick dieses schöne und edle Weib verschlang, welches zum Bösen fortzureißen, ihm endlich gelungen war.

„Nein, nicht Du bist es,“ fuhr Luizzi, die Stimme erhebend, wie um auf diesen Hohn des Satans zu antworten, fort; „nein, nicht Du bist es, von der meine Schmerzen kommen werden; und wenn meinem Leben ein Trost bleiben darf, so bist Du es, von der ich ihn hoffe; Du allein, hörst Du?“

Und das Hohnlachen Satans tönte aufs Neue und noch schärfer in das Ohr des Barons; dieser, über den unverschämten Spott seines Sklaven erbittert, schrie heftig:

„Fort, entferne Dich!“

Nun verschwand der Teufel, dem Baron in's Ohr sagend:

„Meister, vergiß nicht, daß Du es bist, der mich fortjagt."

Die Gräfin, erstaunt über diese Ausrufung Armand's, die an Niemand gerichtet schien, blickte ihn mit Unruhe an, als der Baron zu ihr sagte:

„Verzeihen Sie mir, Léonie, diese nicht zusammenhängenden Worte; aber während Ihres Schlafes wurde ich von so traurigen Ideen, von so drohenden Ahnungen verfolgt, daß sich in einem irren Augenblicke meine Gedanken weit von Ihnen entfernten."

„Und auch ich, Armand," antwortete sie, „hatte während dieses schrecklichen Schlummers, der mich überwand, traurige Vorzeichen, wenn es wahr ist, daß Gott manchmal einem Traume die Macht verleiht, eine Zukunft zu umfassen, welche weder unsere Vernunft, noch unser Herz vorherzusehen wagen würden."

„Und was war das für ein Traum?" fragte Luizzi, dessen Phantasie, unaufhörlich von übernatürlichen Offenbarungen eingenommen, beständig Aufklärung außerhalb der Dinge suchte, welche das Benehmen anderer Leute lenken. — „Was ist das für ein Traum?"

„Es schien mir," sagte die Gräfin, mit der leisen Stimme, mit der man eine Erinnerung zurückzurufen und mit dem Blicke, der sich in die Vergangenheit zu versenken bestrebt, um auch nicht den kleinsten Umstand zu vergessen, „es schien mir, ich wäre in einem elenden Zim„mer; es war ein Gastzimmer in einem armen Dorfe, „und so elend es war, hatte man mir es doch als das „schönste des Hauses gegeben; denn ehemals, hatte man „mir gesagt, habe eine hohe Person darin gewohnt; .... „geben Sie Acht: diese hohe Person, es war der Papst."

„Ein Zimmer, in dem der Papst gewohnt hatte?" sagte Luizzi; „das ist wunderbar."

„Nein, nein," entgegnete Frau von Cerny," es gibt wirklich ein solches Zimmer in Bois-Mande; und da ich seit gestern, öfter als einmal, daran dachte, ein Asyl in der Nähe dieser Stadt, im Hause meiner Tante, der Frau

von Paradèze zu suchen, so ist es kein Wunder, daß dieser Umstand, den ich öfters erzählen hörte, sich in den Traum mischte, der mich verfolgte; ich begreife das nun. Ich war also in diesem elenden Zimmer, krank, mitten in einer kalten Nacht, die mir zugleich den Leib und das Herz erstarrren machte."

„Ach," sagte der Baron traurig, „es ist die Kälte dieses Augenblicks, die selbst auf Ihrem Schlummer lastete, und sich in Ihren Traum mischte; es ist Ihr wirkliches Leiden, welches Ihnen das Gefühl Ihrer eingebildeten Krankheit einflößte."

„Das ist möglich," entgegnete die Gräfin; „aber das, was zu meinen Leiden und Empfindungen seit einigen Stunden in gar keiner Beziehung steht, ist eine Erscheinung, welche ich in dieser Kammer hatte, ist ein seltsames Zusammentreffen der Worte, welche ich im Traum vernahm, und . . . . welche Du wirklich neben mir aussprachst," sagte die Gräfin Luizzi sich nähernd.

„Fahre fort, fahre fort," versetzte der Baron, sie dutzend, wie sie es eben gethan hatte, alle Beide, ohne es zu wissen, die Sprache der Vertraulichkeit ablegend, und wieder aufnehmend; sie ablegend, wenn sie einen Gegenstand erörterten, an dem ihr gemeinsames Geschick keinen Theil hatte; sie wieder aufnehmend, so bald sie einander erinnern mußten, daß sie von nun an einander gehörten. Und die Gräfin fuhr, in demselben traurigen und entsetzten Tone, in welchem sie ihre Erzählung begonnen hatte, fort:

„Ja, ich war allein und krank in diesem elenden Zimmer. Ich sage, ich war allein, Armand; denn Du warst nicht da, aber es saß Jemand am Fuße und am Kopfende dieses unseligen Bettes; es war ein Mann und eine Frau. Ich glaube, ich würde diesen Mann wieder erkennen, wenn ich ihn gemalt sähe; er war alt, vom Kopf bis zu den Füßen schwarz gekleidet; sein Gesicht war bleich, und trug alle Spuren eines schändlichen Lebens; er hatte lange schwarze Haare, welche über sein

Gesicht herabhingen, und die Unreinlichkeit seiner Wäsche wie seiner Person würden mich ihn für einen armseligen Reisenden haben halten lassen, den die Neugierde herbeigeführt, hätte ich nicht in seinem Knopfloche ein Band von verschiedenen Farben bemerkt, das zu verrathen schien, dieser Mensch sey mit mehreren angesehenen Orden dekorirt."

Bei dieser Beschreibung, welche dem Costüme, das der Teufel angenommen hatte, um ihm zu erscheinen, seltsam ähnlich war, wurde Luizzi von einem starren Entsetzen ergriffen, und, sich Léonie nähernd, sagte er ganz leise und mit einer Stimme, deren Zittern wenig zu den einfachen Worten, die er aussprach, paßte:

„Ach! Er hatte ein Band in seinem Knopfloch!"....

„Ja!" versetzte Léonie, ohne die Aufregung des Barons zu merken; „ja, was die Frau betrifft, welche am Fuße meines Bettes saß, so war sie jung; und vielleicht hätte sie mir schön geschienen, ohne den wilden Glanz ihrer Augen, welche sie auf mich heftete, und der wie ein glühendes Eisen in mein Herz drang."

„Aber haben Sie das Gesicht dieses Mädchens nicht bemerkt?" fragte Luizzi.

„Nicht genau," entgegnete die Gräfin; „bald schien sie mir jung wie ein Kind von sechzehn Jahren, rein und redlich, trotz der fortwährend brennenden Gluth ihrer Augen; bald wieder schien sie mir älter, und dann hatte sie einen Ausdruck von zügelloser Frechheit, der mich entsetzte. Dennoch blieben sie beide, der Mann am Kopfende, die Frau am Fuße meines Bettes. Die Frau sprach zuerst und sagte zu dem Manne:"

„„Nun! Meister, bist Du zufrieden?""

„Dieser Mann richtete noch einen gräßlicheren Blick als der der Frau auf mich und antwortete ihr:"

„„Es steht gut in Betreff dieser hier . . . .""

Die Gräfin hielt inne und dachte nach, dann fuhr sie fort:

„Er nannte diese Frau Jeannette oder Juliette ...... Ich weiß es nicht, auch liegt nichts daran." „„Es steht gut mit dieser hier,"" „sagte er"; „„sie ist ehrlos und Ehebrecherin geworden, sie gehört mir; aber die andere, hat sie Gott verläugnet, und ist die Blutschuld vollzogen?""

„„Noch nicht,"" antwortete das junge Mädchen."

„„Fort also,"" „sagte dieser Mann," „„und zaudre nicht; denn die Zeit entflieht, und bald ist die verhängnißvolle Frist abgelaufen.""

„„Ich gehe, Meister,"" „antwortete sie."

„Und nun, sich gegen mich wendend, fügte sie mit einem grausamen Lächeln hinzu: „„Du kannst nun sterben; denn, Dank mir, hat Dein Geliebter Dich verlassen, und Du wirst ihn nicht wiedersehen.""

„Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als sie verschwand und dieser Mann, eine Hand von Eisen auf mein Herz legend rief:"

„„Komm nun, verlornes Weib, ehrloses Geschöpf: Du gehörst mein.""

„In diesem Augenblicke erwachte ich, und es schien mir, daß die Worte, welche Du aussprachst, auf meinem Todbette schallten, wie ein Echo derjenigen, welche ich in meinem Traume hörte."

„Oder es waren vielmehr meine Worte selbst." sagte Armand, „welche einen Sinn in dem Halbschlummer annahmen, in dem die Wirklichkeit sich mit der Schwärmerei Deiner Einbildungskraft vermengte."

Luizzi hatte der Erzählung der Gräfin eine tiefe Aufmerksamkeit geschenkt, und ihre Schrecken so zu sagen, bis zu dem Augenblicke getheilt, wo der Mann des Traumes von Blutschuld und einer Seele, welche Gott verläugnet, gesprochen hatte.

Da er hingerissen von Entsetzen über das, was er eben von Satan gehört hatte, in Léonies Traum eine schreckliche Warnung seines schrecklichen Vertrauten zu

sehen geglaubt, hatte er jedem der Theilnehmer dieser Scene einen Namen geliehen; für ihn war dieses Weib Juliette, dieser Mann war Satan; aber der Umstand von Blutschuld hatte ihm gezeigt, bis zu welchem Punkte er sich hatte irre führen lassen; denn es gab nichts in seinem Leben, was diesem Worte entsprechen konnte; er suchte nun, mit allen jenen Gründen, welche man Vernunft nennt, die chimärischen Besorgnisse, welche sie empfunden hatte, aus Léonies Herz zu vertreiben, und indem er sie überreden wollte, überredete er sich selbst zuerst.

Unterdessen hatte Luizzi's Kutscher Wort gehalten; sie waren in Fontainebleau angekommen. Sie ließen ihren Wagen beim Eingang in der Stadt halten; denn eben so wenig, als sie gewollt hatten, daß der Kutscher sagen könne, wo er sie eingenommen, sollte er sagen können, wohin er sie geführt hatte. Der Baron beschäftigte sich mit allen nöthigen Vorkehrungen, um Léonie unbemerkt die Stadt betreten zu lassen; er ließ sie einen Augenblick in der Berline, um ihr die nothwendigen Gegenstände für eine Frau zu verschaffen, welche zu Fuße gehen muß. Der schöne und elegante Baron durchlief die Straßen von Fontainebleau, in die Magazine eintretend, um für die Gräfin einen Shawl, einen Hut, einen Schleier zu kaufen; und als er, zur großen Verwunderung der Vorübergehenden, welche diesen Mann, die eben gemachten Einkäufe in der Hand tragend, betrachteten, zu ihr zurückgekehrt war, gingen sie beide nach Fontainebleau hinein, und verbargen sich in dem Hôtel zum blauen Zifferblatt, das zwei Schritte neben der Post an der Hauptstraße liegt. Das erlaubte ihnen, entweder ein besonderes oder ein öffentliches Fuhrwerk zu nehmen, um abzureisen, ohne daß weder Luizzi, noch die Gräfin Gefahr laufen mußten, erkannt zu werden, wenn sie wieder zu Fuße durch eine Stadt gingen, welche während des ganzen Jahres das Ziel der Promenaden für die Pariser Müßiggänger ist.

Die erste Sorge, welche Luizzi, in dem Hotel ankommend, traf, war die, der Gräfin ein Bett bereiten zu lassen; sie legte sich nieder, und die Ruhe des Körpers gab ihr bald jene des Geistes zurück; sie konnte ihre Lage unter allen ihren Gestalten mit weniger Schrecken betrachten, und auf eine Art beurtheilen, daß sie dieselbe nicht durch unüberlegte Schritte erschwerte. Luizzi seinerseits fand die nöthige Muße, um sich mit den materiellen Umständen der Reise zu beschäftigen, welche sie noch zurückzulegen hatten, und er ließ alle die Kaufleute zu sich ins Hôtel kommen, welche ihm, wie der Gräfin schicklichere Kleider als die, welche sie hatten, liefern mußten.

Das Gold ist eine Macht, deren ganzes Gewicht man noch eben so wenig berechnet hat, als die Kraft des Dampfes und der Maschinen zur Ausdehnung der Metalle.

Wirklich gelang es Luizzi durch die Gewalt des Goldes, in Fontainebleau, in Fontainebleau!! .... einen Schneider, eine Näherin, eine Modehändlerin zu finden, welche in zwölf Stunden ihm all das fertigten, was er nöthig hatte.

Nachdem er all diese Kleinigkeiten besorgt, welche die Gräfin ihn mit jener süßen Erkenntlichkeit eines Herzens ordnen sah, das liebt, und das Alles in Anschlag bringt, selbst eine Stecknadel, wenn diese Stecknadel aus Zufall bezeugen kann, „Ich denke an Dich", nachdem er also, sagen wir, alle diese Kleinigkeiten besorgt hatte, glaubte Luizzi an der Seite derjenigen, welche er ins Verderben stürzte, an die denken zu dürfen, welche er verließ, und das Andenken an seine, Juliette und Heinrich überlassene Schwester betrübte ihn, und brachte ihn zur Verzweiflung. Der Baron hätte den Auftritt zwischen Juliette und Herrn von Cerny gerne bis zum Ende gekannt, aber er wagte nicht, die Gräfin zu verlassen, deren schwache und trostlose Stimme jeden Augenblick bat:

„Bleiben Sie, Armand, ich fürchte mich, wenn ich

allein bin; es scheint mir, als werde ich Sie nicht wiedersehen."

Auf der andern Seite hätte er es, selbst wenn sie eingeschlafen wäre, nicht gewagt, Satan an ihre Seite zu rufen, da er die Aufregungen des Zorns fürchtete, zu denen die Erzählungen des Teufels ihn hinreißen konnten, und welche Léonie so sehr hätte erschrecken können, daß sie an dem Verstande ihres Liebhabers zweifeln konnte.

Nach langem Nachdenken jedoch glaubte er, über Juliette und Heinrich genug zu wissen, um Karoline ihren Händen entreißen zu wollen, und da er nicht wußte, an wen er sich zu ihrem Schutze wenden solle, entschloß er sich, ihr folgenden Brief zu schreiben:

„Karoline!

Sobald Du diesen Brief empfangen haben wirst, verlasse das Haus Deines Gatten ohne daß er Dich sieht; sage Niemand, daß ich Dir geschrieben, und reise unmittelbar nach Orleans, wo ich Dich in dem Hôtel der Post, nach welchem Du Dich führen lassen wirst, erwarte. Beunruhige Dich nicht über diese Reise und erschrick nicht über das, was ich von Dir verlange; wenn es eine Gefahr in der Welt für Dein Leben gibt, so ist es die, länger in Paris zu bleiben; bedenke, daß das meinige vielleicht dabei betheiligt ist, daß Du ohne Verzug meinen Rathschlägen folgst, und daß ich auf Dich rechne, um mich zu retten.

Armand von Luizzi."

Der Baron fügte seinem Briefe diese letzten Worte bei, um Karoline zu bestimmen, wohl wissend, sie werde für ihn das thun, was er für sie vielleicht nicht zu thun gewagt hätte, weil er sie als eine jener Seelen kannte, deren Leben so zu sagen, die Aufopferung ist, und welche Gott dem Glücke und der Noth Anderer geweiht hat.

Dann, als dieser Brief vollendet war, wollte der Baron, durch ein Vergehen zu Vermögen und Protection gelangt, ebenso allen Wesen, welche er bloßgestellt glaubte, zu Hülfe kommen und dachte an das, was er eben von dem Mißgeschicke Eugeniens erfahren hatte. Die Schwierigkeit für den Baron bestand darin, Jemand zu finden, welchem er den Auftrag geben konnte, das wenige Gute, was er für die unglückliche Madame Peyrol thun wollte, auszuführen, und in seiner Lage fand er Niemand, an den er sich hierin besser hätte wenden können, als Gustav von Bridely.

Indem wir den Brief, welchen er ihm schrieb, anführen, werden wir die Gründe genügend darthun, welche den Baron zu einer Wahl bestimmten, die im ersten Augenblicke ziemlich sonderbar scheinen muß.

„Mein theurer Herr von Bridely!

Sie müssen sich ohne Zweifel des Herrn Rigot erinnern und der sonderbaren Bedingung, welche er auf eine Heirath seiner beiden Nichten gesetzt hatte; Sie müssen sich auch erinnern, wie aus einer Laune, deren Geheimniß Sie eben so gut als ich kennen, ich mich entschloß, mich an Ihrer Stelle in dieses Haus zu begeben. Hören Sie nun, was sich ereignet hat: Herr Rigot ist ruinirt, und Frau von Lémée läßt den Alten, der ihr sein Vermögen übergeben, und ihre Mutter, welche ihr dasselbe zugesichert hat, im Elend.

In den wenigen Tagen, welche ich bei Herrn Rigot zubrachte, erfuhr ich, wenn ich auch keine tiefe Achtung für diesen Mann fassen konnte, doch wenigstens, daß Madame Peyrol die ehrenwertheste und vielleicht unglücklichste Frau sey, die ich jemals kannte. Wenn ich sie sah, so edel und ausgezeichnet; inmitten einer so rohen Familie wie die ihrige, dann kam mir oft der

Gedanke, diese Frau sey ein Kind von gutem Hause, das seiner Mutter geraubt worden.

Heute ist diese bisher ungegründete Voraussetzung Wahrheit geworden, und ich habe das Recht, zu glauben, daß Madame Peyrol einer gewissen Frau von Cauny angehöre. Ich kann Ihnen nicht Bürgschaft leisten, daß dieß der wahre Name der Mutter der Madame Peyrol ist; aber Sie werden ihn genügend von ihr selbst erfahren, wenn Sie dieselbe sehen; denn ich wünsche, daß Sie sie sobald als möglich besuchen. Sie wohnt in einem kleinen Hause, am Fuße des Schlosses du Tailles, einige Stunden von Caën; haben Sie die Güte, sich persönlich dahin zu begeben, und ihr in meinem Namen, das Geld der Anweisung zu übermachen, welche ich Ihnen auf meinen Banquier beilege. Sie werden ihr begreiflich machen, daß dieß keineswegs ein Allmosen ist, daß es ein Darlehen ist, welches ich ihr gebe, dessen Wiedererstattung ich fordern werde, sobald sie ihre Familie und das Vermögen, auf welches sie ohne Zweifel ein Recht hat, wiedergefunden.

Das Schwierigste bei diesem Geschäfte, mein theurer Gustav, wird ohne Zweifel das seyn, Madame Peyrol zur Annahme dieses Geldes zu bewegen; aber es gibt ein Mittel, das wahrscheinlich mächtiger seyn wird, als alle Ihre Bitten; dieses Mittel ist die Hoffnung, die Sie ihr geben werden, ihre Familie wiederzufinden und folglich die Möglichkeit eines vollständigen Ersatzes zu bekommen. Sie sind im Stande, ich glaube es wenigstens, ihr diese Hoffnung auf eine weniger ungewisse Art zu geben, als ich, und wenn ich mich jetzt, wo ich ruhiger bin, recht erinnere, so steht der Name der Frau Cauny mit dem der Frau von Marignon in Ver-

bindung, deren Geschichte Sie ebenso genau kennen, als ich. Fragen Sie sie doch über diesen Gegenstand, fragen Sie sie mit der Vorsicht und der Schonung, welche ihre Vergangenheit fordert, wiewohl der Name „von Cauny“ mir nicht unter diejenigen zu gehören scheint, deren Andenken Frau von Marignon zum Erröthen bringen könnte.

Das ist es, mein theurer Gustav, was ich von Ihnen erwarte, als von einem Freunde, von dem ich das Recht hatte, einige Dienste zu verlangen. Indem Sie das Alles thun, werden Sie mich für die ganze Vergangenheit bezahlen und sich meine lebhafteste Erkenntlichkeit für die Zukunft sichern.

Es ist eine Ehrensendung, welche ich Ihnen anvertraue; der Name, den Sie tragen, ist mir eine untrügliche Bürgschaft, daß Sie dieselbe mit Ehre ausführen werden.

Armand von Luizzi.“

Als der Baron sich darum annahm, wußte er seine Vorkehrungen eben so gut zu treffen, als der gewöhnlichste Mensch. In der That hatte er lange Zeit, vor dem phantastischen Leben, zu welchem ihn die Erbschaft seines Vaters geweiht hatte, das gewöhnliche Leben geführt, und hätte er nicht den Teufel zu Rathe gezogen, so war er weder schlimmer noch einfältiger, als ein Anderer, und, im Ganzen genommen, vielleicht besser und geschickter, als Andere.

Dieser Brief, den er eben geschrieben hatte und die Vorkehrungen, die er traf, ihn an seine Adresse gelangen zu lassen, sind hievon ein Beweis, den wir mit um so mehr Sorgfalt darzulegen uns berufen finden, als, wenn dem Leben dieses unglücklichen jungen Mannes das Unglück nicht fehlte, es doch ebensowenig der Verläumdung entbehrte.

Anstatt seine Briefe mit dem verrätherischen Postzeichen versehen zu lassen, wenn er sie in den öffentlichen Schalter zu Fontainebleau geworfen hätte, vertraute er sie einem Condukteur der Diligence, um sie in einen öffentlichen Schalter zu Paris zu werfen, und auch dießmal wieder überwog die Macht des Geldes den Artikel des Gesetzes, welches den Angestellten der Diligencen ausdrücklich verbietet, geschlossene Briefe zu übernehmen.

Aber diese Macht des Geldes konnte nicht so oft von Luizzi angewendet werden, ohne ihn zu warnen, daß sie selbst mit dem Gelde entschwinden werde, und als er die Rechnungen aller Lieferanten, die er hatte rufen lassen, bezahlt hatte, bemerkte er, daß die Summe, welche Heinrich ihm geschickt, zwar hinreichen konnte, um eine ziemlich lange Reise unter gewöhnlichen Umständen zu machen; daß er aber, im Falle er durch ein unvorhergesehenes Ereigniß gezwungen würde, Frankreich früher, als er wollte, zu verlassen, sehr in Verlegenheit kommen müsse, eine solche Reise auf eine leichte und anständige Weise zu machen.

Von allen Mißgeschicken hätte den Baron das am meisten in Verzweiflung gesetzt, bei Léonie sich alle jene armseligen Schmerzen des physischen Lebens, jene schmählichen kleinen Entbehrungen erneuern zu sehen, denen sie ausgesetzt gewesen war; denn dem konnte er am leichtesten begegnen. Da er jedoch keiner in Paris wohnenden Person Kenntniß von seinem Zufluchtsorte geben wollte, so entschloß er sich, an Barnet zu schreiben, und ihn um das auf die Dauer von wenigstens einigen Monaten nöthige Geld zu bitten. Die einzige Schwierigkeit, welche ihm zu beseitigen blieb, war die, an welchem Orte er die Antwort des Notars erwarten solle.

Nach der Vorsicht, mit welcher der Baron zu Werke ging, wollte er sich nicht dem aussetzen, in einer

bedeutenden Stadt zu erscheinen, und er schrieb deßhalb an Barnet, er möge alles Gold, das er finden könne, zusammenbringen, es in eine festverschlossene Cassette legen, diese mit Erklärung des Inhalts auf die Post geben und ihm durch einen anderen Courier den Schlüssel dazu in einem nach .... (hier fehlte die Bezeichnung des Orts, denn er hatte noch keinen gewählt) adressirten Brief senden.

Diese Wahl war die große Frage des Augenblicks und der Baron benahm sich hierüber mit der Gräfin. Nach seinen Berechnungen mußte Karoline fast zugleich mit ihnen selbst in Orleans eintreffen, jedenfalls mußte ein Tag Aufenthalt hinreichen, sie alle zu vereinigen. Aber Orleans lag, wie Fontainebleau, zu nahe bei Paris, um sich ohne Gefahr längere Zeit dort aufzuhalten. Der Baron theilte daher der Gräfin seine Pläne mit, um gemeinschaftlich mit ihr die Route zu bestimmen, welche sie einschlagen und den Ort, wo sie anhalten mußten. Als er Frau von Cerny alle Maßregeln erzählte, die er eben getroffen hatte, antworteie sie ihm sanft:

„Da ich meinerseits mich aussprechen muß, werde ich nicht von dem Entschlusse sprechen, den ich gefaßt habe, aber von der Idee, die mir gekommen ist: es ist unmöglich, wie Sie sehen, daß wir beide Frankreich verlassen können, ohne daß Sie Ihre Angelegenheit auf eine Weise geordnet haben, die unsere Rückkehr dahin unnöthig macht. Nach einigen Worten, welche ich bei Frau von Marignon aus dem Munde eines gewissen Herrn Gustav von Bridely hörte, scheint es, daß unsere Gegenwart in Toulouse dringend nothwendig ist, um Ihre Rechte auf ein Vermögen herzustellen, das man Ihnen ungerechter Weise streitig gemacht hat.“

„Es scheint, daß man in dieser Welt Alles erfährt,“ antwortete Luizzi lächelnd.

„Darüber müssen Sie sich nicht wundern,“ versetzte die Gräfin; „ich weiß das von jeher. Nun, mein

Freund, ich denke, es wäre das Vernünftigste und Klügste; wenn Sie geradenwegs nach Toulouse gingen; Sie werden dort Ihre Anordnungen besser treffen können, als durch eine Correspondenz, bei welcher der geringste Zufall alle Berechnungen zerstören kann."

„Sie haben vielleicht Recht," sagte Luizzi; „aber würden Sie es wagen, mit mir eine Stadt zu besuchen, welche von einem Adel bewohnt wird, der die ersten Namen Frankreichs trägt?"

„Ich werde keines Falls diese Unklugheit begehen," versetzte Frau von Cerny; „wenn ich auch in Toulouse selbst, wo ich niemals war, Niemand kenne, so kenne ich doch viele Leute von Toulouse, die ich oft in Paris getroffen habe; aber ich kann Sie ruhig an einem Orte erwarten, wo Sie mich abholen werden; sobald Sie die für unsere Flucht nöthigen Anordnungen beendigt haben."

„Nein, Léonie, ich werde Sie nicht allein lassen in dieser elenden Stadt, der Verfolgung Ihres Gatten ausgesetzt, dem es trotz aller unserer Vorsicht, doch gelingen kann, Ihren Zufluchtsort zu entdecken, besonders wenn meine Abwesenheit so lange dauern sollte, um nach Toulouse zu gehen, dort meine Angelegenheiten in's Reine zu bringen und dann Sie aufzusuchen."

„Wenn das Unglück wollte, daß der Graf mich entdecken sollte," entgegnete Léonie, „dann würde Ihre Gegenwart, das glauben Sie mir, ein weit größeres Unglück seyn, als Ihre Abwesenheit. Ich mag die Folgen eines solchen Zusammentreffens nicht voraussehen; sie könnten gräßlich seyn. Fände er mich dagegen allein, so kommt es heraus, als wäre ich allein entflohen; und sollte er die Gewalt benützen, welche das Gesetz ihm gibt, um mich zur Rückkehr zu ihm zu zwingen, dann, Armand, glaube mir," fügte sie, dem Baron die Hand reichend, hinzu, „glaube mir, ich würde ihm zu entkommen wissen, um Dich aufzusuchen, überall, wohin Du mich kommen heißt."

„Ich glaube es, ich glaube es," antwortete Luizzi; „aber Sie wissen nicht, Léonie, was es um das Leben in einer elenden Stadt ist, wo Sie sich ohne Beistand befinden würden, ohne eine Person, die Sie um Hülfe bitten könnten, im Falle Ihnen ein Unfall zustieße, wäre es auch nur eine Krankheit, und das, was Sie gelitten haben, kann mich diese voraussehen lassen."

„Auch," antwortete Léonie, „hat das Asyl, das ich gewählt, nicht alle diese Unannehmlichkeiten."

„Sie haben also ein Asyl gewählt?"

„Ich glaube, Ihnen von einer meiner Tanten, der Frau von Paradéze, gesagt zu haben; sie bewohnt ihr Schloß, das einige Stunden von Bois-Mandé liegt, so daß die Straße, welche wir einschlagen würden, um uns dahin zu begeben, uns zu gleicher Zeit an das Ziel Ihrer Reise führte; bei ihr denke ich mich während Ihrer Abwesenheit aufzuhalten.

„Aber," sagte Luizzi, „welchen Beweggrund werden Sie derselben für Ihre Ankunft darlegen?"

„Ich werde ihr das von der Wahrheit sagen, was ich davon sagen muß. Frau von Paradéze, deren einzige Erbin ich bin, hat für mich die Zärtlichkeit einer Mutter, und ich bin sicher, daß sie in ihrer Güte leicht die Bedingung eingeht, die ich ihr auferlegen werde, nämlich die, meinem Gatten zu verschweigen, daß ich bei ihr ein Asyl gegen seine gräßliche Verfolgung gewählt habe."

„Aber sind Sie ihrer Verschwiegenheit ganz sicher?"

„Ich bin ihrer Freundschaft sicher, wie ihrer Liebe, Armand; sie ist eine Seele, die viel gelitten, ein Herz, das viel geweint, ein Wesen, das in der Welt nur meine Zuneigung besessen hat, und das mir gehört, wie ich Ihnen, Armand."

„Aber," versetzte Luizzi wieder, „wird sie allein das Geheimniß Ihres Aufenthaltes in ihrem Schlosse kennen?"

„Ich werde meine Ankunft dem Herrn von Paradèze, ihrem Gemahl, nicht verbergen können; aber das ist ein mehr als achtzigjähriger Greis, niedergedrückt von Alter und Gebrechen, der überdies keinen andern Willen als den meiner Tante hat, da er ihr sein ganzes Glück, bis auf den Namen, den er trägt, verdankt."

Armand und Lèonie erörterten diese Frage noch ziemlich lange: Luizzi entsetzt über den Gedanken, einen Augenblick diese Frau zu verlassen; sie, auf ihrem edlen Entschlusse beharrend und ihm begreiflich machend, daß das beste Mittel, ihre Zukunft zu sichern, darin bestehe, ihr in der Gegenwart eine feste Grundlage zu geben. Endlich war dieser Plan so vernünftig und konnte so schnell ausgeführt werden, daß Luizzi nachgab und zu ihr sagte:

„Sie haben alle Vorzüge, Léonie, selbst den des Rechtes und nicht einen, dem ich mich nicht unterwerfen will."

„Sie nennen Recht," sagte die Gräfin, „was nichts ist, als Liebe; glauben Sie mir, wenn man sein Glück liebt, findet man in sich alle Klugheit und Stärke, deren man bedarf, um es zu vertheidigen. Denken Sie nun daran, um welche Stunde wir nach Orleans abreisen können. Jedenfalls ist es passender, ein öffentliches Fuhrwerk zu nehmen; denn der Ankauf einer Postchaise würde für Leute, welche zu Fuße gekommen sind, wahrscheinlich mehr auffallen, als wir wünschen dürften."

„Sie haben in Allem Recht," entgegnete der Baron.

Augenblicklich ging er weg und kehrte nach einigen Minuten zurück, um der Gräfin mitzutheilen, daß sie Fontainebleau erst um fünf Uhr des Morgens verlassen könnten, und dann nur in dem sehr wahrscheinlichen Falle, wenn sie Plätze in der Diligence fänden. Auch unterrichtete er sie, daß im Gegenfalle er sich um einen

Miethwagen umgesehen habe, der sie für einen Preis, welcher Niemand auffiele und die Lebensweise der Leute, die sich verbergen wollten, nicht störe, nach Orleans führen würde.

XIII.

Liebe.

Indessen war der Rest des Tages unter allen diesen Vorbereitungen verstrichen. Nach einem sehr spät aufgetragenen Diner hatte eine Magd zwei Wachskerkerzen angezündet und war mit den Worten weggegangen:

„Man wird den Herrn und Madame morgen früh um vier Uhr aufwecken."

Luizzi und Léonie blieben allein.

Man muß über nichts in dieser Welt auf eine entschiedene Weise absprechen; über nichts, selbst nicht über jene Erbärmlichkeiten des Lebens, welche diesen Tag über Luizzi so verhaßt erschienen waren. Jede Sache hat einen Punkt, der sie vor vollkommener Verwerfung sichert, und die Armuth selbst, dieses abscheuliche Unglück, das man nicht genug zu verdammen geglaubt hat, indem man es ein Laster nannte, die Armuth bewahrt mitten unter den Lumpen, den Leiden, den Lappen, die sie in ihrem Gefolge führt, Strahlen der Freude, Stunden der Lust, welche die süßesten Erinnerungen des Lebens werden.

Das wahrste Wort, das vielleicht je aus einem Munde ging, aus dem oft die Liebe flüsterte, ist das jener Courtisane, welche zu Vermögen und Ruf gekommen, mit der traurigen Fröhlichkeit einer vornehmen Dame ausrief:

„Was ist doch aus der guten Zeit geworden, in der ich so unglücklich war?"

Unterdessen war die Stunde gekommen, wo Luizzi und die Gräfin, nachdem sie alle Fälle ihrer Lage überdacht hatten, nur noch an sich selbst zu denken hatten. Léonie lag in ihrem Bette und betrachtete den Baron, der am Kopfende desselben an ihrer Seite saß und mit gesenktem Kopfe überdachte, ob ihm keine Sorge mehr zu treffen bleibe. Léonie machte es Vergnügen, diese Beschäftigung zu verfolgen, welche für sie und neben ihr war, ohne sich an sie zu richten, als Luizzi sanft die Augen zu der Gräfin erhob, und dem klaren und vertrauenden Blick begegnete, der auf ihm ruhte.

Beider Herzen wurden von dem nämlichen Gefühle ergriffen; alle beide erkannten, daß in diesem Augenblicke der Ernst ihrer Lage verschwunden, daß das unglückliche und schuldige Weib und ihr Mitschuldiger nicht mehr da waren, und daß es in diesem engen Gastzimmer, wo nur ein Bett stand, nur noch zwei Liebende gab.

Die Gräfin senkte die Augen und erröthete, und Armand, durch diese Röthe aufmerksam gemacht, daß der Gedanke, der ihm gekommen war, auch Léonie gekommen sey, dankte ihr von Grund seines Herzens dafür. Aber der Schamhaftigkeit gegenüber, welche in diesem so starken Weibe erwachte, das sich ihm so muthig hingegeben hatte, fühlte sich dieser Mann fast von der Schüchternheit eines Kindes ergriffen, der er sich selbst nicht mehr fähig hielt. Nun begegnete ihm das, was jedem schüchternen Liebhaber begegnet, der kein anderes Recht hat, als das, zu wissen, daß er liebt, und der sich fürchtet, die Geliebte zu beleidigen, wenn er ein Geständniß als ein Recht geltend machen will. Geschickt darin, von Liebe zu sprechen, so lange diese Liebe nichts ist, als ein Gelübde des Herzens, fürchtet er sie, sobald sie als Ausdruck des Verlangens erscheinen muß. Dann sucht er nach Mitteln, um nicht seine Unruhe sehen zu lassen; denn diese Unruhe ist ihm selbst ein Bekenntniß von dem, was er empfindet, und plötz-

lich gelangt er dahin, von einer Sache zu sprechen, die von seinen Gedanken wie von den Gedanken der, zu welcher er spricht, himmelweit entfernt liegt.

Ohne Zweifel mochte Luizzi diese Verlegenheit nicht in ihrer ganzen Stärke empfinden, aber er begriff, daß nichts eine Frau wie Léonie und in der Lage, in der er sich befand, mehr verwunden müsse, als wenn er mit der drängenden Gluth eine Gunst suchen würde, welche für sie wenigstens bis jetzt, so zu sagen, nichts gewesen war, als ein dem Unglück gebrachtes Opfer.

Diese Furcht, sie zu beleidigen, war lebhaft genug, um ihn anderswo, als in einer Anspielung auf ihre Einsamkeit, ein Mittel suchen zu lassen, die Verlegenheit, welche sie trennte, zu heben. Deßhalb sagte er sanft und mit bewegter Stimme:

„Sie leiden noch, Leonie?"

Sie erhob ihre schönen, großen Augen mit einem süßen Blicke zu ihm und antwortete mit einer leichten Bewegung des Kopfes:

„Nein, Armand, es ist mir jetzt besser; diese Stunden der Ruhe haben mich vollkommen hergestellt."

„Um so besser," sagte Luizzi; „Sie haben Stärke nöthig, um das Geschick zu ertragen, das ich Ihnen bereitet habe."

„Ich werde sie haben, Armand, ich fühle, daß ich sie haben werde .... ich verspreche es Ihnen, Armand."

Sie hielt inne, während Luizzi den Kopf senkte, indem er im Herzen die unbekannten Regungen einer Liebe empfand, die er niemals geahnt hatte.

Man hat nach dem Weibe, das man mit einer heiligen Liebe umfaßt, das Verlangen nicht, wie nach jenem, welches man mit glühender Leidenschaft liebt. Das Glück, von welchem man bei ihr träumt, besteht nicht in dem, was man verliebte Vergnügungen nennt; es gibt mitten in diesem Glücke Stunden des Entzückens,

in welchen das Leben sich in Lust versenkt, und die keine andere Quelle haben, als zwei Blicke, welche sich begegnen, sich verbinden, und sich lange in einander verlieren; es gibt eine ruhige und heitere Trunkenheit, welche nicht der engsten Vereinigung der Liebe bedarf, sondern die aus einer Seele in die andere strömt, indem zwei Hände sich verschlingen, und welche aus der Hand glüht, welche sie preßt, sowie auch diese glüht.

Aber dieses seltene Glück, diese so göttliche Seligkeit, man sucht sie nicht, man findet sie; man findet sie an einem Abend, wenn man neben einander sitzt, unter einer majestätischen Eiche, gegenüber einer ausgedehnten Landschaft, deren Unermeßlichkeit eine Einöde bildet; man findet sie in einem geheimnißvollen, unbekannten Winkel eines Theaters, wo alle Augen auf die Scene gerichtet, den Liebenden Freiheit in ihren Blicken lassen.

Luizzi war also traurig, er hatte den Kopf gesenkt und sein Herz war gepreßt und beinahe betrübt.

Nun sah Léonie ihn an, denn er betrachtete sie nicht, und vielleicht verstand sie ihn, wie er sie verstanden hatte, denn sie kam ihm nun ihrerseits zu Hülfe, um ihn aus der schmerzlichen Verlegenheit zu ziehen, in der er war. Sanft, um ihn, so zu sagen, nicht heftig aus seinem Nachdenken zu erwecken, sagte sie:

„Und Sie, Armand auch Sie müssen leiden....“

Er hob den Kopf empor und sah sie an; sie zog sanft ihren Arm aus den Kissen und reichte ihm die Hand; er ergriff sie heftig und antwortete mit von Glück bewegter Stimme:

„Dank!.... Nein, nein, ich leide nicht...“

Und sich plötzlich gegen Léonie wendend, um sie besser zu betrachten, fügte er bei:

„Ich bin so glücklich jetzt...!“

„Ja ... nicht wahr? und ich auch, Armand, ich bin glücklich .... ich fühle nicht mehr, was mir begegnete ... ich bin glücklich ....“

Und bei diesen Worten schlossen sich ihre Augen sanft, als wolle sie den Blick voll Zärtlichkeit, den Armand auf sie warf, in ihre Seele verschließen.

So brachten sie eine lange Zeit damit zu, einander anzublicken, in vollem Maße die Seligkeit kostend, von der wir eben sprachen und deren Geheimniß wenige Herzen kennen.

Dann kam ein Augenblick, in welchem die Anstrengung dieser in geschäftiger Sorgen und ohne Ruhe hingebrachten Nacht und des Tages unmerklich sich Armand's bemeisterte, und sein Kopf neigte sich langsam auf seine Schulter, ohne daß jedoch seine Blicke die Léonie's verließen.

Durch eine schnelle und unfreiwillige Bewegung, drückte Léonie die Hand, welche sie hielt und zog sie gegen sich heran.

„Sie leiden Armand," sagte sie mit einer so süßen Besorgniß, daß sie dem Baron an das Herz ging, „Sie leiden, die Müdigkeit drückt Sie nieder."

„Nein," antwortete er traurig, als wenn er sich ärgere, daß sie seine Ermattung bemerkt habe; „nein ich bin stark; sollte ich es nicht eben so gut seyn, als Sie?"

„Sie haben noch keine Ruhe genossen, Armand, Sie müssen ihrer nöthig haben .... Bedenken Sie," fügte sie mit schüchterner und bewegter Stimme hinzu, „bedenken Sie, daß wir morgen abreisen .... und .... daß auch Sie ruhen müssen."

„Ja," sagte Armand, ringsumher einen fast schwermüthigen Blick werfend, „ja ich werde ausruhen, ... irgendwo .... dort ...."

„Armand," fiel Léonie ein, ihm lebhaft die Hand reichend und indem eine Thräne des Glücks ihr entfiel, „Armand, Sie sind gut und edel, ich danke Ihnen."

„Léonie!"

„Ach, ja, ich danke Ihnen; Sie wollten vergessen,

daß ich Ihnen gehöre .... Ja ich habe Sie verstanden, Armand .... und Sie lieben mich .... und Sie lieben mich sehr."

„Sie sind es, Léonie, die gut und edel ist, Sie, die Sie sich mir geschenkt haben."

„Und ich werde Dir immer gehören, Armand," sagte sie, ihm die Arme entgegenstreckend .... „Ja, ja," rief sie," ja, komm zu mir, ich bin stolz, Dir zu gehören."

Bald lagen beide einander in den Armen, schwelgend in einem Glück, das sich nicht beschreiben läßt, weil dieses Glück nur einigen eigen ist, und weil die Sprache, welche von Liebe redet, Allen gehört und nur den rohen Sinn hat, durch welchen man sie vernimmt.

Dann, als diese Nacht verstrichen war, als in der langen Unterhaltung dieser so kurzen Stunden Alles von jenen Freuden gesagt worden war, welche ein Leben so blenden, daß Alles neben ihnen trüb erscheint, als die ersten Schranken einer Vertraulichkeit, welche lange währen soll, sanft gefallen waren, kam der Morgen und mit ihm die Sorgen für die Abreise.

Für zwei Personen von dem Alter und den Gewohnheiten Armand's und der Gräfin konnten das nicht jene fröhlichen Aufregungen der ersten Jugend seyn, welchen sie sich mit Lust verbindlich machen; aber es war ein süßes Glück, sich ihnen hinzugeben, sich in Allem einander gehörend zu fühlen.

Luizzi war glücklich, wenn er sah, wie die schöne und stolze Gräfin von Cerny, so gewohnt, fremder Sorge ihre Person anzuvertrauen, ihr schönes und langes Haar vor dem schmalen Spiegel dieses Gastzimmers aufwickelte und kämmte, und es fast ungeschickt über der schönen Stirn aufsteckte, immer schön bleibend, wenn auch weniger geschmückt.

Auch sie war glücklich, wenn sie, mit dem Blicke eine jener tausend kleinen, einer Frau nöthigen Ueberflüssigkeiten suchend, Luizzi ein dickes Packet auseinanderschlagen, irgend einen breiten Carton öffnen und das

finden sah, was sie suchte, was ihr bewies, daß er nichts vergessen hatte, was für sie war.

Dieses wechselseitige Glück war rein und ohne Rückhalt in dem Herzen beider, denn es war ein Tag, eine Stunde so hinzubringen; sie hatten nicht nöthig, sich mit Muth zu sagen, daß das immer ein Glück seyn werde. In einigen Tagen sollten beide zu dem Luxus ihrer Lebensweise zurückkehren, und dieser Augenblick mußte eine Erinnerung ohne Kummer werden, nachdem er ein Glück ohne Furcht war.

Ach! Die Liebe ist eine überlegene Macht, welche die stolzesten Seelen weich macht und biegt und sie die Freude der kleinsten Dinge kosten läßt. Und dies war für Léonie und Armand so wahr, daß Léonie als die letzte Hand an die Zurüstung zur Reise gelegt werden mußte, die Sorgen Armands theilte und sie ihm mit einer so süßen Ungezwungenheit streitig machte, mit einer so leichten Seele, daß beide vergessend, wie sie ihr Leben eben verloren und verspielt hatten, einen Augenblick glücklicher Fröhlichkeit für ihre Flucht fanden, wie dies zwei Gatten hätte begegnen können, welche ein Zufall oder ein Unfall in die Verlegenheit einer Lage geworfen hätte, wo ihnen nichts, als der materielle Luxus ihres Lebens fehlte.

Endlich schlug die Stunde und, Armand Befehl gebend, daß die großen Pakete, welche er gemacht hatte, eingepackt, Léonie, die Gegenstände, welche sie nicht von sich geben konnte, in der Hand tragend, stiegen beide in das Coupé der Diligence, das leer war und welches Armand ganz für sich in Beschlag nahm.

XIV.

Wiedererkennung.

Sie saßen im Wagen, eng an einander geschmiegt, noch immer dem Zauber dieser Liebesnacht unterworfen; denn das Herz ist wie ein Instrument, das, durch eine mächtige Hand erschüttert, noch lange Zeit vibrirt, wenn der Bogen der es berührte, es auch nicht belebt. Dann, als der Tag angebrochen war, erloschen die geheimnißvollen Gedanken, welche sie umgeben, allmählig, wie geliebte Fantome vor der Sonne verschwinden. Nach und nach kehrte ihnen die wirkliche Beschaffenheit ihrer Lage zurück, wie das wirkliche Daseyn der Natur, welche langsam an das Tageslicht hervortrat, und Luizzi sagte nun zu der Gräfin:

„Ich habe das gewollt, Léonie, was Sie wollten, aber sagen Sie mir, sind Sie auch des Schutzes der Frau von Paradèze ganz sicher?"

„So sicher, als man in dieser Welt, eines guten und gefälligen Herzens seyn kann."

„Das ist manchmal ein Zeichen von Schwäche, Léonie."

„Ohne Zweifel," versetzte Frau von Cerny, „und ich stelle Ihnen meine Tante durchaus nicht als eines jener Muster heroischen Muthes dar, welcher glänzende Thaten der Hingebung hervorbringt. Doch wenn sie schwach ist, ist sie es nur für das Gute! denn sie ist fähig, jeder Macht zu widerstehen, welche sie zu einer schlechten Handlung fortreißen könnte."

„Ich glaube es," sagte der Baron; „aber, Léonie, man könnte ihr Ihre Rückkehr zu Ihrem Gemahl als ein Glück darstellen."

„Das wäre nur in zwei Fällen möglich: entweder müßte Jemand in ihrer Nähe seyn, der ein Interesse hätte, sie hierzu zu überreden, was nicht

wahrscheinlich ist, oder es müßte im andern Falle eine solche Person, wenn sie wirklich da wäre, über meine Tante eine Macht üben, welche der meinigen das Gleichgewicht halten könnte."

„Ich zweifle nicht an Ihrer Herrschaft über Jedermann, Léonie," fiel der Baron lächelnd ein; „aber vergeben Sie mir, so ängstlich zu sein, vergeben Sie mir, alle Gefahren für mein Glück vorauszusehen, selbst die einer Illusion ..... Auf was gründet sich denn dieses Vertrauen auf Ihre Macht?"

„Auf die Zuneigung, welche meine Tante für mich hat, auf ihr Herz. Nun, Armand," fügte Léonie lächelnd bei, „sind Sie nun beruhigt? Glauben Sie, daß dies eine gute Bürgschaft sey?"

„Es ist gewiß, daß die ganze Welt Sie nicht so liebt wie ich, und ich fange wahrhaftig an, zu glauben, daß es in dieser Welt nur eine alles vermögende Liebe giebt, die, welche ich für Sie empfinden ..... jene einer Mutter für ihr Kind."

„Nun! Frau von Paradèze ist eine Mutter für mich ... oder vielmehr, ich bin eine Tochter für sie; denn sie hatte das Unglück, die ihrige zu verlieren."

„Ach!" sagte Luizzi, „ist ihre Tochter gestorben?"

„Ich kann es Ihnen nicht sagen," versetzte Frau von Cerny; „denn das Wort „verlieren," welches ich eben zufällig brauchte, muß leider im strengen Sinne genommen werden. Diese Tochter ging wirklich verloren oder wurde ihrer Mutter entwendet."

„Ach!" rief Luizzi, mit großem Staunen, das von dem Uebereinstimmen dieser Geschichte mit der Eugeniens kam, die er am Tag vorher erfahren hatte, „man hat also Frau von Paradèze ihre Tochter geraubt?"

Aber kaum hatte Luizzi diese Worte geendet, als der Name den er eben ausgesprochen, ihn erinnerte, daß er sich täusche, und daß die Namen „Paradèze" und „Cauny" sich zu wenig glichen, um von Petit Pierre einer für den anderen genommen werden zu können.

Ueberdies wäre es ein so außerordentlicher Zufall gewesen, daß der Baron den Gedanken daran aufgab und sich zu antworten begnügte:

„Das ist nicht die einzige Mutter, welche sich in einer so traurigen Lage befindet; denn erst vor ganz kurzer Zeit habe ich eine ganz ähnliche Geschichte erfahren; es ist diese, daß die Tochter eben erfahren hatte, daß sie nicht jener rohen und groben Frau aus dem Volke angehöre, welche sie immer Mutter genannt hatte, und daß sie das Kind einer edlen Familie sey, der man sie geraubt hat.“

„Und hat sie ihre Familie wiedergefunden?“ fragte Frau von Cerny.

„Ich glaube nicht,“ entgegnete Luizzi.

„Leider mag es sogar ein Glück für sie seyn, dieselbe nicht wieder zu finden,“ versetzte die Gräfin. „Ein junges Mädchen, aufgewachsen unter dem Volke, in niedrigen und trivialen Gewohnheiten, plötzlich in eine für sie so neue Welt geworfen, in eine Welt, welche, nachdem sie sie zwei Tage beklagt, sie dann mit Neugierde, nachher mit Geringschätzung und Spott ansehen, und nichts an grausamen und demüthigenden Scherzen gegen sie sparen würde, das wäre, glaube ich, ein trauriges Geschick.“

„Ohne Zweifel wäre das alles wahr für ein armes Mädchen, wie sie es eben gezeichnet haben; aber es gibt wenige Frauen, welche in einer noch so vornehmen Welt besser ihren Platz ausfüllen würden, als ihn Madame Peyrol ausfüllen würde.“

„Madame Peyrol!“ entgegnete die Gräfin erstaunt; „ich glaube diesen Namen gehört zu haben. Ist das nicht die Mutter der Frau von Lemée?

„Richtig, die Nichte, oder vielmehr die vorgebliche Nichte dieses famösen Onkels, des Herrn Rigot.“

„Das setzt mich in Erstaunen,“ sagte Léonie; „Frau von Lémee ist zu unartig, um von gutem Stamm zu seyn.“

„Ihre Mutter würde Ihnen eine andere Meinung von sich beibringen, und gewiß, wäre sie mehr, als eine andere, ein Beweis von der ungeerbten Macht eines edlen Bluts."

„Aber ist sie von hohem Rang, von einer wirklich vornehmen Familie?"

„Ich kann es Ihnen nicht sagen. Haben Sie jemals von einer gewissen Frau von Cauny sprechen hören?"

„Frau von Cauny!" rief Léonie mit seltsamem Staunen, „Frau von Cauny, das ist meine Tante."

„Eine ihrer Tanten?"

„Meine Tante, zu welcher wir gehen," entgegnete die Gräfin; Frau von Paradèze, ehemals Frau von Cauny."

„Das ist seltsam ....." sagte der Baron, noch mehr erstaunt, als die Gräfin. „Und doch..... warten Sie, daß ich mich besinne. Ihre Tochter verschwand einige Tage nach ihrer Geburt?"

„Denselben Tag."

„Es war in Paris, wo sie dieselbe verlor?"

„In Paris."

„Gegen das Jahr 1797?"

„Im Jahre 1797 wirklich."

„Sie ist es!"

„Sind Sie dessen sicher?" fragte Léonie, lebhaft bewegt.

„So sehr, als man bei einem solchen Zusammentreffen der Daten und einer solchen Aehnlichkeit der Ereignisse einer Sache sicher seyn kann."

„Ach, welche Freude würde das für meine arme Tante seyn!... Ach, Armand, Sie müssen sich darüber unterrichten!"

„Ich werde es thun! Ich werde es thun!"

„Doch müssen wir von der Wirklichkeit aller Umstände überzeugt seyn, ehe wir meiner Tante ein Wort davon sagen. Ich weiß nicht, ob die arme Frau Kraft genug hat, um das Glück zu ertragen, ihre Tochter

wiederzufinden; aber ich bin überzeugt, daß sie sterben würde, wenn sie einen Augenblick Hoffnung faßte, um sie auf's Neue und für immer zu verlieren!"

„Vertrauen Sie mir, Léonie, vertrauen Sie mir! Ich werde alle nöthigen Vorkehrungen treffen; und wenn ich Sie eine Tochter ihrer Mutter zurückgeben lassen kann, denn werden Sie ihr, glaube ich, die Gastfreundschaft, um welche Sie sie bitten, reich bezahlt haben."

„Ja, ja, Armand, ich würde glücklich seyn, auf diese Weise zu zahlen, das schwöre ich Ihnen. Meine arme Tante! Sie war so unglücklich, sie hat so sehr gelitten, daß der Himmel ihr diesen Trost in ihrem Alter schenken sollte."

„Aber," entgegnete Armand, „sagen Sie mir Alles, was Sie über die Umstände dieses Ereignisses kennen, damit ich meine Nachforschungen auf eine gewisse Art danach richten kann."

„Gern, gern! Das ist eine zu seltsame Geschichte, daß ich mir alle Zeit nehmen muß, sie Ihnen mitzutheilen und daß Sie dieselbe in allen ihren Einzelnheiten kennen müssen, damit die Entwicklung Sie nicht in Erstaunen setze."

Luizzi näherte sich Lèonie, um mit einer Theilnahme des Herzens eine Geschichte zu hören, welche ihm um so interessanter werden mußte, als sie von einer Stimme, von der jedes Wort für ihn einen harmonischen Klang hatte, erzählt wurde.

Möge man uns also verzeihen, wenn die Neugierigen, welchen wir im Vertrauen diese Geständnisse unseres unglücklichen Freundes, des Baron Luizzi übergeben, sie nicht mit der Freude lesen, welche er empfand, sie zu hören, denn wir sind nicht in der günstigen Lage wie Léonie, um die Aufmerksamkeit und Nachsicht derer zu erhalten, welche das Geheimniß der Geburt der unglücklichen Eugenie kennen lernen wollen.

Frau von Cerny erzählte das Folgende.

XV.

Erste Station.

„Ich muß Ihnen sagen, mein theurer Armand, im Falle Sie es nicht wüßten, obwohl Sie schon so viel wissen, daß mein Vater, der Vicomte von Assimbret, und seine Schwester, Fräulein Valentine von Assimbret seit ihrer Kindheit Waisen blieben; die Vormundschaft über sie wurde Herrn von Cauny anvertraut, dem Vater des Gatten meiner Tante, der beim Beginne der Revolution starb. Dieser Herr von Cauny war Wittwer, und da seine unverheirathete Schwester in der Bretagne wohnte, befand er sich wegen seiner Mündel in sehr großer Verlegenheit und brachte sie in einem Kloster, einige Stunden von Paris unter."

„Was den Vicomte von Assimbret, meinen Vater betrifft, so wurde er mit dem Sohne des Herrn von Cauny erzogen; sie machten die gleichen Studien, traten zu gleicher Zeit in das königliche Haus, und blieben, wiewohl beide von sehr verschiedenem Charakter, Freunde."

„Der Blick, welchen Sie auf Frau von Marignon warfen, als sie mir den Namen meines Vaters zurückriefen, beweist mir, daß Sie genug wissen, um mich der Nothwendigkeit zu überheben, Ihnen zu erzählen, was seine Jugend war."

„Ja," sagte Luizzi, „sie war sehr glänzend."

„Das ist der höfliche Name, welchen man einem Manne gibt, der mehr als derangirt war; ich danke Ihnen, daß Sie ihn gewählt haben," antwortete Frau von Cerny.

„Während mein Vater sein Leben wechselsweise in den höchsten Salons des Hofes und in den weniger verschwiegenen Boudoirs der Stadt hinbrachte, verfolgte Herr von Cauny ohne Ruhe eine wichtigen und ernsten

Studien, und gab sich mit Eifer der genauen Untersuchung und Ausführung neuer Ideen hin, die von allen Seiten auftauchten."

„Mein Vater und er waren, aufrichtig gesagt, die zwei vollkommensten Repräsentanten der beiden Extreme jener Epoche."

„Mein Vater, sorglos, leichtsinnig, tapfer, vermessen, die bürgerlichen Klassen verachtend, die er nicht kannte und denen er selbst nicht einmal die Fähigkeit einräumte, denken zu können, sich über das lustig machend, was er die Klagen der Bauern nannte, das Wort „Volk" wie einen leeren Schall hörend, der keinen Sinn hatte, war der vollkommenste Typus jener Gesellschaft, welcher Tag für Tag in den kleinen Salons von Trianon zubrachte, und die vierzehn verflossenen Jahrhunderte der Monarchie als eine Bürgschaft der Zukunft nahm."

„Wie so viele Andere ahnte er nicht, daß in diesem Augenblicke, jenes innere Treiben der Gesellschaft, die sich wieder erholte, mit Wuth sich erzeugte, sich wieder unter den Lappen von königlicher Macht, und der Gewalt der Geistlichkeit und des Adels anfachen und sich plötzlich, wie von einem abgetragenen Lumpen frei mache, um sich in seiner ganzen Kraft zu zeigen."

„Als die ersten Akte der Unabhängigkeit der Nationalversammlung ihm zeigten, daß es eine Kraftanstrengung der Nation gab, um die bestehende Regierung zu ändern, hieß er die ersten Offenbarungen derselben ein unverschämtes Geschrei, und das Aufstehen des Volkes eine erbärmliche Revolte. Er war bei dem bekannten Dîner der Gardes du Corps in Versailles und machte sich durch seine Exaltation bemerkbar."

„Herr von Cauny dagegen war der Freund der Meisten jener Männer, welche damals mit ihrem Rufe Frankreich erfüllten. Er hatte mit der höchsten Gluth sich zu den Ideen einer gesellschaftlichen Reform hingeneigt, ohne, vielleicht wie so viele Andere, zu bemerken,

daß man diese Reform nicht verwirklichen könne, wenn man nicht beginne, die politische Konstitution des Landes zu vernichten. Vielleicht hatte er auch alle wahrscheinlichen Folgen seiner Ansichten aufgefaßt, und sein Benehmen scheint ein Beweis davon zu seyn. Während mein Vater seine Nächte bei den Festen von la Muette, von Luciennes ..... und der Oper hinbrachte, brachte Herr von Cauny die seinigen in geheimen Versammlungen zu, wo die Ausbreitung der Freiheitsideen sich entspann, wo jene ungeheure Bewegung sich verbreitete, welche diejenigen, die sie hervorgerufen hatten, mit fortriß."

„Während der Vicomte von Assimbret, sich um die Stimmen der schönsten Frauen bewarb, suchte Herr von Cauny um jene der ernstesten Männer nach, und er entfernte sich vom Hofe für immer an demselben Tage, an welchem mein Vater dort unter den Höflingen durch feinen Anstand sich auszeichnete, womit er den Fächer der Königin aufhob, und ihn derselben überreichte, wobei er ein Quatrain vortrug, das man gewöhnlich dem Grafen von Provence, seitdem Ludwig XVIII. zuschreibt, das aber meinem Vater angehört. Nur der Drang der Umstände konnte eine solche Kühnheit in dem Augenblicke, in welchem dieses Quatrain an Marie Antoinette gerichtet wurde, nicht nur in dem Munde meines Vaters, sondern selbst in dem des hochgestelltesten Prinzen verzeihlich machen; Poesie und Etikette sind nicht streng gegen Inpromptus und das famöse Quatrain

Prévenant vos moindres désirs
Au milieu des chaleurs extrêmes
Je vous apporte les zephyrs
Les amours y viendrons d'eux-mêmes.
Deine kleinsten Wünsche sind Befehle stets mir,
In Mitte der schrecklichen Schwüle
Ueberreiche ich den Zephyr jetzt hier,
Die Götter der Liebe, sie folgen.

wurde als köstlich gepriesen."

„Nun, wie ich Ihnen sagte, an demselben Tage, an welchem mein Vater den Neid des ganzen Hofes durch das gute Glück seines Geistes erregte, ließ Herr von Cauny sich durch das Provinzialgericht von Rennes zum Deputirten des Nährstandes bei der Ständeversammlung ernennen; und einige Zeit nachher, als mein Vater sich zu Versailles durch die begeisterte Hingebung für die Interessen Ludwigs XVI. bemerkbar machte, gab Herr von Cauny seine Entlassung von der Charge, welche er in dem militärischen Hofstaate des Königs einnahm.''

„Diese Entlassung wurde als ein Akt der Feigheit betrachtet, und alle Offiziere von der Compagnie, zu der Herr von Cauny gehörte, schwuren, ihn dafür zu bestrafen. Sie wissen, Armand, daß, je mehr man einen Menschen geliebt hat, desto mehr haßt und verachtet man ihn, wenn man glaubt, er habe gegen die Ehre gefehlt."

„Mein Vater, von dieser Empfindung fortgerissen und durch den Verrath des Herrn von Cauny auf's Aeußerste gebracht, trug sich zu dieser Rache an und forderte denjenigen zum Duell, der so lange Zeit sein Freund gewesen war. Anfangs weigerte sich Herr von Cauny. Die philosophischen Grundsätze, zu welchen er sich bekannte, ließen ihn das Duell als eine Barbarei betrachten; seine Stellung zur constituirenden Versammlung ließ ihn glauben, daß man politische Streitigkeiten nicht durch Zweikämpfe abmache; aber diese Beweggründe, welche er ganz laut aussprach, und der noch mächtigere, den er nicht sagte, konnten gegen die beschimpfenden Ausforderungen des Herrn von Assimbret nicht Stich halten; ein Zweikampf fand statt, und mein Vater wurde gefährlich verwundet:"

„Das erregte großes Aergerniß und man gab meinem Vater beinahe Recht, während man ihn eines Unrechts anklagte, das er nicht hatte. Ueberall hörte man das Gerücht, daß der Hof, nicht wagend, der

gesetzgebenden Versammlung in Masse zu widerstehen, sich dieselbe einzeln vom Halse schaffen wolle. Man bezeichnete mit dem elenden Worte „Meuchelmord" einen Kampf, der sechs Personen zu Zeugen gehabt hatte."

„Wie Sie glauben werden, waren Alle, welche meinen Vater als einen der tapfersten und geradesten Offiziere der Garde kannten, über diese Beschuldigung empört. Diese kam bald bis vor die königliche Familie, welche glaubte, meinem Vater einen Beweis ihrer Theilnahme geben zu müssen. Das wurde nun herumgetragen, wie man damals Alles herumtrug. Man sagte, Ludwig XVI. habe meinem Vater wegen seines Benehmens Glück wünschen lassen und ihn seinen Offizieren als Muster dargestellt; die Folge davon war, daß der Name: „Assimbret" einen Ruf erhielt, der ihn später zu einem der ersten machen mußte, welche auf die Proscriptions-Listen gesetzt wurden."

„Ich habe Ihnen noch nicht den geheimen Grund gesagt, welcher den Grafen von Cauny bewogen hatte; aber Sie haben ihn ohne Zweifel errathen. Der Graf war, und zwar aufrichtig, in Valentine verliebt, wiewohl sie um diese Zeit kaum vierzehn Jahre zählte. Aber es scheint, daß sie schon in diesem Alter durch Geist und Schönheit vollendet war."

„Ah," sagte Luizzi mit einem bitteren Lächeln, „wie ich sehe, waren damals so wenig wie heute die Klöster ein Zufluchtsort gegen die Verführung."

„Es war keine Verführung dabei, das versichere ich Ihnen, mein theurer Armand; diese Leidenschaft entstand und wuchs bei dem Grafen und Valentinen mit den Jahren."

„So oft Herr von Cauny's Vater den Vicomte schickte, um seine Schwester zu besuchen, ließ sich dieser, den eine Reise von einigen Stunden und in einem Sprachzimmer endend, zum Sterben langweilte, von seinem Freunde begleiten."

„Bald ereignete es sich ziemlich oft, daß mein

Bruder, welchen diese Besuche in seinen Vergnügungen störten, den Grafen, welcher, wie er sagte, mehr Zeit auf lange Weile zu verwenden hatte, bat seine Schwester zu besuchen und ihm Nachrichten aus dem Kloster zu überbringen, damit er sie seinem Vormund mittheilen könne, als habe er den Besuch selbst gemacht. Herr von Cauny, wiewohl sehr jung, liebte gleich Anfangs Valentine als ein reizendes Kind, das, außer von ihm, nur wenig begünstigt wurde; denn der alte Graf, immer krank und gebrechlich, verließ sein Hotel fast niemals; dann als sie groß und schön wurde, liebte er sie wie ein Weib."

„Man war gewohnt, Herr von Cauny unaufhörlich in's Kloster kommen zu sehen; wo er, aufrichtig gesagt, lange Zeit seinen Vater in der Eigenschaft als Valentinens Vormund vertrat. Niemand konnte ahnen, daß diese Besuche ein weniger ehrwürdiges Interesse hatten, und als die Meinungsverschiedenheit zwischen dem Vicomte von Assimbret und Herrn von Cauny ausbrach, fuhr der Graf, da Niemand die Oberin des Klosters aufmerksam gemacht hatte, daß eine Trennung zwischen diesen beiden Familien stattfinde, fort, Valentine bis zu dem Augenblicke des beklagenswerthen Duells zu besuchen."

XVI.

Zweite Station.

Bei dieser Stelle der Erzählung Frau von Cerny's war man auf eine Station gekommen und die Diligence hielt. Die Gräfin schwieg; denn es wäre ihr sehr schwer geworden, sich mitten durch das Geräusch der Ketten und das Fluchen der Postillone, welche die

Pferde anspannten, vernehmlich zu machen. Während dieser Zeit beobachtete Luizzi, wer die Reisenden seyen, welche das: Intérieur, die Rotonde und die oberen Cabriolets des Wagens inne hatten und die meistens abgestiegen waren: zu seiner großen Freude bemerkte er, daß unter ihnen keine Gestalt war, die ihm nahe oder entfernt bekannt gewesen wäre; denn er fing an, hinsichtlich der Gesichter in sich selbst Mißtrauen zu setzen, da er die Leute fast niemals auf den ersten Blick erkannte.

In dem Augenblicke, wo er seine Besichtigung vollendet hatte, den Kopf noch zum Schlage hinausstreckend, wurde er durch Frau von Cerny gerufen, welche lächelnd zu ihm sagte:

„Armand, ich bitte Sie um ein Almosen.“

Der Baron drehte sich um und bemerkte am Schlage ein reizendes, junges Mädchen von ungefähr vierzehn Jahren, leidend, krank, schmächtig und mit kläglicher Stimme redend.

Der Baron zog ein Hundertsousstück aus der Tasche und reichte es der Bettlerin, welche es Anfangs mit freudigem Staunen anblickte, dann aber, augenblicklich in ihre Traurigkeit zurücksinkend, dankend sagte:

„Das ist viel, Madame, ich danke Ihnen. . . .“

Sie hielt inne und fuhr dann, sich entfernend, mit leiser Stimme, als rede sie zu sich selbst:

„Das ist viel, und doch ist es nicht genug!“

„Wie so?“ sagte die Gräfin lebhaft, das junge Mädchen zurückrufend, deren reizendes Gesicht ihr Theilnahme eingeflößt hatte; „warum ist das nicht genug, mein Kind?“

„Ach, Madame, ich verlange nicht mehr; es ist mehr, als ich empfangen habe, seit mein alter Vater und ich von der öffentlichen Barmherzigkeit leben: aber wir sollten schnell nach Orleans kommen, und ich sagte zu mir selbst, daß es nicht genug sey, um meinen

Platz und den meines Vaters da oben auf der Impériale zu bezahlen."

„Armand" . . . . . sagte die Gräfin, indem sie den Baron flehend ansah.

Luizzi rief den Condukteur und sagte zu ihm:

„Lassen Sie dieses Kind und seinen Vater auf die Impériale steigen; ich werde für sie bezahlen."

„Dank, Madame, Dank!" rief fröhlich die Bettlerin, immer an die Gräfin gewendet und durch einen geheimen Instinkt begreifend, daß die Wohlthat, welche sie empfing, mehr von dieser als von dem kam, welcher sie vollzog. . . . . „Dank, Madame," sagte sie, „Dank. . . . Da ist Ihr Geld wieder, weil Sie nun für uns zahlen."

„Behalte es, mein Kind," sagte Frau von Cerny, „behalte es, und wenn wir angekommen seyn werden, dann suche mich auf, wenn ich den Wagen verlasse."

„Ja, Madame, ja, Madame," sagte das Kind mit einer Verbeugung und auf einen Greis zulaufend, welcher auf einem Steine vor dem Thore der Post saß.

Die Weise, auf welche er das junge Mätchen anhörte, ohne den Kopf zu erheben, zeigte, daß er blind war, und daß Alles, was um ihn her vorging, nur durch das Ohr sich ihm mittheilte.

Nun wandte sich Frau von Cerny zu Luizzi und sagte lächelnd:

„Sie sehen, Armand, daß ich über Ihr Vermögen verfüge."

„Das ist entsetzlich," entgegnete Luizzi in demselben Tone; und sie tauschten zugleich jenes Lächeln und einen jrner Blicke, in denen mehr Liebe liegt, als in den süßesten Worten.

Nun setzte sich der Wagen wieder in Gang, und die Gräfin sagte zu Luizzi:

„Nun muß ich meine Erzählung wieder aufnehmen."

„Und sie fuhr fort, wie folgt:

„Wie ich Ihnen gesagt habe, setzte der Graf von Cauny seine Besuche bei Valentine bis zu dem Augenblicke seines Duells mit meinem Vater fo.t.“

„In diesem Zeitpunkte legte ihm das Zartgefühl ein Opfer auf, das er der Verschiedenheit der Meinungen nicht bringen zu müssen geglaubt hatte, das er aber dem Blute, welches er wider Willen vergossen, nicht versagen konnte. Er stellte seine Besuche im Kloster ein, und fest entschlossen, Fräulein von Assimbret nicht wiederzusehen, schrieb er ihr zum ersten Male und setzte ihr die Gründe auseinander, welche sie schieden. Nachdem er in diesem Briefe die Folgen dieses unglücklichen Ereignisses beklagt hatte, schloß er damit, Valentine zu versichern, daß er niemals der Liebe vergessen werde, welche sie ihm geweiht habe, und daß, wenn glücklichere Tage kämen, in welchen er die Freundschaft ihres Bruders wieder gewinnen könne, er hoffe, auch die Liebe der Schwester wieder zu erlangen. Aber er fügte auch bei, daß für ihn diese Hoffnung in weiter Ferne liege, daß er voraussehe, wie der Gang der Ereignisse zu dem entsetzlichsten Unglück führe, und daß er sich nicht scheue, ihr zu gestehen, er fürchte zu vieles für die Zukunft Frankreichs, um nicht den Antheil zu beklagen, welchen er an der revolutionären Bewegung genommen habe.“

„In diesem Falle,“ fügte er bei, „wenn jemals Sie oder Ihr Bruder eines Beschützers, — ich wage nicht zu sagen, eines Freundes — bedürfen, vergessen Sie nicht, daß ich Ihnen jetzt wie ehemals gehöre, morgen wie heute, und daß ich von der Bahn, welche ich betrat, vielleicht deßwegen nicht zurücktrete, weil sie mir die entfernte Hoffnung zeigt, diejenigen beschützen zu können, welche ich liebe.“

„Die Erzählung, welche ich Ihnen mittheile,“ sagte Léonie zu Armand, „entbehrt Nichts, was einen Roman ausmacht. Ich bringe sogar einige Liebesbriefe

hinein und führe sie wörtlich an. Das kommt daher, weil dieser Brief des Herrn von Cauny für ihn die entsetzlichsten Folgen hatte, und weil die Worte, welche ich anführte, seine Verurtheilung begründeten."

„Herr von Cauny kam also in der Revolution um?"

„Er wie viele von denen, welche dem Löwen, den sie losgelassen hatten, einen Maulkorb anlegen wollten. Aber nicht das ist es, was zu wissen für Sie von Bedeutung ist. Ich komme nun schnell zu dem Umstande, welcher das Verderben der Tochter meiner Tante — meiner Cousine — herbeigeführt hat."

„Nein, nein," sagte Luizzi, „erzählen Sie mir Alles; denn oft erhellt der kleinste und geringfügigste Umstand mehr, um die Wahrheit zu entdecken, als die wichtigsten Ereignisse."

„Hören Sie also die Fortsetzung dieser Geschichte," sagte die Gräfin:

„Mein Vater, von seiner Wunde hergestellt, blieb bis zum 10ten August in Frankreich, immer hoffend, daß die Ordnung sich wiederherstellen werde, und eine Revolution, welche den Thron umstürzen werde, nicht für möglich haltend. Er bildete sich nicht ein, daß jemals Unterthanen soweit gehen könnten, ihren König zu richten, ihn zu verurtheilen und hinzurichten."

„Im Augenblicke der Gefangenschaft Ludwig's **XVI** war der Graf, der unter denen erkannt worden war, welche am muthigsten die Tuilerien vertheidigt hatten, gezwungen, sich zu verbergen, und bald reiste er ab, um die emigrirten Prinzen au fzusuchen."

„Ohne Zweifel erinnerte er sich auf seiner Flucht, daß er seine Schwester ohne Beschützer in Frankreich ließ; denn der alte Graf von Cauny war gestorben; aber einerseits erlaubten ihm seine eigenen Gefahren nicht, Valentine mitzunehmen, welche er derselben theilhaftig gemacht hätte, andererseits dachte er wie so viele Andere, daß diese Emigration nur eine Abwesenheit von einigen Monaten seyn, daß er bald nach Paris zu-

rückkehren, und daß ein Feldzug hinreichen würde, dieses ganze empörte Volk zur Vernunft zu bringen. Wie so viele Andere täuschte auch er sich."

„Während dieser Zeit tritt die gänzliche Aufhebung der Klöster ein, und eines Tages traf ein Offizier der Municipaltruppen, gefolgt von einer Truppe Soldaten ein, drangen in das Kloster, in welchem sich meine Tante noch befand; und augenblicklich, ohne den armen Klausnerinnen Zeit zu lassen, die geringsten Vorkehrungen zu treffen, stieß man sie hinaus, und ließ sie buchstäblich gesagt, ohne Geld, ohne Hülfsmittel, ohne Führer, vor der Thüre. Jede von Ihnen hatte sich genug mit ihrer eigenen Sicherheit zu beschäftigen, um für die der anderen sorgen zu können; aber beinahe alle wußten, wo sie eine Zuflucht finden würden; denn alle diejenigen, deren Familien sich aus Frankreich geflüchtet, hatten seit langer Zeit das Kloster verlassen. Es war also nur Valentine allein, die wirlich auf der Straße blieb, ohne zu wissen, was sie machen oder was aus ihr werden solle."

„Sie beklagten mich gestern, Armand," fuhr Frau von Cerny fort; „Sie beklagten mich, eine Frau, die in der Kraft des Lebens steht, und die ich in einem Wagen mit einem Manne war, der mir geschworen, mich zu beschützen! Sie beklagten mich, weil ich ein wenig von Kälte und Fieber litt; aber bedenken Sie, welche Schmerzen ein armes fünfzehnjähriges Mädchen zu ertragen haben mußte, plötzlich auf die Landstraße geworfen, in einem Gewande, das ihr die groben Schmähungen der Vorübergehenden zuzog, ja selbst oft die Mißhandlungen der Kinder in den Dörfern, durch welche sie kam, die ihr weißes Kleid mit Koth bewarfen und sie mit den entsetzlichsten Verwünschungen verfolgten."

„Meine arme Tante brachte zwei Tage ohne Nahrung zu und schlief des Nachts in den Straßengräben."

„Das sind Schmerzen, von welchen man glaubt, daß Leute unseres Standes sie nie erduldet haben; und

gewiß, wenn sie Frau von Paradèze jemals in dem prächtigen Schlosse getroffen hätten, das sie bewohnt, hätten Sie die Behauptung, daß eine Frau von diesem Namen und diesem Rang in einem beklagenswertheren Zustande gewesen sey, als die Bettlerin, der wir ebe nein Almosen gaben, für eine unmögliche Fabel gehalten."

„Das wundert mich weniger, als Sie denken," sagte der Baron, „und ich selbst verdankte es schon der Gastfreundlichkeit eines Bauern, die Nacht nicht unter freiem Himmel zubringen zu müssen, und einer glücklichen Begegnung, nicht als Bettler und Vagabund arretirt zu werden. Doch fahren Sie fort!"

Die Gräfin nahm die Erzählung wieder auf:

„Dieses Elend währte lange, beinahe vierzehn Tage, in denen es Valentine gelang, Paris zu erreichen. Das Einzige, was sie aus ihrem vergangenen Leben behalten hatte, war Herr von Cauny's Brief. Eine Frau verlieret oder legt nie den ersten Liebesbrief weg, den sie empfangen hat. Sie hatte ihn ohne Hoffnung aufbewahrt, und als sie aus ihrem Asyle vertrieben wurde, verwarf sie den Gedanken, den Schutz des Herrn von Cauny aufzusuchen, welcher das Blut ihres Bruders vergossen hatte; aber das Elend ist stark, und nachdem sie zwei volle Tage die Straßen von Paris durchirrt, von Almosen lebend, um welche der Hunger sie bitten gelehrt hatte, entschloß sie sich, sich an den zu wenden, welchen sie liebte."

„Sie begab sich in sein Hotel, fand ihn jedoch nicht; denn der Graf, von der rohen Gewaltthat unterrichtet, welche das Kloster, in dem sie wohnte, betroffen hatte, war unmittelbar abgereist, um ihr ein Asyl anzubieten, und suchte sie überall, auf allen Straßen welche man die Nonnen hatte einschlagen sehen, ihre Spur verfolgend, bald nach dieser, bald nach jener Seite. Er traf mehrere davon, aber es war nicht Valentine und verzweifelnd kehrte er nach Paris zurück, um zu erfahren, daß in junges Mädchen, eine Nonne, ihn aufgesucht und

sich entfernt hatte, als sie erfuhr, daß er nicht hier sey, wobei sie gesagt, sie heiße Fräulein von Assimbret."

„Der Graf erzürnte sich, daß man sie nicht trotz seiner Abwesenheit aufgenommen habe und er mißhandelte den Haushofmeister, dessen Rohheit ihn ahnen ließ, er habe sie mit harten Worten fortgejagt."

„Dieser leichte Umstand, der zwischen dem Grafen von Cauny und einem seiner Leute von keiner Bedeutung gewesen wäre, wurde sehr ernst zwischen dem Bürger Follard. Als Valentine sich am anderen Tage in dem Hotel einfand, welches der fortgejagte Haushofmeister eben zu verlassen im Begriff stand, schrie Follard, auf Valentine die Faust ballend:"

„Die, welche weggehen, werden es denen, die kommen, theuer bezahlen lassen."

„Dieser Elende schloß sich einem Klubb an, dessen Präsident ein alter Musiklehrer des Grafen war, den dieser immer gut behandelt hatte und der sogar Herrn von Cauny den Platz verdankte, welchen er hatte."

„Dieser Mann, von einem Gefühle der Dankbarkeit hingerissen, kam zu Herrn von Cauny, um ihm mitzutheilen, daß er von seinem Haushofmeister denunzirt worden sey, als gebe er Nonnen ein Asyl, und daß, trotz seiner Bemühungen, der Klubb entschieden habe, Herrn von Cauny vorzuladen, um Rechenschaft von seinem aristokratischen Mitleid abzulegen."

„Herr von Cauny, der schon begriff, bis wie weit eine Denunziation der Art gehen könne, glaubte hierauf nicht besser antworten zu können, als indem er dem Klubb anzeigte, der Bürger Cauny habe kein Verbrechen gegen die öffentliche Sicherheit dadurch begehen können, daß er die Bürgerin Cauny, sein Weib, aufgenommen habe. Er vollzog alle in diesem Zeitpunkte sehr geschwinden Förmlichkeiten der Ehe, und heirathete meine Tante, Fräulein von Assimbret."

„Die Nothwendigkeit für ihr Wohl bestimmte Valentine vielleicht mehr, als es die Liebe gethan hätte.

Diese Tage des Elends, welche sie durchgemacht hatte, ohne Jemand zu finden, von dem sie Beistand verlangen konnte, hatten seltsam auf die Einbildungskraft dieses jungen Mädchens gewirkt, das beinahe noch ein Kind war; sie sprach fortwährend von dem Unglück, allein und verlassen in der Welt zu bleiben. Das Entsetzen, welches sie ihr ganzes Leben hindurch für eine solche Vereinzelung bewahrte, hat ohne Zweifel nicht wenig dazu beigetragen, sie einen Akt vollziehen zu lassen, welchen ich immer als ein Unglück angesehen habe, den aber mein Vater noch immer eine Niederträchtigkeit nennt."

„Eine Niederträchtigkeit!" rief Luizzi, Frau von Cerny unterbrechend.

„Lassen Sie mich diese Erzählung vollenden, und Sie werden einsehen, wie ich, nach meinen Ideen, recht haben und wie mein Vater sich nach den seinigen auf diese Weise aussprechen kann."

„Während mehrerer Jahre gewährte ihre Heirath Herrn von Cauny und meiner Tante, nur Glück; aber bald zog sie beiden eine Verfolgung zu, welche vorauszusehen sie sicherlich weit entfernt waren."

„Der einfache Zufall eines Besuches führte eines Tages jenen alten Musiklehrer, von dem ich gesprochen, zu Herrn von Cauny und brachte ihn seiner Frau gegenüber."

„Die Aufmerksamkeit, mit welcher dieser Mann sie betrachtete, veranlaßte sie, ihn zu fragen, warum er sie so prüfe, und jener, Herr Bricoin, antwortete ihr, daß . . ."

„Bricoin;" rief Luizzi, Frau von Cerny wieder unterbrechend.

„Sie kennen ihn also auch?" fragte die Gräfin.

„Nein," antwortete Armand; „aber, wenn ich mich nicht täusche, so ist das der Name des Mannes, der glücklich genug war, der erste Geliebte der Frau von Marignon zu seyn."

„Da Sie das wissen," versetzte Léonie, „so wissen Sie ohne Zweifel auch, daß er es war, den mein Vater mit Stockschlägen von ihr wegjagte."

„Dieser Mensch hatte es nicht vergessen, und als er meiner Tante antwortete, er betrachte sie nur darum so aufmerksam, weil er über ihre seltsame Aehnlichkeit mit einem gewissen Vicomte von Assimbret betroffen sey, den er gekannt habe, und meine Tante ihm diese Aehnlichkeit nun erklärte, sich ihm als die Schwester des Vicomte zu erkennen gab, konnte sie in dem sonderbaren Abschiede, welchen dieser Mensch von ihr nahm, nicht Pläne einer schrecklichen Rache errathen; denn nichts ließ sie ahnen, wodurch sie sich denselben ausgesetzt habe.'

„Adieu, Madame," sagte dieser Mensch beim Weggehen; „wir werden uns wiedersehen, wir werden uns wiedersehen!"

„Dieser Umstand, den ich eben erzählte, wurde, wie Sie sich denken können, von Frau von Cauny schnell vergessen, und sie war weit entfernt, in ihm die Quelle der Verfolgung zu suchen, welche sie traf, als wenige Wochen darauf ihr Gemahl unter einem jener tausend Vorwände verhaftet wurde, unter denen man damals einen Menschen so leicht einkerkern und tödten ließ. Da er meinem Vater geschrieben hatte, beschuldigte man ihn, mit den Emigrirten in Correspondenz zu stehen: man belegte daher seine Papiere mit Beschlag, und jener Brief, von welchem ich Ihnen gesagt habe, und in welchem er zum Voraus über die Frevel der Revolution sein Urtheil aussprach, wurde die Grundlage der Anschuldigung des Verrathes."

„Unterdessen fand sich meine Tante zum zweitenmale allein mit ihrer Schwäche und ihren Schrecken."

„Jede andere an ihrer Stelle, weniger unbekannt mit der Vergangenheit, weniger unbekannt mit der Treulosigkeit schlechter Leidenschaften, hätte sich durch die Weise täuschen lassen, mit der Herr Bricoin kam,

ihr seinen Beistand anzubieten, als er, wie er sagte, erfuhr, daß der Bürger von Cauny eingekerkert worden sey. Ihnen sagen, wie dieser Mensch, Dank der Hoffnung, welche er der unglücklichen Valentine unaufhörlich darbot, sich bei ihr einführte, ihr Vertrauen gewann, alle ihre Geheimnisse erfuhr, das hieße, Ihnen die Geschichte einer armen, verlassenen Frau erzählen, die allein in der Welt stand und für welche dieses Alleinstehen ein tiefer Schrecken war."

„Ohne Zweifel erfuhr Bricoin von ihr all' das, was er wissen wollte, denn auf seinen Rath machte der Graf, das Schicksal, welches ihn erwartete, voraussehend, für seine Frau ein Testament, in dem er ihr all' sein Vermögen als vollkommene Schenkung zuwandte, im Falle er kinderlos stürbe, und im Gegenfalle ihr die Hälfte desselben zusicherte. Diese Klausel war darum dem Testamente angefügt, weil in dem Zeitpunkte, von dem ich spreche, Frau von Cauny schwanger war."

„Unterdessen begann die Schreckensherrschaft, welche seit achtzehn Monaten auf Frankreich gelastet hatte, ihres blutigen Werkes überdrüssig zu werden, und einige Monate, nachdem er dieses Testament gemacht hatte, konnte Herr von Cauny gegründete Hoffnung schöpfen, seine Freiheit wieder zu erlangen, als er an demselben Tage, an welchem Frau von Cauny entbunden ward, aus seinem Kerker geschleppt wurde und auf dem Schaffote umkam."

„Daß eine Frau, wie meine Tante, sich in allen Umständen leichter als eine andere von eingebildeten Schrecken irre führen ließ, ist leicht begreiflich; noch weniger zu verwundern ist es, daß man sie im Angesichte eines so entsetzlichen Ereignisses bis zu unmöglichen Befürchtungen irre geleitet hatte."

„Bricoin überredete sie, daß die Wuth der Henker sich bis auf das Kind, das sie eben geboren hatte, er-

strecken würde, und, Dank der Verzweiflung dieses kranken, schwachen und unglücklichen Weibes, das vor Schmerz und Krankheit dem Tode nahe war, gelang es ihm, sie zu überreden, sich von ihrem Kinde zu trennen, das er, wie er sagte, sicheren Händen anzuvertrauen ein Mittel habe."

XVII.

Dritte Station.

Wieder hielt der Wagen an, und Frau von Cerny unterbrach noch einmal ihre Erzählung.

Fast in demselben Augenblicke näherte sich die kleine Bettlerin dem Wagenschlage, zeigte ihren hübschen Kopf durch das Fenster und sagte in einem reizenden Tone zu der Gräfin:

„Madame, da ist mein Vater, der Ihnen selbst für das danken will, was Sie an uns gethan haben!"

Léonie sah nun einen Greis sich nahen, der wie sie errathen hatte, blind war, dessen strenges Gesicht aber einen Ausdruck von Entschlossenheit und Stolz unter den langen weißen Haaren, welche sein Gesicht umwallten, bewahrte.

„Madame," sagte er, „Sie haben eben eine gute Handlung vollbracht, und Gott muß nicht gerecht seyn, wenn er Sie Ihnen nicht vergilt. Es ist nicht blos ein Almosen, was Sie eben diesem Kinde gegeben haben, es ist vielleicht eine Familie, welcher Sie dasselbe zurückgeben, indem Sie ihm die Mittel boten, sich nach einer Stadt zu begeben, wo es einige Aufklärungen über seine Eltern, welche es verlassen haben, finden kann."

Die Gräfin antwortete dem alten Bettler nicht, aber sich lebhaft gegen den Baron wendend, sagte sie zu diesem:

„Wie das seltsam ist, Armand; noch ein verlassenes und verlorenes Mädchen; wie viele Unglückliche gibt es doch, die auf diese Weise in die Welt geworfen sind, da sich in diesem engen Wagen, so zu sagen, zwei davon befinden?"

„Das ist wirklich seltsam," sagte der Baron in einem bekümmerteren Tone, als eine einfache Bewegung des Erstaunens hervorrufen konnte; „das ist seltsam," wiederholte er bei sich selbst, sich fragend, ob es nicht die höllische Macht seines Sklaven sey, die auf seinem Weg alle diese außergewöhnlichen Umstände warf, und ihm seine Gegenwart verrieth, wie er es ihm gedroht hatte.

Während dieser Zeit hatte die Gräfin sich zu dem Bettler gewendet und mit der lebhaftesten Theilnahme und jener Höflichkeit der Frau, welche dem Unglück einen Rang einräumt, ihm geantwortet:

„Ich habe dieses Kind gebeten, mein Herr, Orleans nicht zu verlassen, ohne mich zu besuchen; ich bitte Sie, es zu begleiten; denn wenn ich Ihnen nützlich seyn kann, werde ich es mit dem größten Vergnügen thun."

„Nach wem muß ich fragen?"

„Sie müssen," antwortete Léonie rasch, „Sie müssen dort fragen," ...

„Nehmen Sie sich in Acht," fiel Luizzi, sie unterbrechend plötzlich ein; „vergessen Sie nicht, daß Ihr Name, laut ausgesprochen, eine Unklugheit seyn kann." .....

„Sie haben Recht," sagte sie und antwortete dann dem Blinden: „das wird überflüssig seyn; ich werde Sie in dem Hause wohnen lassen, in dem wir absteigen."

Der Wagen war zur Abfahrt bereit; die Reisenden mußten ihre Plätze wieder einnehmen; aber diesmal begann Léonie nicht unmittelbar die Erzählung wieder, welche sie abgebrochen hatte. Die Unterhaltung zwischen

ihr und Luizzi leitete sich mit dem ein, was sich eben zugetragen hatte, und alle beide versprachen sich in Gedanken, die Aufklärung dieses neuen Geheimnisses bis zum Ziele zu verfolgen. Dann sagte Luizzi zu der Gräfin:

„Vergessen Sie nicht, daß wir noch mehr, als ein Tagewerk in dieser Art zu vollziehen haben; darum unterrichten Sie mich nur davon, was aus der unglücklichen Frau von Cauny unter den Händen dieses niederträchtigen Bricoin geworden ist.“

„Leider!“ sagte Frau von Cerny, „wurde sie sein Weib.“

„Was!“ rief Luizzi, „Frau von Paradèze?“......

„Es ist nicht anders, als daß dieser Bricoin, durch diese Heirath reich geworden, seine niedere Abkunft unter dem von einem Landgute angenommenen Namen verbarg. Aber damit Sie nicht meine Tante anklagen, mit einem Leichtsinn und einer Inconsequenz gehandelt zu haben, welche sie in Ihren Augen zu wenig achtungswerth machen müßten, muß ich Ihnen erklären, durch welches strafbare Benehmen Bricoin ein Ziel erreichte, das er vom ersten Augenblicke seines Zusammentreffens mit Frau von Cauny gehofft hatte.“

„Wenn die Schrecken, welche dieser Mensch Valentine für ihre Sicherheit und für die ihrer Familie einzuflößen wußte, sie ihm ohne Vertheidigung hingaben, so schützten sie die geringe Sympathie, welche sie für seine groben Manieren hatte, und überdies das vorgerückte Alter Bricoin's, der zu dieser Zeit schon über vierzig Jahre zählte, gegen alle die schlecht verhüllten Erklärungen, mit denen dieser sie beschwerte. Es war damals, als ihr ein Unglück begegnete, welches ich Ihnen erzählen kann, Armand, und das ist vielleicht eine Entschuldigung für den Fehler, welchen sie, Bricoin heirathend, begann, wenn auch dieses Unglück selbst ein Fehler ist.“

„Valentine, schön, jung, reizend, alleinstehend, traf

unter den wenigen Leuten, welche ihr Name bei ihr versammelte, einen vornehmen Mann, der eine seltene Geschicklichkeit besaß, an Empfindungen glauben zu machen, die er nicht hatte, einen unversöhnlichen Cynismus, sich zu rühmen, mit dieser Empfindung gespielt zu haben, und der mittelst Macht seiner höllischen Verführung darauf sann, Frau von Cauny unter die Zahl seiner Opfer zu reihen: dieser Mann, dessen Namen meine Tante mir nie sagen wollte,“ ......

„Dieser Mann,“ sagte Luizzi, die Gräfin unterbrechend, „o dieser Mann nannte sich de Mère.“

„Sie kennen ihn?“ fragte die Gräfin mit neuem Staunen.

„Wissen Sie nicht,“ entgegnete Luizzi, „daß ich die ganze Geschichte der Frau von Marignon kenne?“

„Und worin,“ sagte die Gräfin, „stand Herr de Mère in Beziehungen zu Frau von Marignon?“

„Darin, daß er ihr letzter Geliebter war, wie Bricoin ihr erster.“

Bei dieser Entdeckung wurde Frau von Cerny ihrerseits nachdenkend; sie wunderte sich bei sich selbst über jene Bestimmungen, welche auf einander wirken, ohne scheinbar in Beziehung zu stehen; und sie antwortete Luizzi:

„Es war also der letzte Liebhaber der Frau von Marignon, welcher Valentine dem ersten überließ?“

Sie hielt inne; dann fuhr sie fort:

„Sie wissen also, ich setze es voraus, durch welchen feigen und beschimpfenden Abfall dieser Herr de Mère die Liebe einer Frau bezahlte, welche sich ihm in edlem Vertrauen hingegeben hatte und gegen welche sein Benehmen um so schändlicher war, als sie Niemand in der Welt hatte, um sie zu beschützen.“

„Sie rächte sich doch so sehr, als eine Frau es kann,“ sagte der Baron, „und das, indem sie ihn kühn, vor einer zahlreichen Gesellschaft und in Gegenwart von Frau von Marignon, welche damals noch die schöne

Olivia war, in den Schmutz ihrer eignen Schande herabzog."

„Ja," antwortete Frau von Cerny, „ich weiß, Dank sey es den Verbindungen, welche die schöne Olivia, weil Sie sie so nennen, mit dem Vicomte, den sie in England gefunden, bewahrt hatte, si. sich ermächtigt glaubte, trotz der schändlichen Stellung, in der sie damals lebte, Frau von Cauny an sich zu ziehen."

Luizzi konnte sich nicht enthalten, das Wort, „schändliche Stellung" zu bemerken, das Frau von Cerny eben angewendet hatte, eben so wenig, wie sich zu wundern, wie die scheinbaren Verhältnisse der Welt selbst die stärksten und gerechtesten Seelen beherrschen können, während doch, dreißig Jahre später, schicklicher Weise die Gräfin mit dieser Frau zusammentreffen konnte, deren Leben sie sonst mit so vieler Verachtung beurtheilte:

Dennoch fuhr Frau von Cerny fort:

„Das, was ich nicht wußte, — denn sie hat mir nie davon gesagt — ist, daß meine Tante dort Herrn de Mère wiedertraf und daß sie dort jenen Auftritt herbeiführte, von dem Sie mir eben erzählten. Immerhin ist es gewiß, daß ihr Herz, von der unseligen Erfahrung, welche sie eben über die Treulosigkeit gewisser Männer gemacht hatte, gebrochen, darauf verzichtete, irgend mehr Liebe zu hoffen, und daß sie mit mehr Stärke als je den Schmerz der Vereinzelung empfand."

„Das Glück wurde Bricoin nun günstig, welcher unabläßig um die junge Wittwe war, sie vor der Langweiligkeit der Geschäfte bewahrte, sie gegen die Raubgier der Ränkemacher beschützte, wenn auch nicht gegen die Treulosigkeit der Welt, der einzige Beschützer zu seyn schien, den sie jemals haben sollte. Ueberdies sprach er immer von der Ehe, und dieses geheiligte Band, dessen Heiligkeit Frau von Cauny während der zwei Jahre, welche sie mit ihrem Gatten erlebt, schätzen gelernt hatte, war das einzige, welches ihre Existenz der eines Mannes

verknüpfen konnte, der ihr Leben zu dem seinen und ihr Glück zu dem seinigen machen wollte."

„Ein anderer Grund, den ich Ihnen mitzutheilen zögerte, weil ich nicht an die Art glaube, mit der mein Vater ihn betrachtet, ein anderer Grund mußte die unkluge Valentine bestimmen. Seit dem Tage ihrer Niederkunft hatte sie ihre Tochter nicht gesehen; Bricoin, sey es nun aus falschen oder wahren Gründen, sagte ihr immer, daß die Leute, welchen er sie anvertraut, Paris verlassen hätten und auf dem Punkte stünden, dahin zurückzukehren. Vielleicht hat mein Vater Recht, vielleicht ließ dieser Mensch einer Mutter ihr Kind hoffen, als den Preis des Opfers, welches er von ihr verlangte; vielleicht versprach Bricoin Frau von Cauny, ihr ihre Tochter an dem Tage zurück zu geben, an welchem sie einwillige, ihn zu heirathen. Wie das auch sey, diese Heirath hatte Statt, und nach einigen Tagen kündigte Herr von Paradèze — diesen Namen hatte Bricoin bei der Verheirathung mit meiner Tante angenommen — seiner Frau an, er habe fast die Gewißheit, daß ihre Tochter gestorben sey."

„Sie halten ihn also eines Verbrechens fähig?" fragte Luizzi.

„Das, was Sie mir von Madame Peyrol mittheilten," antwortete Frau von Cerny, „beweist uns, wenn diese das unglückliche verlorne Kind seyn sollte, daß Bricoin nicht bis zur Schandthat ging."

„Ueberdies brachte er mir einen legalen Beweis von dem Tode ihres Kindes bei, und seit den letzten dreißig Jahren lebte meine Tante in der entsetzlichen Ungewißheit, ob sie eine Tochter habe oder nicht. Alle Nachforschungen waren vergeblich, denn, ich muß es Ihnen gestehen, es war mein Vater, der, aus Haß gegen Herrn von Paradèze, mit aller Thätigkeit die Erben des Herrn von Cauny aufzufinden suchte. „Er hat dieses Kind verschwinden lassen," sagte er; um sein Vermögen an sich zu reißen; ich werde es wieder erscheinen lassen, um ihn in das Elend zurück-

zustoßen, aus dem dieser Bube niemals hätte heraustreten sollen."

„Da sehen Sie," fügte Léonie bei, „in welchem Styl mein Vater stets von dem Gatten seiner Schwester spricht."

„Aber fürchten Sie nicht," fragte der Baron, „daß bei dem Haß, der zwischen diesen zwei Männern vorhanden ist, Ihr Aufenthalt im Hause des Herrn von Paradèze sehr gefährlich wird?"

„Ich habe es Ihnen schon gesagt," erwiederte die Gräfin, „Herr von Paradèze ist nur ein Greis, niedergebeugt von Gebrechlichkeit, der nicht mehr die Kraft hat, zu wollen, und kaum hat er noch die Erinnerung an das, was er war."

Und bei diesen Worten fuhren sie in Orleans ein.

XVIII.

Der letzte Murrkopf.

Dem gemäß, was Luizzi an seine Schwester geschrieben hatte, wohnte Luizzi in dem Hôtel der Post, ohne seinen Namen einzuzeichnen. Man fragte ihn in Betracht der Freigebigkeit, welche er gegen den ersten Diener zeigte, der sich mit seinem Gepäck beladen hatte, nicht darum. Was die Polizei auch seyn mag, das Gold ist ein eben so ausgezeichneter Paß, als der, welcher „Portes" unterzeichnet ist, und welchen dieser liebenswürdige und vortreffliche Mann mit so viel Höflichkeit ausstellt.

Nachdem Léonie und der Baron in ihre Zimmer geführt worden waren, wo man ihnen servirt hatte; dachten alle Beide daran, den blinden Greis und die junge Bettlerin rufen zu lassen, welche auf ihren Befehl

ihnen in das Hôtel gefolgt waren. Sie ließen ihnen bedeuten, in ihr Zimmer herab zu kommen, und ihre Geschichte zu erzählen.

„Wenn Sie erlauben wollen", sagte der Blinde, „so will ich mit der meinigen beginnen; sie wird nicht lang seyn; dann wird die Kleine Ihnen die ihrige erzählen, und Sie werden sehen, was Sie daraus entnehmen können."

„Sprechen Sie!" entgegnete Léonie, und der Alte begann, wie folgt:

„Wie Sie mich hier sehen, zähle ich achtzig Jahre, ich bin 1752 geboren und war im Jahre 1770 Soldat unter den französischen Garden! Sie dürfen sich nicht wundern über das, was ich Ihnen sagen werde, weil man mit achtzig Jahren und in dem Zustande, auf welchen ich zurückgekommen bin, das Recht hat, Alles zu sagen. Ich zählte also achtzehn Jahre, und war einer der schönsten Leute der Compagnie; ich darf gestehen, daß ich nicht darauf gekommen wäre, hätte nicht eine der schönsten Frauen jener Zeit mich durch ihre Kammerfrau darauf aufmerksam machen lassen; es fand sich, daß diese sehr schöne Frau einen Gatten hatte, der nicht vermögend war, er nannte sich Benu, und spielte die Violine auf eine wunderbare Weise, aber nichts als das."

Bei diesem Namen der Madame Benu sahen Frau von Cerny und Luizzi sich mit solchem Staunen an, (denn Léonie war mit Olivias Abstammung nicht unbekannt:) daß weder er, noch sie, aufrichtig gesagt, die sonderbaren Worte des alten Soldaten hörten, der fortfuhr:

„Es scheint, daß Frau von Benu sehr viele Langeweile an ihrem Gatten empfand; er seinerseits fand an ihr eben so wenig Belustigung, und als sie einmal die Parade mit ansah, wo ich in stolzer Haltung war, glaubte ich zu bemerken, daß sie mich, das Auge auf mich richtend, vor der ganzen Linie auszeichne.

„Ich sage nichts, aber ich dachte bei mir selbst, daß es eine Geliebte seyn könne, die mir sehr gut anstehen würde, schön ge-

kleidet, wohlhabend, und daß es bei ihr eine famöse Küche geben müsse; ich warf ihr Blicke zu, sie schien dadurch nicht erzürnt, und es dünkte mir, daß sie einen der Offiziere unserer Compagnie fragte:

„Wer ist doch jener schöne Mann, der der Dritte im ersten Gliede ist?"

„Es schien, daß der Offizier ihr meinen Namen und meine Adresse in der Kaserne der französischen Garden sagte, denn am Abend empfing ich ein kleines Briefchen mit Goldschnitt, das ich mir von meinem Corporal vorlesen ließ, und das mich unter dem Vorwande, mich um Nachrichten vom Lande zu fragen, denn ich war aus der Umgegend von Orleans und sie ebenfalls, einlud, mich bei der schönen Dame einzufinden.

„Ich folgte der Einladung.

„Aus Achtung für Madame und das Kind, welches uns hört, schweige ich; aber neun Monate nachher, gerade an demselben Tage kam Madame Venu mit einem hübschen kleinen Mädchen nieder, das man Olivia nannte. Ich habe den Namen im Gedächtnisse behalten, und zwar aus Gründen, fügte der alte Soldat in bedeutsamem Tone hinzu:

Léonie und Armand wechselten einen neuen Blick, alle beide mehr und mehr betroffen über die seltsame Vereinigung aller dieser Umstände, und Luizzi wirklich beunruhigt durch die Erinnerung an die Drohungen des Satans.

„Nun," fuhr der Soldat fort, „muß ich Ihnen sagen, daß außer den hübschen kleinen Geschenken, welche mir die Schöne meines Herzens machte, und welche mich in den Stand setzten, Tuch wie die Offiziere zu tragen und zweimal in der Woche weiße Wäsche anzuziehen, sie mir auch ihre Protection zugesagt hatte; aber diese Protection ließ so lange auf sich warten, daß ich im Jahre 1789 noch immer Soldat in der französischen Garde war. Doch hatte meine Tochter ihr Glück ge-

macht; aber da sie nicht meine Tochter vor dem Gesetze war, hatte ich nichts von ihr zu fordern, und im Jahre 1793, als sie in England war, diente ich als Soldat der Republik. Seit dieser Zeit kann ich nicht sagen, daß ich Nachrichten von ihr bekommen habe; wenigstens war ich nicht in Italien, um sie zu suchen, welches gerade nicht auf dem Wege nach London liegt.

„Als ich nach Paris zurückkehrte, sagte man mir wohl, man habe sie irgendwo gesehen. Ich war noch immer Soldat der Republik, aber ich war so sehr bei Mitteln, daß ich, in Ansehung des guten Standes meiner Börse, nicht zu sehr daran dachte, meine Tochter aufzusuchen. Dieses Geld kam von einer drolligen Geschichte her, die ich Ihnen erzählen muß.

„Als ich eines Abends an einem Hôtel in der Rue de Varennes vorüberging, wurde ich durch einen Mann gestoßen, der unter seinem Arm ein Packet trug und welcher einen Schrei ausstieß; es war Nacht und ich betrachte diesen Menschen, der ein ganz bestürztes Aussehen hatte.

„„Wohin so schnell,““ frage ich, ihn anhaltend, „„da Ihr auf dem Fuße eines Grenadiers von Italien, wie auf dem geringsten Pflastersteine herumtretet?““

„„Ich gehe, wohin Ihr für mich gehen könnt,““ antwortete er mir, „„wenn Ihr eine gute Belohnung verdienen wollt.““

„„Das kann sich machen!““ versetzte ich.

„„In diesem Falle,““ entgegnete er, „„so nehmt diese fünfundzwanzig Louisd'or und tragt dieses Kind in's Findelhaus!““

„Ich hatte die fünfundzwanzig Louisd'or genommen und betrachtete das Hôtel, aus welchem dieser Mensch getreten war; es hatte eine schöne Façade, einen großen Thorweg mit zwei schönen Säulen; kurz es war ein wahrhaftes Hôtel des Faubourg Saint-Germain. Ich der ich ein wenig in den Ideen des ancien régime gelebt hatte, sagte zu mir selbst: „Das ist gut! Verstanden:

Eine große Dame, welche ihren Mann während seiner Abwesenheit betrogen hat, oder ein junges Mädchen, das auf dem Punkte steht, sich zu verheirathen; das ist ganz einfach!“ Ich nahm das Kind aus den Händen des Arztes, denn es mußte ein Arzt seyn; (die Aerzte sind niemals zu etwas Anderem, als dazu gut gewesen) und trug es so sorgsam und sanft, als ich konnte, weg. Man hatte ihm um den Hals ein Papier gebunden, das ich discret genug war, nicht zu lesen, aus dem einfachen Grunde, weil ich nicht lesen kann, — was mir nun, wo ich blind bin, ganz gleich ist — und ich unterhielt mich damit, im Scheine der Straßenlaternen die Windeln von feiner Leinwand zu betrachten, in welche dieses Kind gehüllt war, als ich meinerseits von einem Menschen gestellt wurde, der ebenso wie ich vorher, erstaunte, als er mich in vollem Staate und mit einer Puppe unter dem Arme sah. Dieß war wirklich unnatürlich, und ich hatte also nicht das Recht, böse zu werden, als er, sich mir nähernd, fragte:

„„Ei, zum Teufel, Kamerad, wo habt Ihr denn dieses Kind gefunden?““

„„Wahrlich!““ sagte ich, auf seine Idee eingehend, „„ich fand es da unten, auf der Seite von Gros-Caillou, es schrie, wie wenn es am Spieß stäke!““

„„Und was gedenkt Ihr mit demselben zu thun?““ fragte er mich.

„„Ich will es in seine natürliche Wohnung bringen, in das Findelhaus?““

„Dann hielt er inne und schien lange Zeit nachzudenken; endlich sagte er:

„„Wollt Ihr mir dieses Kind geben?““

„„Einen Augenblick, Kamerad,““ versetzte ich, „„man vertraut ein armes kleines Wesen nicht nur so dem nächsten Besten an, ohne zu wissen, was er damit machen will!““

„„Ich will es aufziehen, ernähren und es soll das meinige werden. Ueberdies habe ich es nöthig!““

„„„Nöthig, nöthig! Ein Kind nöthig!““ sagte ich. „„„Das ist gut, wenn man alt ist; aber Ihr, Ihr habt mir das Aussehen eines Gelbschnabels.““

„Wirklich war er, wie ich beim Scheine der Straßenlaternen erkennen konnte, ganz jung.

„„„Wiewohl ihr Soldat seid, kann man Euch das erzählen!““ sagte er. „„„Meine Frau, welche zu jener Zeit noch nicht Frau war, wollte mich von der Aushebung retten, und erklärte, daß sie von mir guter Hoffnung sey, wodurch ich verpflichtet wurde, sie zu heirathen; aber sie war nicht schwanger und ist es nicht geworden. Der Zeitpunkt naht, wo man unsere List entdecken wird, und die falsche Angabe meiner Frau kann sie und mich einer strengen Strafe aussetzen.““

„„„Das beweist eben nicht besonderen Muth!““ versetzte ich; „„„aber was einmal geschehen ist, ist geschehen; überdies macht man aus guten Ehemännern schlechte Soldaten. Nehmt dieses Kind und gebt mir Eure Adresse, damit ich Euch in seinem Namen danken kann.““

„Ich hatte so meine Gedanken, als ich diese Frage an ihn stellte. Zwei Tage nachher ging ich auf Erkundigung aus, und erfuhr, daß Hieronimus Turniquel ein wackerer und ehrlicher Mann und ganz würdig des Vertrauens sey, das ich ihm bewiesen hatte. Einige Zeit später, als mir von meinen fünfundzwanzig Louisd'ors nichts mehr blieb, als die Schulden, welche sie mir zu machen geholfen hatten, indem sie mir Credit verliehen, dachte ich daran, meine Tochter aufzusuchen; aber ich war genöthigt, Paris unmittelbar zu verlassen, um mich noch umständlicher mit den Angelegenheiten Frankreichs zu beschäftigen; ich war, wie immer, Soldat der Republik.

„Ich marschirte nach Egypten, wo ich nichts gewann, als die Pest, von der ich genas, weil ich ein schöner Mann war und eine Odaliske des Serails mit Liebe für mich sorgte.

„Mehrere Jahre war ich in fremden Ländern ab-

wesend; gegen 1803 kam ich zurück, in der Hoffnung, meine Familie wiederzufinden; aber es schien, daß meine Tochter sich in eine große Dame verwandelt habe, und ich konnte von ihr nicht die mindeste Nachricht erhalten. Dann war ich Soldat in der Konsulargarde. Ich brachte den Rest meiner Zeit in verschiedenen Hauptstädten hin bis zum Feldzuge von 1814. Jetzt war ich Soldat in der kaiserlichen Garde. Als der Kaiser gestürzt wurde und sein Fall mir jede Hoffnung auf Beförderung raubte, verließ ich dennoch den Militärstand nicht, immer noch ein schöner Mann, immer noch gut gehalten, bis im Jahre 1830 ein Flintenschuß, der einen alten Bursch tödtete, welcher nicht mehr weiter konnte, mir so nahe an den Augen vorüberstreifte, daß er mich blind machte; damals war ich Soldat der königlichen Garde."

Der alte Soldat hielt inne und eine Stellung annehmend, in der mehr Stolz lag, als in der Erzählung, die er eben gemacht, gestatten zu wollen schien, fügte er bei:

„Alles das, was ich Ihnen da gesagt habe, das ist, glauben Sie mir, nicht geschehen, um Ihnen meine Geschichte zu erzählen, es ist nur deßwegen, um Ihnen zu sagen, daß man mir nach sechzig wirklichen Dienstjahren einen Platz im Invalidenhause unter dem Vorwande verweigerte, meine Verwundung sey keine Verwundung und ich habe sie überdies erhalten, indem ich auf das Volk geschossen; Alles das ist deßwegen, daß man mir eine erbärmliche Pension von hundert fünfundzwanzig Franken ausgesetzt und mir gesagt hat, damit alle Tage den Topf an das Feuer zu setzen. Alles das ist, um Ihnen zu sagen, wie ein alter Soldat, wie ich die Ehre habe, zu seyn, gezwungen worden ist, einen Bettler zu machen."

„Da haben Sie meine ganze Geschichte. Nun soll die Kleine Ihnen die ihrige erzählen, von der ich nicht das Geringste begreife, vielleicht weil ich nicht mehr hinein sehen kann, aber welcher Sie glauben dürfen,

weil ich, seit dem Tage, an dem sie mich, vor Hunger halb todt, auf der Straße gefunden und ihr Brod mit mir getheilt hat, erkannte, daß sie ein ehrliches Mädchen sey; sie hat mir immer genau überbracht, was man ihr schenkte, und ich habe genau mit ihr getheilt; nicht wahr, meine Tochter? . . . . weil, sehen Sie, unter uns gesagt, auf Ehre, sie es ist, welche bittet, und ich, dem man gibt. Das Alter stößt immer Theilnahme ein und, ich sollte es eigentlich nicht sagen, ich möchte mich sehen; denn ich muß einen schönen Blinden machen."

XIX.

Glücklicher Entschluß.

Wenn wir während unserer Erzählung nicht alle Bewegungen des Staunens, welches der Baron und die Gräfin an den Tag legten, erläuterten, wenn wir nicht gesagt haben, welch' wichtigen Eindruck dieselbe auf sie bis zu dem Punkte hervorbrachte, ihnen die groteske Form derselben vergessen, und sie nur den Grund derselben verfolgen zu lassen, so geschah dies, weil wir voraussetzen durften, daß man sich dieser Bewegungen und diesen Eindruck leicht einbilden mußte, und weil wir überdies die Folgen davon unmittelbar sehen werden.

Kaum hatte der alte Soldat zu sprechen aufgehört, als Léonie, welche vorher am neugierigsten geschienen, die Abenteuer der jungen Bettlerin zu hören, ihr in dem Augenblick, wo sie zu sprechen begann, in's Wort fiel und sanft zu ihr sagte:

„Ich hielt mich für stärker, als ich bin: diese Reise hat mich so sehr angegriffen, daß sich meine Augen wider meinen Willen schließen: darum verschieben wir die Erzählung Deiner Unglücksfälle auf morgen; ich werde dann fähiger seyn, sie zu hören."

Luizzi begriff die Absicht der Gräfin und ließ den Bettler und das junge Mädchen in das Gemach zurückführen, das man für sie bereitet hatte.

Léoniens Züge zeigten von Ideen, welche zwischen Besorgnissen und gleich weitaussehenden Hoffnungen schwankten, während die Züge Luizzi's von unbesiegbarem Entsetzen eingenommen waren. Plötzlich schien Léonie ihrerseits unter den zwei verschiedenen Bewegungen ihrer Seele gewählt zu haben, und sie sagte zu Luizzi mit exaltirtem Vertrauen:

„Es ist die Stimme Gottes, welche aus dem Allen spricht, es ist seine vorsehende Erbarmung, welche alle diese außergewöhnlichen Begegnisse auf unseren Weg geworfen hat, wie um uns Gelegenheit zu einer guten Handlung zu geben, welche eines Tages vor seinem Richterstuhle, den Fehltritt, den wir begehen, aufwiegen kann."

Luizzi antwortete nicht mit Worten, aber sein Herz murmelte zu sich selbst:

„Es ist vielmehr die Stimme des Teufels, der mir alle diese Warnungen schickt; es ist die Macht Satans, welcher vor mir alle diese Irrwege öffnet, in welchen ich mich verirren muß."

„Denken Sie nicht wie ich, Armand?" fragte Léonie, erstaunt über das dumpfe Brüten Armand's, der zum erstenmale für eines ihrer Worte taub war und nicht darauf antwortete.

„Glauben Sie vielleicht im Gegentheil," fuhr Léonie fort, „daß das Alles eine Drohung des Geschickes sey, da es zu außergewöhnlich ist, als daß nicht auf dem Grunde dieser Ereignisse eine verborgene Lehre ruhen sollte."

„Ich weiß es nicht," entgegnete Armand in einem gänzlich muthlosen Tone; „ich weiß es nicht; denn Alles was von mir kommt, flößt nur Furcht ein; mein Leben ist ein Geheimniß, das mich entsetzt, und ich gestehe es, in diesem Augenblick habe ich keinen Glau-

ben, als an den Schutz, welchen Gott Ihnen gewähren muß, Ihnen, die so heilig und rein vor ihm ist, und die er ohne Zweifel an meine Seite gestellt hat, um mich zu hindern, mich gänzlich auf dem Pfade zu verlieren, auf dem ich untergehen muß."

„Armand, Armand!" rief Frau von Cerny, „warum diese Schwäche, warum dieses Entsetzen? In allen diesen seltsamen Begegnissen liegt nichts, was uns über unser Geschick beunruhigen könnte."

„Das kommt daher, weil sie für mich einen verborgenen Sinn haben können, den sie für Sie, Léonie nicht haben."

Der Ausdruck des Barons trug, als er dieß sprach, das Gepräge jener düsteren Ergebung in ein unüberwindliches Geschick, welche einen Menschen ergreift, für welche er alle Anstrengungen die er versuchte, eitel waren, und bei dem alle Bestrebungen, Gutes zu thun, dahin ausliefen, Uebels zu thun.

Die Gräfin wunderte sich ernstlich darüber, und da sie sich dadurch nun ihrerseits entmuthigt fühlte, sagte sie:

„Sie haben vielleicht recht und Gott stellt unmittelbar die Züchtigung neben den Fehltritt."

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte der Baron.

„Daß Sie kaum auf der Schwelle der verlorenen Existenz, zu der wir uns beide verurtheilt haben, nun schon vielleicht Kummer darüber empfinden."

„Lèonie!" rief der Baron; „Lèonie, haben Sie das bedacht, was Sie mir eben sagten? Bin ich elend genug, daß Sie das denken konnten?"

Er näherte sich ihr und fuhr fort:

„Ach! wenn es so ist, dann haben Sie recht, dann steht die Züchtigung unmittelbar neben dem Fehltritte; denn schon habe ich Ihre Verachtung über meine Schwäche verdient."

„Nein, nein, Armand," sagte Léonie, sich nun ihrerseits ihm nähernd und mit ihrer Hand die langen Haare zurückstreichend, welche seine bekümmerte Stirn umschatteten, als wollte sie mit ihnen den Gedanken verscheuchen, der sie umdüsterte; „nein, mein Armand, ich habe das nicht von Dir gedacht; ich habe Furcht gehabt, das ist alles, aber nicht wegen Dir, ich schwöre es, nicht wegen Dir, an den ich glaube, wegen Dir, dessen Geschick, ich weiß es, von sonderbaren Unglücksfällen bezeichnet ist, und der, ich glaube es, geliebt werden muß, um glücklich zu seyn; und ich, ich liebe Dich so sehr, so sehr, daß ich das Verhängniß abwenden werde, welches Dir so viele Leiden verursacht."

„Ach, ja," antwortete Armand, sie an sein Herz schließend, „ja, Du bist der Engel meines Lebens, Du bist die Hand, welche Gott mir reicht, um mich während meines Sturmes zu retten, Du bist das Licht, das er mir zeigt, um mich in meiner Nacht zu leiten; sprich, das was Du mich thun heißen wirst, werde ich thun; das was Du thun wirst, werde ich wollen!"

„Nun, so glaube mir, Armand," versetzte Léonie, „nehmen wir alle die Begebenheiten, welche mich in Staunen, Dich in Furcht setzten, als ein Zeichen von dem Schutze Gottes an. Vollenden wir durch unsere Anstrengungen das begonnene Werk, das er in unsere Hände gelegt zu haben scheint; geben wir einer Mutter ihre Tochter zurück. Gott, welcher die Wohlthaten unter die Zahl der Tugenden gesetzt hat, wird das als das heiligste und größte, welche man auf dieser Erde verrichten kann, annehmen."

„Du hast recht," sagte Luizzi, „das wird eine Wohlthat für Dich und eine Führung für mich seyn, und nun kann ich Dir sagen, daß ich schon daran gedacht hatte."

Dann theilte er ihr den Brief mit, welchen er an Gustav von Bridely geschrieben und die Art, wie er ihn Madame Peyrol empfohlen hatte.

Léonie hörte dem Baron mit einem süßen Lächeln zu und als er geendet hatte, sagte sie, ihn auf die Stirne küssend und als beziehe sie alle die Anklagen, welche dieser Mann in sich und gegen sich selbst vorbringe, zu ihm.

„Armand, Du siehst wohl, daß Du edel und gut bist, wenn Du willst; und daß nur falsche Lichter Dich irre leiten.“

Dann fuhr sie fort:

„Man sollte wissen, ob Herr von Bridely Deine Mission erfüllt hat; Du hast den Brief gestern Abend in Fontainebleau aufgegeben und er muß ihn heute Morgen empfangen haben; zu der Stunde, in der wir sind, denn es ist Nacht, muß dieser Mensch, wenn er würdig ist, Dich zu begreifen, seit heute Morgen aus Paris abgereist seyn. Er muß an Madame Peyrol schreiben, um Dich darüber zu beruhigen; und wenn er nicht bei ihr ist, wollen wir selbst hinreisen, um ihr ein Geheimniß anzuvertrauen, das nur unklug einem Brief anvertraut werden kann, oder wir wollen ihr vielmehr ein Rendezvous in diesem Hause geben, in welchem wir Deine Schwester erwarten, und wo wir dann drei seyn werden, welche Dir ihr Glück verdanken.“

„Ich werde Dir gehorchen,“ sagte Luizzi in nachdenkendem Tone; „ich werde schreiben während Deines Schlummers; denn auch ich muß einen langen Brief an meinen Notar schreiben, um ihm alle meine Absichten zu erläutern, und zwar auf eine Weise, daß mir ein Aufenthalt von einundzwanzig Stunden in Toulouse genügt, um alle die Angelegenheiten, welche mich dorthin rufen, in's Reine zu bringen.“

Die Gräfin zog sich in das Zimmer der kleinen Wohnung zurück; welche sie inne hatten, und Luizzi blieb allein.

XX.

Der Sklave.

Ohne Zweifel hatte Luizzi recht, wenn er Léonie den Engel seines Lebens nannte; denn es schien, daß sie, ihn verlassend, ihm alles raubte, was sie ihm an Hoffnung, Glaube und Liebe gab; an Hoffnung für seine Zukunft, an Glauben an die Barmherzigkeit Gottes, an Liebe für diejenigen, welche neben ihm litten.

Sobald er allein war, ergriffen seine Zweifel, seine Besorgnisse ihn wieder; er fing an, sein Leben zu überrechnen, in Beziehung auf seine guten und schlimmen Wechselfälle, über welche er sich die Macht zutraute, sie zu verändern und zu beherrschen.

Er sagte sich, daß die nöthige Zeit, um die Antwort der Madame Peyrol zu erhalten oder sie selbst zu erwarten, ihn, sowie die Gräfin, aussetzen konnte, in einer Stadt entdeckt zu werden, welche der Mittelpunkt der Hälfte aller Hauptstraßen ist, welche in Paris auslaufen. Er sagte sich, daß er nach Allem nicht seine Sicherheit und nicht die der Gräfin einer Frau aufopfern könne, deren Geschick er nicht geschaffen habe, und welche einen Tag früher oder später, ihre Mutter wiederfinden würde, ohne daß es nöthig sey, sich um ihretwillen bloß zu stellen.

Die Sendung Gustavs reichte für den Augenblick hin, Madame Peyrol einem Elende zu entreißen, welches für eine Frau, die unter den rohen Gewohnheiten des Volkes aufgewachsen war, eben nicht ein so großes Leiden seyn mußte.

Der einzige Umstand, welcher Luizzi bei der günstigen Lobrede, die er auf sich selbst machte, beunruhigte, war der, zu wissen, ob jene Sendung vollzogen worden sey, und er besaß ein zu leichtes Mittel, dieß zu erfahren, um nicht seine Zuflucht zu demselben zu nehmen.

Ueberdieß hat Luizzi jetzt die Leichtigkeit bemerkt, mit der er sich durch die Gegenwart dessen beherrschen ließ, welchen er seinen Sklaven nannte, und er entschloß sich, ihm gegenüber, jene Gewalt wieder zu erlangen, durch welche er manchmal gegen diesen Geist des Bösen hatte streiten können.

Er rief deßhalb Satan herbei, und dieser erschien unter einer noch ungewöhnlicheren Form, als alle die waren, welche er bisher gewählt hatte. Er hatte die Form, die groteske Form Akabila's angenommen, wenn er in seinem Anzuge als Jockey war. Sein Aeußeres trug das Gepräge des geschmeidigen und furchtsamen Gehorsams des malayischen Sclaven, jenes Gehorsams, welcher dennoch fortwährend bereit scheint, sich zu erheben und sich zu rächen.

Luizzi war weit entfernt, zu glauben, Satan habe ihm alle die schlimmen Gedanken eingeflößt, die er eben gehabt hatte, aber er dachte, der Teufel habe seinen Entschluß errathen, und mache ihn durch diese Form eines Sklaven aufmerksam darauf, daß er sich demselben im Voraus unterworfen habe. Luizzi maß ihn mit einem zuversichtlichen Blicke, vor dem Satan die Augen senkte, und sagte mit gebieterischer Stimme zu ihm:

„Ist Gustav nach Taillis abgereist?"

„Er ist abgereist, Meister," entgegnete Satan.

„Wird er seine Sendung erfüllen?"

„Das liegt in der Zukunf; ich kann es Dir nicht sagen."

„Das ist billig; aber mit welchen Absichten ist er abgereist?"

„Nimm hier etwas," sagte Satan, ein Pergament auf den Tisch vor Luizzi werfend, „was Dir besser, als eine lange Erzählung, welche zu hören Du vielleicht nicht Zeit hast, hierüber Aufklärung geben wird."

Luizzi öffnete das Pergament. Es war ein genealogischer Stammbaum, den wir hier beisetzen:

Herr von Cauny, gestorben 1745.

Herr von Cauny gestorben 1792.

Herr von Cauny, vermählt mit Fräulein von Assimbret, gestorben 1796.

Fräulein von Cauny, vermählte Peyrol.

Fräulein von Cauny, vermählt an den Marquis von Montserrat, gestorben 1832.

Fräulein von Montserrat, vermählt an den Marquis von Bridely.

Der Marquis Juste von Bridely, kinderlos gestorben 1793.

Der Graf von Bridely, kinderlos gestorben 1794.

Der Vikomte von Bridely, durch den Tod seiner Brüder Marquis von Bridely geworden gestorben 1831.

Der Marquis Gustav von Bridely, durch Ehe legitimirt.

„Was will das sagen?“ rief Luizzi.

„Ueberlege wohl und lies genau,“ versetzte der Teufel; „Du bist von zu guter Familie, um nicht einen Stammbaum zu verstehen. Du hast eine zu gute Erziehung empfangen, um nicht das Gesetz zu kennen, welches die Erbschaften regelt. Du mußt also wissen, daß Herr Gustav von Bridely und Madame Peyrol von derselben Linie abstammen, und daß Herr Gustav von Bridely durch Repräsentation seines Vaters und seiner Großmutter, die Erbschaft seiner Urgroßmutter empfangen hat, die außerdem der letzten Erbin der Caunys gehört hätte, wenn die Familie der Bridelys erloschen wäre.“

„Und Gustav, dieser unterschobene Erbe, legitimirt durch ein Verbrechen, kennt diesen Umstand?“

„Er kennt ihn so genau,“ entgegnete der Teufel, „daß das der Gegenstand des Prozesses war, den er zu Rennes gewann, Dank sei es der Sorgfalt Deines Notars Barnet.“

„Unglückliche Eugenie! In welche Hände habe ich Dich geliefert!“ rief Luizzi, auf Satan einen Blick voll Entsetzen und Flehen werfend.

Aber er begegnete nicht mehr dem zitternden und grotesken Sclaven, welchen er so eben noch vor Augen gehabt hatte: es war der Malaie, der die lächerliche und schändliche Livrée, mit der er bedeckt gewesen, abgeworfen hatte, und nun ganz nackt, mit seinem häßlichen Lächeln und dem fahlen, kannibalischen Blicke vor ihm stand und das Opfer betrachtete, welches er verschlingen will.

Bei diesem Anblicke empfand Luizzi einen Augenblick unaussprechliches Entsetzen, sein Kopf wurde irre, er fühlte seine Kniee sich vor diesem Könige des Uebels beugen, stieß einen schrecklichen Schrei aus, und war eben im Begriff, ihn um Gnade zu bitten, als die Thüre sich öffnete.

XXI.

Fortsetzung des vorhergehenden Kapitels.

Die Thüre hatte sich geöffnet und Frau von Cauny war eingetreten.

Wie er es schon einmal gethan hatte und dennoch gegen die Gewohnheit in seinem Umgange mit Luizzi war Satan in einem Winkel des Zimmers geblieben. Armand bereit, das Knie vor seinem Sclaven zu beugen, hatte sich erhoben und war auf Léonie zugesprungen, wie ein erschrecktes Kind auf seine Mutter. Wenn der Schrecken, den er eben empfunden hatte, ihn nicht, so zu sagen, erstickt hätte, würde er ohne Zweifel mit einem Geschrei des Entsetzens von Léonie Hülfe gefordert haben, aber er konnte keinen Laut hervorbringen, und seine Blicke blieben starr auf jenen Winkel des Salons geheftet, in welchem der Teufel sich noch immer in seiner wilden Stellung hielt.

„Armand, Armand," rief Léonie, „ich hörte Sie sprechen und heftig bewegen; Sie scheinen nicht allein und dennoch ist Niemand hier, Niemand," fügte sie, ringsumher einen unruhigen Blick werfend, hinzu.

Luizzi hatte sich von seiner heftigen Aufregung ein wenig erholt und antwortete:

„Nein, nein, in der That, es ist Niemand hier, als die Reue, welche mich verzehrt, und der höllische Geist, dem ich angehöre."

Bei dieser mit dem Ausdrucke der tiefsten Verzweiflung und mit unterbrochener Stimme gegebenen Antwort, sah Léonie den Baron traurig an, dann legte sie ihre Hand auf Armand's Stirn, ihre weiße und frische Hand auf diese bleiche und brennende Stirn und antwortete sanft:

„Armand, wenn es für Sie so schrecklich ist, die

Vergangenheit zu betrachten, so haben Sie die Kraft, ihren Blick von ihr abzuwenden und ihn auf die Zukunft zu richten."

Der Teufel fing an zu lachen, und Armand schauderte.

„Leider," fuhr Léonie bei dieser Bewegung des Barons fort, „leider fürchte ich, daß diese Sie nicht minder erschreckt als die Vergangenheit, und sie vielleicht ist es, bei deren Ahnung Sie diese unselige Hoffnungslosigkeit empfinden."

Eben wollte Luizzi Léonie beruhigen, als er plötzlich einen Mann von außen heftig rufen hörte:

„Sie sind da; ich habe die Stimme der Gräfin erkannt."

Augenblicklich öffnete sich die Thüre, welche in das Innere des Gasthauses führte, und Herr von Cauny erschien, begleitet von einem Polizei-Commissär und zwei Gensdarmen.

„Da ist die Schuldige und hier ihr Mitschuldiger!" sagte der Graf, zuerst seine Frau, dann Armand bezeichnend.

Die Gensdarmen schritten auf Frau von Cauny los, welche zu ihnen mit noch mehr Würde als Schrecken sagte:

„Berührt mich nicht ...... ich werde Euch folgen!"

„Bemächtigt Euch doch dieses Herrn!" sagte der Polizei-Commissär, auf Armand deutend.

Armand, verwirrt durch diese schnelle Reihe von Aufregungen und Ereignissen, warf einen Blick des Wahnsinns rings umher, wie um eine Waffe zu suchen, mit der er sich und Léonie vertheidigen könne; aber er begegnete nur dem fahlen Blicke des Satans, welcher langsam seinen Finger gegen die offene Thüre von Léonie's Zimmer richtete.

Es war keineswegs Feigheit von Seiten des Barons, es war nicht Berechnung, was ihn gegen diesen

Ausgang hintrieb; er hatte keineswegs den gemeinen Entschluß, Léonie zu verlassen; er berechnete nicht, daß er ihr kühner zu Hülfe kommen könne, wenn er frei sei, als wenn er sich einkerkern ließe; es war eine unüberlegte und unfreiwillige Bewegung, es war einer jener Rettungssprünge, welche den Menschen so unwillkürlich in der Gefahr fortreißen, es war ein Akt seines Körpers, was ihn aus dem Salon fortstürzen ließ.

Einmal in Léonie's Zimmer zeigte sich ihm eine andere, offene Thüre, er durchschritt sie, gelangte auf eine kleine Treppe, stieg rasch hinab, befand sich im Hofe, gewann, über diesen schreitend, die Straße und lief, wie durch eine überlegene Gewalt fortgetrieben, vorwärts, bis er die ganze Stadt hinter sich hatte und sich auf der Landstraße sah.

Die Nacht war finster, die Straßen waren verlassen.

Diesem Umstand dankte er es, daß er entwischen konnte, denn wiewohl er mit zwanzig Schritten vom Gasthause schon außer dem Bereiche der Gensdarmen war, so würde doch irgend ein Einwohner, der diesem flüchtenden Menschen, mit unbedecktem Haupte und verwirrtem Aussehen begegnet wäre, ihn ohne Zweifel für einen Narren oder einen Dieb gehalten haben.

Als er jedoch von Ermüdung gezwungen wurde, anzuhalten, setzte er sich an den Rand der Straße und auf einen jener Steinhaufen, welche den Reisenden unaufhörlich sagen, daß die Administration stets den Gedanken hat, die Hauptstraßen repariren zu lassen, während die Fahrgeleise ihn in jedem Augenblicke aufmerksam machen, daß sie dieselben nie repariren läßt.

Luizzi, auf diesem seltsamen Sitze niedergelassen, blieb einige Zeit darauf, ehe er die verdoppelten Schläge seines Herzens beruhigen konnte, welches vom langen Laufe aufgeregt war. Noch immer dachte er an nichts; er war zu keuchend, um Gedanken zu haben. Seine Lungenflügel waren gepreßter als sein Geist. Nur als

die Luft freier in seine Brust eindrang, kamen in ihrem Gefolge einige Betrachtungen in Luizzis Kopf. Als einmal der Pfad offen war, drängten sie sich in Masse darauf. Sich mitten in der Nacht allein auf der Landstraße sehend, dachte er an Léonie, die er eben ohne Vertheidigung in den Händen ihres Gatten gelassen hatte, seiner Rache ausgesetzt, und er empfand zugleich Scham und Entsetzen über sich selbst.

In einer ersten Aufregung von edlem Entschlusse erhob er sich, um nach Orleans zurückzukehren; aber bei dem ersten Schritte den er that, hörte er eine Stimme, welche in der Dunkelheit zu ihm sagte:

„Dummkopf!“

Er wandte sich um und bemerkte Satan, der die Gestalt des Akabila verlassen hatte, um eine weniger ungewöhnliche anzunehmen. Er war im Reisekleide, wenn man je das, was man ein Reisekleid nennt, in dem armseligen Gewande finden kann, das wir in allen Umgebungen tragen. Indessen war sein Frack bis an's Kinn zugeknüpft, er trug lange Pelzstiefel, welche fast bis in die Höhe der Schenkel reichten; ein großer Mantel nach Art der Fuhrleute hing über seine Schultern, und eine Mütze, deren Ränder über die Ohren herabgeschlagen waren, vertrat die Stelle jener unförmlichen Rolle von schwarzem Filz, welche man Hut nennt.

Luizzi war zu unzufrieden mit sich selbst, um nicht nöthig zu haben, die Schuld seines unwürdigen Benehmens Jemand beizumessen; deshalb rief er, sobald er Satan an dem Glanze seiner Augen erkannt hatte, welche rings umher einen grünlich bleichen Schein ergoßen:

„Wer hat Dich gerufen, Satan?“

„Du!“

„Du lügst!“

Der Teufel wandte Luizzi den Rücken und versetzte kalt:

„Sie sind ein Narr, Herr Baron.“

„Ja .... ja," sagte Luizzi; „es ist wahr, daß ich selbst Dich gerufen habe; aber nicht hieher, und ich habe Dich nicht geheißen, mir zu folgen."

„Haben Sie mir befohlen, Sie zu verlassen?"

Bei dieser Antwort fühlte sich Luizzi von einem jener unmäßigen Wuthanfälle ergriffen, in denen es Bedürfniß ist, sich durch Gewaltthaten nach außen zu leiten. Gewiß hätte er in diesem Augenblicke viel darum gegeben, wäre das unempfindliche Wesen, das vor ihm stand, ein Mensch gewesen, mit dem er hätte streiten können, um ihn zu zerreißen oder von ihm zerrissen zu werden; aber er kannte seine Ohnmacht, seinem schrecklichen Sclaven gegenüber, und das Gefühl dieser Ohnmacht verdoppelte seine Wuth, welche, nicht wissend, woran sie sich halten solle, sich gegen ihn selbst wandte; sich an die Brust schlagend, rief er:

„Ach, ich bin ein Elender!"

„Dummkopf!" versetzte der Teufel, ihn, ohne eine Miene zu verziehen, ansehend.

„Ich bin ein Feiger!"

„Dummkopf!"

„Ach, ich bin ein Narr! Wahrlich, ein Narr!"

„Ein Dummkopf, wahrlich ein Dummkopf!" sagte der Teufel.

„Satan, Satan!" versetzte Luizzi, „nimm Dich in Acht, ich habe Dir schon damit gedroht, ich werde Dich so streng an meine Seite ketten, daß Du die Zeit beklagen sollst, welche Du auf meine Person allein verwenden mußt, während tausend Opfer Dir entrinnen werden."

„Sei es!" sagte der Teufel. „Wohin gehen wir?"

„Nach Orleans!"

„Vorwärts!"

Und sie machten sich auf den Weg.

„Zu wem gehen wir?" fragte Satan, indem er mit dem Nagel seines Daumens an seinen ersten Schneidezahn schlug und dadurch einen blitzenden Funken her-

vorsprühen ließ, mit welchem er eine große Pfeife von sehr sonderbarer Form anbrannte; der Kopf hatte einen ungeheuren Umfang, und war mit einem jener langen und biegsamen Rohre versehen, welche man um sich windet. Luizzi konnte sich nicht enthalten, sie zu betrachten, und der Teufel, welcher es bemerkt hatte, sagte zu ihm:

„Du bewunderst meine Pfeife; sie ist es wohl werth. Seit die gothische Architektur aus der Mode gekommen ist, habe ich die kleinen Details der Figur, welche sie mir angedichtet hatte, benützen wollen; nun machte ich mir aus meinem Schwanze und meinen Hörnern eine Pfeife.“

Es gibt tolle Einfälle, denen nichts wiedersteht; sie ergreifen die Seele durch das, was man einen moralischen Kitzel nennen könnte, so plötzlich und unvorhergesehen, daß sie ihr ein convulsivisches Lächeln entreißen gleich jenem, welches man von dem Körper durch dasselbe Mittel mitten unter den heftigsten Leiden erlangt. Luizzi konnte sich nicht enthalten zu lachen, und der Teufel fuhr, fortwährend gemüthlich aus seinem Schwanze rauchend, fort:

„Wohin gehen wir geradezu? Nach Orleans?“

„Léonie aufzusuchen?“

„Dann werden wir viel besser thun, sogleich diesen Kreuzweg einzuschlagen, der uns gerade zu dem Hause führen wird, in welchem die Narren und die liederlichen Weiber eingesperrt sind.“

„Léonie in einem Gefängnisse mit Frauen von schlechtem Lebenswandel!“ rief der Baron.

„In dem Augenblicke, in dem ihr Gemahl sie verhaften ließ, geschah dieß wahrscheinlich, um sie einsperren zu lassen; in dem Augenblicke, in dem man sie ins Gefängniß brachte, konnte man sie nicht leicht mit Dieben und Meuchelmördern zusammensperren.“

„Ach, Léonie! Léonie! Was ist zu thun?“ rief der

Baron, der vor Verzweiflung gebeugt stehen blieb und nicht wußte, welchen Entschluß er fassen sollte.

Der Teufel seinerseits hatte sich auf einen Steinhaufen gesetzt, kreuzte seine Beine, und begann, auf einer Seite seines Mundes rauchend, auf der anderen zu pfeifen:

„Ein Schooskind aller Schönen
War ich in jedem Land,
Stand gut mit allen Frauen,
Mit jedem Ehmann schlecht.“

„Satan, Satan, schweige!“ rief Luizzi, wüthend über diesen Mangel von Schicklichkeitsgefühl des Teufels, der ihn über sein gutes Glück zu verspotten schien.

„Das ist eine etwas alte, komische Oper,“ versetzte dieser, „aber wenn Dich das langweilt, so höre etwas aus einer ganz neuen:

„Ja, das Gold ist nur Chimäre,
Brauchen wir es gut für uns.“

Luizzi war zu sehr an den Teufel gewohnt, als daß es auffallend wäre, daß er die besondere Beziehung seiner Worte begriff, so auffallend sie auch in den gegenwärtigen Verhältnissen sein mochten. Kaum hatte daher der Teufel die eben citirten Strophen hören lassen, als der Baron rasch alle Taschen untersuchte. Er hatte nicht einmal ein Hundertsoustück mehr bei sich. Dieser verdrießliche Zufall mitten in seinem grausamen Mißgeschick, erregte nur seinen Zorn, der sich noch einmal bis zur Wuth steigerte, als er Satan, welcher sehr stark in der komischen Oper schien, mit unveränderlich kaltem Blute die Worte anfangen hörte:

„Verloren ist Alles, ich fürchte nichts mehr;
Ist für mich das Leben ein Gut?“

Luizzi fühlte sich von einer fürchterlichen Raserei ergriffen; hätte er in diesem Augenblicke eine Pistole gehabt, so würde er sicherlich sich das Gehirn zersprengt haben; aber er war ohne Waffen; nun fing er an, mit starrem Blicke jenen Haufen eckiger Steine zu betrachten,

wie um einen davon zu wählen, an dem er sich den Kopf zerschmettern könne, als er sich plötzlich von einer Hand ergriffen fühlte, welche ihn sanft zog, und fast in demselben Augenblicke sagte eine kindliche Stimme zu ihm:

„Endlich sind Sie es?"

Er wandte sich um und erkannte trotz der Dunkelheit der Nacht die kleine Bettlerin.

„Du bist es mein Kind?" rief Armand lebhaft; „wer sendet Dich?"

„Die Dame."

„Und wie hast Du sie gesehen?"

„Ich war am Fuße der Treppe, als sie hinabstieg; denn das, was sich begeben hatte, hatte das ganze Haus aufgeweckt und auf die Beine gebracht; die Dame war von einem Herrn mit der Schärpe begleitet. Als sie mich sah, sagte sie zu dem Herrn welcher sie begleitete: „Da ist ein Kind, eine arme Bettlerin, welche ich mit hieher gebracht habe, um ihr als Beschützerin zu dienen; erlauben Sie mir, ihr ein letztes Geschenk zu machen, welches sie wenigstens eine Zeitlang vor dem Elend schützt." Während der Herr mit der Schärpe ihr ein Zeichen der Zustimmung machte, kamen die Gensdarmen mit der Anzeige zurück, daß sie nicht wüßten, wohin Sie entkommen seien. „Ich weiß es wohl!" sagte ich ganz leise zu der guten Dame, „Gott sei gelobt," antwortete sie mir. „Nun, so suche ihn zu finden, ihn sogleich aufzufinden; übergib ihm das, sage ihm, daß ich verhaftet sei und daß er nicht nach Orleans zurückkehren, sondern nach Toulouse gehen möge, wie wir darin übereingekommen waren. Dorthin werde ich ein Mittel finden, ihm Nachrichten von mir zu geben."

Bei diesen Worten übergab das Kind Luizzi eine Börse, in der sich das wenige Geld befand, das noch von dem übrig war, welches Heinrich ihm gebracht hatte.

„Aber sie?" fragte der Baron die kleine Bettlerin.

„Sie?" antwortete diese; „sie fügte noch bei: „„sag

ihm, daß ich morgen an meinen Vater geschrieben und nichts zu fürchten haben werde; sage ihm, daß Du und der alte Soldat hier seine Schwester, Madame Donezou, erwarten und sie heimlich nach Toulouse abreisen lassen werdet.““ „In diesem Augenblick näherte der Herr mit der Schärpe sich ihr, um ihr zu sagen, sie möge sich beeilen, und sie verließ mich. Dann ging ich fort und verfolgte die Straße immer ganz gerade, weil ich dachte, daß in dem Zustande, in welchem ich Sie sah, als Sie an mir vorüberkamen, Sie wenig daran denken würden, einen Umweg zu nehmen.“

„Und so bist Du nun zu mir gelangt?“ sagte Luizzi.

„Und wenn ich den letzten Blick, den mir die Dame zuwarf, recht begriffen habe, so erwartet sie, daß ich ihr Antwort bringe. Was soll ich ihr sagen?“

„Daß ich ihre Rathschläge befolgen, und bald zurück und im Stande sein werde, sie zu retten. Hörst Du wohl?“

„Ich habe wohl verstanden, und werde ihr alles das wiederholen, was Sie mir eben gesagt haben.“

„Sage ihr auch, daß nur ein augenblicklicher Anfall von Wahnsinn mich habe fortreißen können ....“

Der Teufel fing an zu lachen, und Luizzi bemerkend, wie klein er sich mache, indem er Betheurungen und Erklärungen solcher Art an eine Frau sende, die eben noch für ihn einen so einfachen und edlen Muth gezeigt hatte, hielt inne und fuhr dann fort:

„Sage ihr, daß ich sie retten werde und sollte ich dabei untergehen.“

„Ich werde es ihr sagen,“ antwortete die Bettlerin.

„Aber ich denke darüber nach,“ sagte Luizzi, „wie Du in das Gefängniß dringen willst?“

„Ach das wird bald geschehen sein,“ sagte die Bettlerin, sich entfernend.

„Kennst Du Jemand darin?“

„Nein, aber ich werde hineinkommen; dessen bin ich sicher.“

„Das ist unmöglich; Du kennst nicht die strenge Ueberwachung solcher Häuser.“

„Ach!“ sagte die Bettlerin, welche schon einige Schritte von Luizzi entfernt war, „ich habe an alles das gedacht, als ich Ihnen nachlief ...... und ich habe ein Mittel gefunden.“

„Welches?“

„Ich werde stehlen.“

Und sie verschwand; und der Teufel, eine ungeheure Tabakswolke ausblasend, fuhr, während Luizzi erstaunt über diese naive Antwort stehen blieb, fort:

„Dann werden sich zwölf Menschen versammeln: zuerst ein Speckhändler, bei dem alle seine Ideen von Moral sich darauf beschränken, zu wissen, daß die Vorübergehenden nicht, ohne sie zu bezahlen, die Würste abnehmen dürfen, welche über seiner Thüre hängen; mit ihm ein Roßkamm, der durch Erfahrung erkannt hat, daß es die Peitsche und Züchtigungen sind, mit welchen man fehlerhafte Thiere zwingt: dann füge einen Phrenologen bei, welcher in der Handlung dieses Kindes einen Schluß zu Gunsten der Vorherbestimmung für den Diebstahl finden wird; ihnen zur Seite stelle einen Zuckerwerkhändler, der entzückt sein wird, wenn er heimkehrt, seiner kleinen Tochter, die vier Jahre zählt und ihm das Zuckerwerk stiehlt, zu sagen:“ „„wenn Du nicht artig bist, werde ich Dich zum Gefängniß verurtheilen, wie die kleine Bettlerin.““ „Gib noch einen Advokaten bei, welcher nothwendig zu prüfen hat, ob er gerade die Anwendung des Gesetzes, welche der Gerichtshof macht, errathen wird, füge dem Allem noch ein oder zwei Dummköpfe bei, welche denken, daß sie auf ihr Gewissen mit „Ja“ oder „Nein“ über die Wirklichkeit des Thatbestandes antworten müssen, ohne sich damit zu beschäftigen, was aus ihrer Antwort hervorgeht; vervollstän-

dige Deine Zahl durch vier oder fünf Eigenthümer oder Negocianten, welche Eile haben, ihre Geschäfte bei den Assisen zu Ende zu bringen, um zu den ihrigen zurückzukehren; sage diesen Leuten, daß sie Geschworene sich nennen und mit dem Wohle der Gesellschaft betraut sind, bilde Dir ein, Du habest ihnen mit einem Worte die gesunden Ideen von Recht und Unrecht beigebracht, was gilt es: man wird dieses Kind zum Kerker verdammen, d. h. zum Laster für die edelste Handlung, welche die Dankbarkeit jemals eingeflößt hat."

„Aber dieses Kind wird einen Advokaten finden, der es vertheidigt."

„Kein Geld, kein Advokat, mein Meister."

„Das Gesetz gibt allen Angeklagten einen solchen."

„Einen Officialanwalt einen unerfahrenen Neuling, und den unerfahrensten von Allen; denn handelte es sich um einen Schuldigen, der drei oder vier Personen vergiftet. um eine Mutter, welche ihre Kinder getödtet, um einen Sohn, welcher seinen Vater ermordet hätte, handelte es sich also um ein sehr abscheuliches Verbrechen, so würde es an der Thüre des Gefängnisses ein Gefolge geben, um von dem Kerkermeister die Vertheidigung in einer so schönen Sache zu erhalten! Aber mit einem Kinde, das ein Brod oder ein Paar Schuhe stehlen wird wer soll sich damit beschäftigen? Bei dem Mangel an Gebühren, welcher Ruhm soll das einbringen? Welchen Zulauf von schönen Damen und von Neugierigen soll das an den Assisenhof ziehen? Niemand wird sich damit beschäftigen, mein Meister, selbst Du nicht, der Du von dem Verbrechen Nutzen ziehen wirst."

„Unbarmherziger Spötter!" sagte der Baron, „Du hältst Dich wohl für sehr stark, weil Du einige zerstreute Laster der menschlichen Organisation angreifst. Das ist ein Handwerk, das zwanzig kleine Sprecher der liberalen Schule besser verstehen, als Du"

„Und es ist ein Handwerk, welches zwanzig schlechte

Redner der entgegengesetzten Schule mit einem Worte getödtet haben."

„Die Principien, deren Vertheidiger Du machst, waren sehr schwach, wenn sie vor einem Worte zusammenfielen."

„Ach! das kommt daher, weil dieses Wort allmächtig ist in Deinem geistreichen Lande, mein Herr Baron."

„Und was ist das für ein Wort?"

„Es ist das Wort: Alt! Rufe dem aufgeklärtesten Menschen seines Jahrhunderts zu:" „„He, es sind nun zwanzig Jahre, daß Sie uns dasselbe gesagt haben; das ist verbraucht, langweilig, Sie sagen immer zehnmal dasselbe,"" „und der, welchen die Geschicktesten nicht zum Schweigen gebracht haben würden, würde von einem Gecken durch dieses große Argument dahin gebracht werden. Das ist die ultima ratio der Narren. Eure Künste, Eure Politik, Eure Philosophie sind ihm unterworfen. Zwanzig oder dreißigjährige Dauer für jede Schule, das ist das Maximum; dann kommt eine neue, und am öftesten eine alte Verjüngung, welche dieselbe beleidigende Verbannung erfahren wird. Was mich betrifft, den ewigen Zuschauer dieser zeitweisen Excellation und Verachtung derselben Ideen glaubst Du nicht, daß ich dadurch wenigstens besonders gequält werden muß."

„Das ist die Anstrengung einer Gesellschaft, welche sich ihrer alten Hüllen entledigen will, und welche einen Ausgang fühlt, um sich, frei und geflügelt, zu einem unendlichen Raume aufzuschwingen."

„Du täuschest Dich! Es ist die letzte Anstrengung eines Kranken, der das Leben wieder finden will; altes stumpfes Volk! Ihr habt nicht einen mehr von jenen ursprünglichen Instinkten, welche zu großen Entdeckungen führen und dem Genie die neuen Welten des Verständnisses öffnen; aber unaufhörlich von dem Wunsche nach Veränderung beseelt, welcher die Unbehaglichkeit beweist, in welche Ihr die Gesellschaft versetzt habt,

baut Ihr Euer zerrüttetes Leben aus den Trümmern alles dessen wieder auf, was Ihr umgestürzt habt; Ihr stellt die Religion wieder aufs Neue mit dem durch das höchste Wesen abgeschafften Christus her, aufs Neue die spiritualistische Philosophie mit Malebranche, getödtet durch Voltaire, die Aristokratie auf's Neue mit dem durch das Jahr 93 vernichteten Adel, die Malerei aufs Neue mit der durch den altrömischen David schmählich vertriebenen Rococo-Manier, endlich borgt Ihr, die Könige der Mode, Eure Architektur, Eure Möbel, Eure Moden von der Architektur, den Möbeln und den Moden schon vor zwanzig Jahren verspotteter Jahrhunderte; wenn Ihr noch eine kräftige Idee zu Tage kommen laßt, so ist es, um die Blume derselben zu nehmen und ihr dann zu sagen: „Du bist alt und verbraucht," wenn sie auch kaum reif ist. Und Ihr haltet Euch für kräftig mitten in dieser übelgeflickten und übel wieder aufgefrischten Altersschwäche; lahmes Volk, du wahrhaft hinfälliger Greis, das entweder junger Kinder und ihrer verunglückten Jungfernschaft, oder veralteter Courtisanen und ihrer mit weißer Schminke und Zinnober überstrichenen Küsse bedarf! Pfui!"

Und bei diesem letzten Ausrufe warf der Teufel rings umher eine so dichte Wolke röthlichen und blitzenden Dampfes, daß Luizzi entsetzt zurückfuhr.

Am folgenden Tage schrieben die Journale des Departements der Loire, daß eine ungeheure Helle am Horizont aufgestiegen sei, welche anfänglich den Brand eines Pachthofes habe befürchten lassen, daß aber die Astronomen des Ortes leicht erkannt hätten, dieser Schein rühre von einem Nordlichte her, dessen Beschreibung sie der Academie der Wissenschaften zufertigten, um sie in die Reihe aller Nordlichter einzutragen, welche man bis zu diesem Augenblicke beobachtet hatte.

Luizzi war glücklicherweise durch die kritische Abhandlung des Teufels von dem Gedanken an die Gefahr

abgezogen worden, der die junge Bettlerin sich auszusetzen im Begriff stand, und suchte eben ein Mittel, das Versprechen zu halten, welches er Léonie durch Vermittlung derselben gegeben hatte, als er von weitem die Huftritte der Pferde einer Dilegence hörte, welche von Orleans kam.

Der Baron ließ das Fuhrwerk näher kommen und fing, sobald es im Bereiche seiner Stimme war, zu rufen an, um sich zu erkundigen, ob es noch einen Platz gäbe. Gegen alle Wahrscheinlichkeit hielt der Wagen, und der Conducteur, welcher abgestiegen war, sagte zu Armand:

„Kommen Sie schnell da oben hinauf in das Cabriolet der Impériale."

Rasch stieg der Baron auf die Diligence und bemerkte, daß der Teufel ihm dahin vorangegangen war.

Ohne Zweifel war Luizzi eben im Begriff, Satan fortzujagen, als eine dritte Person, welche in dem Cabriolet war, ganz laut sagte:

XXII.

Ein artistischer, malerischer und moderner Dichter.

„Wollen Sie vielleicht einen Foulard annehmen, um Ihr Haupt zu bedecken, Herr Baron von Luizzi? denn ich sehe, daß Sie in Orleans Ihren Hut vergessen haben."

Der Baron war hoch erstaunt, sich bei seinem Namen rufen zu hören. Er suchte den zu sehen, welcher diese Worte gesprochen, und bemerkte beim Scheine der Morgendämmerung, welche eben die Dunkelheit zu durchbrechen begann, einen jungen Mann zwischen achtundzwanzig bis dreißig Jahren, blaß und mager, mit einem

Spitzbarte, langen, schlecht gekämmten Haaren, welche anspruchsvoll die edlen, aber fleischlosen Umrisse eines schönen Gesichtes umrahmten. Dieser junge Mann bemerkte, daß er Luizzi's Aufmerksamkeit auf sich gezogen habe, und fuhr in einem möglichst wenig deklamatorischen Tone fort:

„Sie erkennen mich nicht, Herr von Luizzi? Es ist doch noch nicht lange, daß wir uns gesehen haben? Aber diese Zeit, welche in Ihrem Leben nur für einige Jahre gezählt hat, hat das meine fast zum Greisenalter geführt. Der Gedanke ist es, der Gedanke, der mehr noch, als die Leidenschaften und das Unglück, den Menschen mit reißender Schnelligkeit verwüstet. Er ist der Brennspiegel, in dem alle sinnlichen Strahlen des menschlichen Wesens sich vereinigen, um durch Reflection in ihm jenes verzehrende Feuer zu erzeugen, welches man Genie nennt. Ich habe stets in meinen Büchern das Wort: „„Reflexion,““ mit c und einem „t“ — Reflection — geschrieben, damit die Welt begreift, daß das moralische Verfahren des schöpferischen Feuers ganz analog mit dem moralischen Verfahren des zerstörenden Feuers ist.“

„Gut, gut,“ sagte der Teufel mit leiser Stimme, indem er einen Gönnerblick auf den jungen Mann warf und mit dem Kopfe eine Bewegung der Billigung machte.

„Ach!“ sagte Luizzi, „Sie sind Schriftsteller?“

„Ich bin Dichter.“

„Sie machen Verse?“

„Ich bin Dichter.“

„Und Sie kennen mich?“

„Ja, ich kenne Sie,“ deklamirte der junge Mann; „und es scheint, daß ein seltsames Geschick uns unter Umständen gegen einander geworfen hat, in denen allein Sie mich, und ich Sie verstehen konnte.“

„Sehr gut, sehr gut,“ wiederholte der Teufel, wäh-

rend der Baron sich fragte, wer jener Herr sein könne, der ihn kannte.

„Verzeihen Sie mir," sagte Armand zu ihm, „daß ich mich nicht mehr genau an die Umstände und den Ort erinnere, an welchem wir uns begegneten, und haben Sie die Güte, mir zu sagen, wo ich die Ehre gehabt habe, Sie zu sehen."

„Alles, was ich Ihnen sagen kann," versetzte der Unbekannte, seine Worte auf die sonderbarste Art vertheilend, „ist das, daß ich in Gefahr war, als Sie mich sahen, und daß ich Sie in Gefahr wieder fand; damals sagte ich mir: „„Dieser Mann ist Dir zu Hilfe gekommen und Du wirst ihm eines Tages zu Hilfe kommen,"" und dieses Wort, das ich mir selbst gegeben, ich habe es gehalten. Durch Orleans kommend, vernahm ich das dumpfe Gemurmel einer Unterhaltung, welche sagte, es sei eine Frau durch einen Mann entführt worden, die Frau sei verhaftet und der Mann entflohen. Eine Ahnung, eines jener Vorgefühle, welche an Vorhersehungen der Seele glauben lassen, trieb mich zu der Frage, welches der Name dieses Mannes sei, und es war der Ihrige, den man mir nannte. Nun sagte ich zu mir: „„Die Zeit ist gekommen und bald wird sich ohne Zweifel die Gelegenheit bieten; denn die menschlichen Dinge beruhen nicht auf eitlen Schlüssen, sie haben alle ihre unvermeidlichen Folgen,"" und so konnte ich Ihren Namen nicht aussprechen hören, ohne zu glauben, daß ich Ihnen bald begegnen würde; das war die Warnung des Geschickes, welche mich auf irgend ein Ereigniß aufmerksam machte. Und so habe ich denn von der Höhe dieses Wagens Alles umher beobachtet, und als ich einen Menschen am Rand der Straße bemerkte, mit unbedecktem Haupte in der Kühle der Nacht, sagte ich mir gleich: „Da ist er!" und rief dem Conducteur dann zu: „Lassen Sie anhalten; da ist ein Mensch, dem ich eine Schuld zu bezahlen habe;" er hielt an, wie

Sie sehen konnten, und nun sind wir quitt, Baron von Luizzi."

Armand hatte diese Tirade mit aufgesperrtem Munde und weit geöffneten Augen angehört, während der Teufel alle Bewegungen derselben mit einem leichten Neigen des Hauptes begleitete, das er durch eine verwundernde Ohnmacht beendete, wobei er sich ein Gemurmel von:

„Ach gut, gut, gut, gut, sehr gut!" entschlüpfen ließ.

Luizzi bedurfte einige Zeit, um den wenigen Sinn, der in dieser Wortfluth lag, herauszufinden. Es kostete ihm das dieselbe Arbeit, wie Musard zum Beispiel, wenn er ein melodisches Thema in dem verwickelten Lärm einer Mayerbeer'schen Oper sucht. Nach und nach gelang es Luizzi endlich doch, das zu errathen, was der Poet sagen wollte, aber wie der Chemiker, welchem die Schwierigkeit einer gelungenen Entdeckung die Entdeckung, welche er hofft, immer wünschenswerther macht, so wurde Luizzi durch die Mühe, welche er sich gegeben hatte, um den Dichter zu verstehen, um so neugieriger, zu erfahren, wem er den Dienst verdanke, der ihm geleistet worden. Er sagte also zu diesem Herrn:

„Ich habe Ihnen für Ihren guten Willen und Ihre Verwendung in diesen Verhältnissen viel zu verdanken. Aber darf ich nicht wissen, wem ich dieses verdanke, und welchem Ereignisse ich es zu verdanken habe, daß ich Ihnen dieses verdanken muß."

„Ei, ei," fiel der Teufel bei dieser verwirrten Phrase ein, „nicht übel, nicht übel!"

Luizzi hatte nicht Zeit, sich über diese Billigung des Satans zu wundern; denn der Poet hatte, fortwährend im Tone näselnder Gesangsprache, entgegnet:

„Sie werden es erfahren, Sie werden es erfahren; die Stunde und der Ort, wo Sie es erfahren sollen, nahen miteinander; es gibt einen Ort, wo ich Ihnen das Geheimniß unseres ersten Zusammentreffens mit-

theilen werde: dieser Ort wird meinen Worten als Commentar dienen. Seine Gegenwart wird sie an dem Tage erläutern, der Ihnen entspricht; dann werden Sie mich vollkommen erkennen."

Das war etwas deutlicher, und Luizzi suchte sich zu erinnern, wer dieser Mensch sein könne, welchen der Zufall oder der Teufel auf seinen Weg geführt, um ihn aus der Verlegenheit zu ziehen. In der That war es sehr möglich, daß ohne ihn der Condukteur der Diligence nicht eingewilligt hätte, ein Individuum ohne Paß und — was noch mehr ist — ohne Hut von der Straße aufzunehmen; denn der Mangel eines Hutes ist ein unstreitiger Beweis der Flucht wegen einer schlimmen Angelegenheit. Ein Mensch kann ohne Hemd, ohne Strümpfe, ohne Schuhe sein, und darum doch keinen Verdacht erwecken; aber es gibt nicht einen Agenten der öffentlichen Gewalt, der sich nicht berechtigt glaubte, einen Menschen ohne Hut zu verhaften. Der Hut ist die erste Garantie der individuellen Freiheit. Ich empfehle diesen Lehrspruch den Hutmachern.

Das Gedächtniß Luizzi's kam ihm schlecht zu Hilfe. Der Dichter bemerkte das Nachsinnen des Barons und fuhr fort:

„Suchen Sie nicht; denn Sie könnten es finden, und wenn Sis es fänden, würde ich Ihnen nichts mehr zu sagen haben."

„Schön, sehr schön!" murmelte der Teufel.

„Nein," fügte der Dichter bei, „ich würde Ihnen nichts mehr zu sagen haben; denn Sie würden mich nicht mehr verstehen."

„Es scheint mir im Gegentheil," sagte Luizzi, „daß eine Erinnerung einem derartigen Vertrauen nicht schaden kann."

„Sie täuschen sich; denn Sie würden sich einen Mann vorstellen, welchen Sie gekannt, oder den Sie vielmehr zu kennen geglaubt haben, und Sie würden ihn dann nach Ihrer Seele und nicht nach der seinigen,

beurtheilen; käme er dann, um Ihnen zu sagen: „Sehen Sie nun, wer ich bin!“ so würde Ihr Gedanke schwankend zwischen dem Traume Ihrer Meinungen und der Wirklichkeit seines Lebens, einen Augenblick zwischen beiden schwebend bleiben, um dann in Zweifel zu verfallen, jenen großen Abgrund, in dessen Tiefen das Jahrhundert sich quält.“

Satan schien entzückt; aber das überstieg die Begriffe Luizzi's bei weitem, und er machte es, wie es manchmal das Publikum macht, das, nachdem es sich viel Mühe gegeben, die ersten Scenen eines Dramas zu verstehen, sich dann nach seiner Art gehen läßt und einen günstigen Augenblick erwartet, um wo möglich den Sinn von dem, was man ihm darstellt, zu errathen.

Indessen war der Tag vollkommen angebrochen, und die Sonne ging am Saume des Horizonts auf, der ganz mit Dünsten umhüllt war. In diesem Augenblicke zog der Dichter seine Uhr und befragte sie; dann rief er in triumphirendem Tone:

„Davon war ich überzeugt!“

„Wovon?“ fragte Luizzi.

„Von der Eitelkeit der Sache, welche man Wissenschaft nennt.“

„Und was hat diese Meinung in Ihnen veranlaßt?“

„Ach wahrhaftig eine unbedeutende Sache; aber ein geheimer Instinkt, eine Offenbarung des Gedankens hat mir gesagt, daß jene Menschen, welche behauptet haben, die Idee durch die Erfahrung, das Denken durch Berechnung zu ersetzen, die populäre Unwissenheit mit abgeschmackten und falschen Mährchen in Schlaf wiegten, und auf diese sie einen Ruf begründeten, den es Zeit ist, zu untergraben, um die ersten Stellen den Männern der Einbildung anzuweisen.“

„Und,“ sagte Luizzi, ganz erstaunt über diese Worte, „in wie fern scheint Ihnen dieser Aufgang der Sonne die Wissenschaft der Abgeschmacktheit und Unrichtigkeit zu beschuldigen?“

„In wie ferne? Durch eine elende Thatsache, die gewöhnlichste von allen, eine Thatsache, über welche die Erfahrung von Jahrhunderten keinen Zweifel lassen dürfte.“

„Aber welche?“

„In Beziehung auf die genaue Stunde des Sonnenaufgangs. Sehen Sie,“ sagte er, dem Barone die Stunde seiner Uhr und die im Kalender angezeigte zeigend, „sie weichen beinahe zehn Minuten von einander ab.“

Alle Dankbarkeit Luizzi's für den guten Dienst dieses Herrn konnte gegen diese Antwort nicht Stand halten und er fing an, zu lachen, während der Teufel sich tief vor dem Poeten verneigte.

„Sie lachen, mein Herr,“ sagte dieser, „und, beherrscht von dem unfruchtbaren Glauben des Jahrhunderts an die materielle Wissenschaft, weigern Sie sich, ihre Irrthümer in einem ihrer tiefsten Details zu erkennen.“

„Ich bitte Sie um Verzeihung,“ versetzte Armand noch immer lachend; „aber, Irrthum gegen Irrthum, ich ziehe es vor, an der Ihrer Uhr, statt an der unserer Astronomen zu glauben.“

„Das ist ein ausgezeichneter Chronometer,“ versetzte der Dichter, „der nicht um eine Sekunde im ganzen Jahre abweicht.“

„Sie haben für Ihre Uhr eine Meinung, welche eine große Huldigung für die Wissenschaft ist,“ sagte Luizzi höflich.

„Das kommt daher, weil ich einen großen Unterschied zwischen der Wissenschaft mache, welche sich auf Ziffern und jener, welche sich auf physische Thatsachen stützt.“

„Aber,“ entgegnete Luizzi mit der Schüchternheit eines Menschen, der zu viel Vernunft hat, um sich zu entschließen, einem Menschen den ganzen Umfang seiner Dummheit zu zeigen, „aber der Aufgang der Sonne ist eine physische Thatsache.“

„Allerdings!“ rief der Dichter. „Aber es ist eine schlecht beobachtete Thatsache; denn dieser Chronometer

ist genau. Wie verträgt sich nun die Wissenschaft mit dieser Abweichung?"

„Setzen Sie voraus," sagte Luizzi, „daß Ihr Chronometer, ohne Zweifel in Paris gerichtet, genau die Stunde zeigt, welche einige Lieu's von Paris sein muß, so ist das nicht genau richtig; es würde eine viel einfachere Erläuterung für die Abweichung geben, welche Sie bemerken, nämlich die, daß die Sonne noch nicht aufgegangen ist."

„He!" versetzte der Dichter mit dem Tone eines Mannes, der eben eine Beschimpfung erfahren hat, „das ist ein Scherz von schlechtem Geschmack, mein Herr. Ich sehe die Sonne, wie mir scheint."

„Ja, mein Herr, Sie sehen sie, und dennoch ist sie unter dem Horizont."

Der Dichter fing an mit hoffärtigem Wesen Hohnzulächeln und fuhr fort:

„Und die Wissenschaft erklärt dies ohne Zweifel?"

„Vollkommen. Es ist eine Wirkung der Refraction." [1])

„Reflection, wollen Sie sagen."

„Nein, mein Herr, Refraction."

„Ich kenne das nicht," sagte der Dichter, sein Fernglas nehmend, um die Sonne zu betrachten, und fuhr dann fort: „Ich sehe, oder ich sehe nicht, das ist Alles. Das, was mich indessen wundert, ist das, daß die Wissenschaft, diese Betrügerin aller Jahrhunderte, es gewagt hat, die einfachsten Wunder des Mittelalters zu leugnen, während sie zu beweisen Willens ist, das ich das nicht sehe, was ich sehe. Aber, mein Herr, sprechen wir nicht mehr davon; ich habe darüber eine feststehende Meinung, eine innerliche Ueberzeugung, es ist für mich eine Gewissenssache; ich bin unbekehrbar."

„Aber wer ist denn dieser Herr?" flüsterte Luizzi ganz leise dem Teufel ins Ohr.

---

*) Refraction: Strahlenbrechung.

„Er ist eine literarisch-artistische Hoheit, ein Mann der Kunst und der Einbildung.“

„Aber man ist doch nicht von der grassesten Unwissenheit!“

„Das ist so so,“ versetzte Satan; „denn Sie sollten wissen, daß, da im modernen Style das Genie ein Adler, es bewiesen ist, daß die Wissenschaft ein Käfich ist.“

Die Unterhaltung blieb einen Augenblick ausgesetzt, Luizzi hatte keine Lust, sie wieder aufzunehmen, als der Dichter, der in ein unbestimmtes Betrachten der Sonne vertieft war, rief:

„In Wahrheit, da ist wieder etwas Neues und Seltsames!“

„Was denn?“

„Das, daß Niemand, noch Niemand den Aufgang der Sonne poetisch aufgefaßt hat, nicht nur nicht in ihrem süßen Lächeln und in ihrem Haare von Wolken, sondern auch in ihrem unermeßlichen Gedanken, den sie auf ihren goldenen Strahlen in die Seele sendet, wohin er rasch gleitet, wie ein Wagen auf den Schienen einer Eisenbahn!

„Sie haben Recht, mein Herr,“ rief der Teufel, und das ist es, was Shakespeare in jenen zwei erhabenen Strophen gesagt hat:

„Und wenn man immer tugendhaft war,
Sieht man das Morgenroth gern.“

Luizzi, der sich dieser guten, der komischen Oper Montano und Stephanie entlehnten Romanze erinnerte, wandte sich ab, um nicht dem Dichter laut in's Gesicht zu lachen, während dieser einen Ton exaltirter Bewunderung annahm, um zu Satan, der ganz das Ansehen eines gutmüthigen Menschen hatte, zu sagen:

„Das ist wahr, mein Herr! Ach! Dieser Shakespeare hat Ideen in sich, Gedanken von glühendem Eisen, welche man durch die Thränen eines jungen Mädchens gehärtet glauben würde. Machen Sie vielleicht eine Uebersetzung von Shakespeare?“

316

„Nein, aber ich bete Shakespeare an.“

„Und Sie haben Recht; denn er ist der einzige Dichter, und die einigen Worte, welche Sie eben citirten, haben jenen süßen und bitteren Geschmack des englischen Gedichtes, der sich überall und unter Allen erkennen läßt. Auch kommt dieß daher, daß er zu einer Zeit gekommen ist, wo die Poesie möglich war, in einem Jahrhunderte des Eisens und der Seide, des Stahls und des Sammets, der großen Schlachten und der leichtesten Courtoisie; so wurde er groß und fruchtbar, weil er Raum hatte, die in seiner Phantasie gebornen Riesen in die Welt zu setzen.“

„Aber mir scheint es,“ sagte Satan, „daß die Welt heute noch ebenso weit ist, als ehemals, und daß es für Riesen nicht an Platz fehlt?“

„Und auf was soll sich die Poesie richten in diesem Jahrhundert egoistischer Nichtigkeiten? Welches ein wenig ernste Werk ist möglich bei einem Volke, das sein ganzes Leben auf die materiellen Interessen seiner Existenz concentrirt hat?“

„Aber ich glaube,“ versetzte der Teufel, „daß die materiellen Interessen stets eine gewichtige Rolle in dem menschlichen Dasein gespielt haben.“

„Das ist möglich,“ entgegnete der Dichter; „aber die Menschen vergangener Jahrhunderte hatten zu gleicher Zeit große Leidenschaften wie sie. Alles ist heutzutage kleiner geworden nach der Gestalt der kleinen Leute des Tages. Die Gesellschaft ist ein ungeheures Vaudeville, deren Herz ist im Gymnase.“

„So wenden Sie sich denn zu vergangenen Jahrhunderten und machen Sie Tragödien.“

„Römische Tragödien?“ fragte der Dichter in verächtlichem Tone.

„Nein, aber französische Tragödien.“

„Die Tragödie ist unmöglich ohne Religion und Verhängniß.“

„Und haben Sie keine Religion und kein Verhängniß?“

„Religion und Verhängniß, an welche das Volk nicht mehr glaubt!“

„So folgen Sie der Lehre des Horaz und stellen Sie die Thaten Ihrer Geschichte dar, facta domestica.

„Herr Horaz,“ sagte der Dichter, „war ein sehr galanter Mann, den ich hoch verehre, aber dem ich wenig folge. Er bringt auf mich die Wirkung eines Komödienonkels hervor, der seinem liederlichen Neffen nur Rathschläge, aber kein Geld gibt; das ist alt und abgenützt und ich enthalte mich desselben. Der einzige Gegenstand, der noch dramatisch seyn kann, das sind die in unseren alten Chroniken und unseren Legenden vergrabenen Scenen.“

Es schien Luizzi, daß die facta domestica des Horaz nichts anders sagen wollten, als was dieser Herr behauptete; aber er kannte ihn schon zu gut, um zu begreifen, daß er Horaz aus demselben Grunde verachte, aus dem er Shakespeare bewunderte. Er bemerkte auch, daß der Poet eine gewisse Anzahl von Worten besaß, mit welchen er die Dinge benannte, als ob sie den Sinn änderten, wenn er die Benennung verändert hatte. So war für ihn die edelste That, welche die Geschichte erzählt, flach und alt; aber die jüngste Albernheit, mit dem Namen Chronik bekleidet, schien ihm von reichem Interesse. Luizzi hörte ihn an, während er fortfuhr:

„Wenn ich Ihnen den wahren Zweck meiner Reise sagen soll, so ist es kein anderer, als der, die vaterländische Geschichte an den Orten und aus den volksthümlichen Erinnerungen jeder Gegend zu studiren, wo sie wahrhaft mit allen malerischen Zügen und allen ihren Wahrheiten geschrieben steht.“

„Das ist ein bewunderungswürdiger Vorsatz,“ sagte der Teufel, „und Sie haben ohne Zweifel Ihre Beobachtungen begonnen?“

„Ja,“ antwortete der Dichter in gleichgültigem Tone, „ich habe einige gesammelt.“

„Der Platz, den Sie da oben auf der Höhe des Wagens genommen haben, ist vorzüglich hiezu geeignet,“ sagte der Teufel.

Dieser Scherz war grob genug, daß selbst der große Mann darüber erstaunte; aber nachdem er den, der mit ihm sprach, betrachtet hatte, fand er eine Miene von so treuherziger Offenheit, daß er nicht daran dachte, böse zu werden, und Satan fuhr fort:

„Man sieht weit von hier.“

„Und hoch,“ entgegnete der Dichter mit der erhabenen Unerschrockenheit der Thorheit.

„Meiner Treu, ich bin hingerissen von Ihrer Weise, die Kunst zu betrachten,“ fuhr der Teufel fort, „und da der Zufall mich mit einem Manne von Nachdenken und Intelligenz zusammenbringt, so werde ich mich zu glücklich schätzen, ihn in seinem ruhmwürdigen Unternehmen zu unterstützen und ihm einige seltsame Geschichten aus meiner Gegend zu erzählen; denn ich bin vom Lande.“

„Das muß sonderbar seyn,“ versetzte der Dichter geringschätzend.

„Ich weiß nicht, ob die Geschichte an sich selbst sonderbar ist, aber sie ist wenigstens interessant für gewisse Leute.“

Der Teufel sprach diese Worte, indem er sie durch Blicke an den Baron richtete, welcher auch augenblicklich entgegnete:

„Es handelt sich also um eine gleichzeitige Geschichte?“

„Nicht genau; aber es gibt eine Person, deren Name hoch genug hinauf reicht, um gewisse alte Geschichten mit lebhaftem Interesse anzuhören.“

„Ist es eine Legende oder eine Chronik?“ fragte der Poet, sich wie ein nachläßiger Zuhörer ausstreckend.

„Es ist eine Chronik,“ antwortete Satan, „in der Thaten enthalten sind, welche der materiellen und sichtbaren Wahrheit angehören; es ist auch eine Legende; denn der Teufel ist hinein gemengt.“

„Wahrhaftig," sagte der Dichter lächelnd; „das kann unterhaltend seyn."

„Ich dispensire den Herrn davon, sie uns zu erzählen," sagte Luizzi, der alle Aufklärungen des Teufels, von welchem Zeitpunkte sie auch sein mochten, fürchtete.

„Aber ich bitte ihn darum."

Der Zorn Luizzi's gegen den Teufel stand auf dem Punkte, auszubrechen; aber hoffend, der Erzählung des Teufels entrinnen zu können, und entschlossen, den ersten Augenblick ihres Alleinseins zu benützen, um sich seiner zu entledigen, warf er sich in den Fond des Cabriolets, entschlossen, auf nichts zu hören.

Indessen nahm der Erzähler das Wort nicht.

„Nun, mein Herr," rief der Dichter, „Ihre Geschichte? Erinnern Sie sich ihrer nicht mehr?"

„Ich bin daran; aber ich wollte, um zu beginnen, die Ecke der Straße erreicht haben, um Ihnen den Schauplatz des Abenteuers zu zeigen, das, von einem Manne mit Ihrem Genie behandelt, eine ziemlich düstere Tragödie abgeben könnte."

„Sie wollen sagen, ein historisches Drama, mein lieber Herr; aber wo ist denn," fuhr der Dichter, sich mit seinem Lorgnon bewaffnend, fort, „wo ist denn der Schauplatz jener Geschichte, welche Sie für das Theater bestimmt hatten?"

Der Teufel streckte seine Hand in der Richtung nach einem kleinen Hügel aus, der sich ziemlich nahe an der Straße erhob.

„Sehen Sie auf dem Gipfel jener kleinen, steilen Höhe einige breite Steine zirkelförmig hingestellt, welche die Basis eines weiten Thurmes gewesen zu seyn scheinen?"

„Ich sehe sie vollkommen," entgegnete der Poet.

„Nun!" sagte der Teufel, „das ist Alles, was von dem alten Schlosse von Roquemure übrig ist."

„Das Schloß von Roquemure!" rief Luizzi, von seinem Platze aufspringend.

„Sie haben davon reden hören, mein Herr?" fragte Satan im Tone eines ehrlichen Bürgers, der eine Gesellschafts-Anekdote erzählen will.

„Ja," antwortete Luizzi, „und ich hätte Lust, zu wissen, welche Geschichte Sie darüber zu erzählen haben."

„Es ist die der Zerstörung dieses Schlosses."

Der Baron betrachtete Satan aufmerksam, der, sich in seinen Mantel hüllend, den fragenden Blick des Barons nicht zu bemerken schien und also begann.

XXIII.

Erster Act.

„Eines Tages, im Monat Mai 1179, etwa eine Stunde vor Einbruch der Nacht, saßen in dem großen Saale des Schlosses von Roquemure zwei Frauen: die eine ungefähr vierzig Jahre alt und von hohem Wuchse; die Magerkeit und Bläße ihrer Züge verriethen eine kranke Seele und eine zerrüttete Gesundheit; in ihren Augen lag eine traurige Gluth, eine müde Langsamkeit in allen ihren Bewegungen. Diese Frau mußte sehr schön gewesen seyn. Mitten durch die physische und moralische Schwäche, unter der sie gebeugt schien, sah man die Ueberbleibsel einer selten gewöhnlichen Kraft und eines sehr entschiedenen Charakters dringen. Man errieth bei ihrem Anblick, daß diese Frau im Herzen entweder einen großen Schmerz, oder eine tiefe Reue haben mußte.

„Ihr zur Seite saß eine junge Frau, blond, groß, schlank, und von rosiger Weiße; ihre Augen von bläulichem Grau strahlten in einem Ausdruck von keckem und eigenwilligem Verlangen, so oft sie dieselben nicht unter ihren langen Augenlidern verschleiert hielt; ihre langen Haare hatten von ihrer Geburt an jene wellen-

förmige Bildung, welche, nach der Meinung Einiger, die Gluth des Blutes und den Durst nach Wollust verräth. Die erstere dieser beiden Frauen war Ermessiade von Roquemure, mit sechzehn Jahren an den alten Sir Hugues von Roquemure verheirathet, der zur Zeit dieser Heirath schon sechzig Jahre zählte.

„Die zweite war Alix von Roquemure, seit kaum einem Jahre an Gérard von Roquemure vermählt, den Sohn von Hugues und seiner ersten Gemahlin, Blanche von Virelei.

„Einige Schritte von diesen beiden Frauen stand ein Mann vor einem Pulte, auf welchem ein offenes Buch lag, aus dem er von Zeit zu Zeit einige Zeilen las, welche er dann einer Anzahl von zwanzig Männern und Frauen auslegte und erklärte, die auf Garben von gedroschenem Stroh rings um den Saal saßen, denn es gab keine anderen beweglichen Sitze in diesem Saale, als die, welche Alix und Ermessiade einnahmen, und hätten sich die Zuhörer auf die Bänke setzen wollen, welche an der getäfelten Wand standen, so würden sie den ehrwürdigen Audoin nicht haben verstehen können, dessen von Alter geschwächte Stimme keineswegs hinreichte, diesen ungeheuren Saal genügend auszufüllen.

„Jedermann hörte in heiliger Sammlung die Auslegung, welche der Priester über die Bibelverse machte; denn er erläuterte eine der interessantesten Stellen. Er classificirte die Dämonen und gab ihre verschiedenen Merkmale an. Die Aufmerksamkeit war allgemein, ausgenommen vielleicht Ermessiade und Alix, deren unaufhörlich nach außen gerichteten Blicke genügend sagten, daß ihre Gedanken anderswo, als in diesem Saale seyen. Sie erwarteten sicherlich die Ankunft von Jemand, denn bei dem leichtesten Geräusch, welches von der anderen Seite des Hofes ausging, der sich von diesem öden Saale bis an den Thurm erstreckte, wo sich das Hauptthor des Schlosses Roquemure befand, wandten Beide ihren Kopf.

„Seit zwei Stunden währten die Auslegungen des Priesters, die Aufmerksamkeit der Anwesenden und die Zerstreuung der beiden Damen. Dennoch erschöpfte sich die Beredtsamkeit des Auslegers vor der Aufmerksamkeit seiner Zuhörer; ein charakteristischer Zug jener fernen Epoche, der ihr eine sehr originelle Färbung verleiht! Bald herrschte ein tiefes Schweigen in dem Saale; denn keiner der Untergebenen, welche um ihre Herrin versammelt waren, erlaubte sich, weder es dem Ausleger übel zu deuten, noch sich über ihn lustig zu machen; ein anderer sehr charakteristischer und origineller Zug!

„Das Einzige, was in dieser unveränderlichen, menschlichen Farbe gleich blieb, war die schlecht verhüllte Ungeduld jener beiden Frauen; sie verwirrten jeden Augenblick die Scharlach-Wolle, welche beide spannen. Nur Ermessiade versuchte geduldig, die ihre wieder zu entwickeln und blieb in vollkommener Zerstreuung bei einer Arbeit, der sie keine große Aufmerksamkeit schenkte, während Alix lebhaft ihre Fäden abriß und wieder anknüpfte, ohne sich über die Knoten zu beunruhigen, mit welchen sie ihre Arbeit anfüllte. Der ganze Charakter dieser beiden Frauen sprach sich in dieser so unbedeutenden Handlung aus; einerseits eine müde Resignation, andererseits eine zornige und unvorsichtige Ungeduld.

„Indessen zeichnete sich die Sonne um den Gipfel des Einlaßthurmes, der gegen Abend lag, und war nahe daran, von den höchsten Zinnen zu scheiden, als Ermessiade, welche es bemerkte, ganz leise zu Alix sagte:

„„Es wird spät, meine Tochter, und Euer Gemahl kehrt nicht zurück.““

„„Weder der meine, noch der Eure,““ „entgegnete Alix.“ „„Habt Ihr sie so früh erwartet?““

„„Nein,““ „antwortete Ermessiade;“ „„sie sagten, daß sie erst zwei Stunden nach Sonnenuntergang zurückkehren würden.““

„„Das ist wahr,““ versetzte Alix, „„ich hatte es vergessen.““

„Es waren also nicht ihre Gatten, welche diese beiden Frauen erwarteten?“

„Sehr gut,“ fiel der Dichter ein; „das wird bei „einer Ausarbeitung etwas Anziehendes geben.“

„Nicht wahr?“ sagte der Teufel; dann fuhr er fort:

„Kaum hatten sie diese Worte ausgesprochen, als an dem Einlaßthore sich ein großer Lärm hören ließ, und die Ketten des Fallthors und der Zugbrücke in ihren Kloben kreischten.“

„Sehr gut;“ sagte der Dichter; „darin läge Stoff zu einigen Strophen, durch eine dieser Frauen gesprochen:

Der Ketten Eisenringe hör' ich kreischen,
Die Brücke fällt, des Gatters Eichenflügel
Sie heben sich ....“

„Es liegt ein ziemlich malerischer Gegensatz in den Worten: sie fällt, sie heben sich; das würde nicht übel seyn. Fahren sie fort!“ fügte der Dichter bei, mit der Zunge über die Lippen gleitend, wie um den poetischen Honig zu kosten, den er eben darüber hatte fließen lassen.

Der Teufel fuhr fort:

„Keine der beiden Frauen sagte das, aber Ermessiode, plötzlich aufstehend, rief ganz laut: „„Er ist es!““ Und Alix warf einen raschen und neugierigen Blick nach der Seite des Thors und ließ ihrer Brust einen tiefen Seufzer entschlüpfen. Das beweist genügend, daß Ermessiade das Recht hatte, sich laut über die Ankunft des Neuangekommenen Glück zu wünschen, was Alix nicht durfte, trotz der Angst und Unruhe, welche sie dadurch zu empfinden schien.“

„Diese Gefühle mußten sehr mächtig in ihr werden, denn sie stand augenblicklich auf und sagte zu Ermessiade:“

„„Ich entferne mich, Madame. Ich will nicht durch meine Gegenwart die Zusammenkunft einer Mutter mit ihrem Sohne nach vierjähriger Abwesenheit stören. Ihr werdet mich bei Sir Lionel von Roquemure, meinem Bruder, entschuldigen.““

„„Geht!““ „antwortete Ermessiade; und ihr Blick folgte Alix, während sie zu sich selbst sagte:“.......

„Haßt sie denn meinen Sohn? Sie flieht, jetzt, wo er kommt;
Vielleicht gar liebt sie ihn; in ihrem Seelenschmerze
Verbirgt der Liebe Glück sie durch des Hasses Schein!“

rief der Dichter declamirend; dann fügte er bei: „Das würde die Handlung ziemlich gut darlegen.“

„Ohne Zweifel; aber Ermessiade sagte sich keineswegs so etwas,“ versetzte der Teufel; „weil ihr Sohn das Schloß Roquemure seit vier Jahren verlassen hatte, Alix aber es erst seit einem Jahre bewohnte, so hatte sie keinen Grund, zu glauben, daß sie sich vor dieser Zeit gekannt hätten und einander lieben oder hassen könnten; aber sie sagte, als sie Alix weggehen sah:“

„„Sie ist auch nicht glücklich; sie hat zu viel Sorge für mein Glück, um es zu seyn. Die glücklichen Leute sind egoistischer.““

„Einen Augenblick nachher trat Lionel in den großen Saal, und sich vor seiner Mutter auf die Kniee werfend, sagte er nach der damaligen Gewohnheit:“

„„Segnet mich!““

„Ermessiade legte die Hände auf das Haupt ihres Sohnes, sie betrachtete ihn, unvermögend, zu sprechen. Dann gab sie Allen ein Zeichen, sich zurückzuziehen. Kaum war sie mit Lionel allein, als sie ihn aufhob und umarmte, ihn ansehend, wie schön, ihn messend, wie groß er geworden, und sich beunruhigend, ihn so bleich zu finden, Alles das in einer Minute. Dann drangen ihre Worte unter Thränen hervor, und sie rief:

„„Ach, da bist Du endlich!““

„Der Sohn betrachtete seinerseits die Mutter mit einer traurigen Aufmerksamkeit, voll von Zärtlichkeit, und anstatt die freudigen Bewegungen seiner Mutter zu beantworten, sagte er zu ihr:“

„„Es gibt also noch immer dasselbe hier, noch immer Thränen und immer für Euch?““

„„Ich weine vor Freude, daß ich Dich wiedersehe.““

„„Ach nein, meine Mutter, Ihr weint alle Tage. Die Thränen der Freude machen die Augen nicht hohl und nicht so schnell welk““

„„Sprich nicht von mir, Lionel, sondern von Dir. Nicht wahr, Du erzählst mir, was Du während der vier Jahre Deiner Abwesenheit gemacht hast?““

„„Ich werde es Euch erzählen und meinem Vater auch.““

„„Ja; aber zuvor setze Dich hieher und höre mich an, da Du nun ein Mann geworden bist; denn Du zählst zwanzig Jahre. Wenn mein Gemahl, ... wenn Dein Vater Dir seine Arme nicht mit derselben Zärtlichkeit öffnet, wie ich, so zeige Dich nicht erbittert über diese kalte Aufnahme. Du hast am Hofe der Fürsten, unter Menschen aller Art gelebt, und Du weißt, daß man oft das Mißvergnügen, welches man empfindet, in dem Grunde seiner Seele verbergen muß.““

„„Ja, meine Mutter,““ „antwortete Lionel;“ „„ich habe in vielen Gegenden gelebt, seit ich Euch verließ, aber überall sah ich die Väter ihre Kinder lieben, wenn diese nicht ihrem Blute Schande machten.““

„„Ja, Du hast Recht, Lionel,““ „fuhr Ermessiade traurig fort „„und doch bitte ich Dich, sey unterwürfig gegen ihn und dulde seine Worte, wie strenge sie auch seyn könnten.““

„„Hat er mich denn darum in seine Nähe gerufen, um mich, wie ehemals, jede üble Behandlung und jede Erniedrigung erdulden zu lassen?““

„„Er hat Dich darum zurückgerufen, weil er Deiner

bedarf; die Sire von Malize, dieses unruhige und rachsüchtige Geschlecht, lassen nicht eine Jahreszeit vorübergehen, ohne ihm gegründete Ursachen zur Klage zu geben.''''

,,,,Und mein Vater beklagt sich?'''' „sagte Armand bitter.''

,,,,Dein Vater zählt vierundachtzig Jahre und das Gewicht einer Rüstung ist schwer für dieses Alter.''''

,,,,Und hat er nicht seinen ältesten Sohn, meinen edlen Bruder Gérard, seinen theuren Sohn, um ihn zu vertheidigen oder zu rächen?''''

,,,,Warum diesen Scherz, Lionel? Dein Bruder Gérard ist von Geburt schwächlich, klein, krank, gelähmt.''''

,,,,Er ist überdies von Geburt feig, niedrig, lügenhaft, meine Mutter..... Ach! Ich begreife nicht, daß er und ich von einem Blute sind.''''

,,Ermessiade erröthete bei dieser Ausrufung Lionel's.''....

„Das läßt sich durch ein: „bei Seite,'' ersetzen,“ sagte der Dichter, die Erzählung des Teufels unterbrechend; ,,denn ich fange an, zu verstehen.''.......

,,Wie ein: ,,bei Seite?'' fragte Armand, welcher das Abbrechen der Geschichte dem Dichter gegenüber vollständig vergessen hatte.

,,Dieser Herr macht sein Drama,'' erwiderte Satan.

,,Ach gut,'' versetzte der Baron, „in diesem Falle setzen Sie Ihre Erzählung fort.''

,,Ei, ei, Sie finden also Interesse daran?'' sagte der Teufel, Luizzi mit spöttischem Blicke anschielend.

,,Ja, ich bin begierig, den Ausgang derselben zu erfahren.''

,,Ei so, so!'' sagte Satan, ,,wir sind damit erst bei der zweiten Scene des ersten Aktes.''

,,Weiter also!''

Und der Teufel fuhr fort:

,,Lionel bemerkte die Unruhe seiner Mutter nicht,

welche, plötzlich ein lautes Gepoche gegen das Haupt-Einlaßthor hörend, in ihre Hände schlug; Alles kehrte zurück, und Ermessiade sagte ganz leise zu Lionel:"

„„Es ist überflüssig für Sir Hugues, zu wissen, daß ich im Geheimen mit Dir sprach. Sey überdies, ruhig, mein Sohn, sey ruhig!""

„Lionel, der auf den Knieen seiner Mutter saß, erhob sich augenblicklich, seine langen braunen Haare durch eine lebhafte Bewegung des Kopfes zurückwerfend. Sein hoher und schlanker Wuchs, seine sanfte Bläſſe, die Eleganz seiner fast schwachen Glieder hätten die Kraft des Kriegers nicht errathen lassen, wenn nicht die leichte Beweglichkeit seines Ganges und die Stattlichkeit seiner Bewegungen sie bezeugt haben würden, denn die Anmuth an einem Manne ist die Kraft."

„Anmuth und Kraft enthalten einen Widerspruch," sagte der Dichter; „aber das ist gleich, fahren Sie fort: der Vater, Sir Hugues, kam an, sagten Sie?"

„Ja," versetzte der Teufel: „er war ein hoher Greis mit einem Walde weißer, zerzauster Haare, mit herabhängender Lippe, triefäugig, gekrümmt, mühsam gehend, und sich auf einen langen Stab stützend. Als er die Schwelle des Saals überschritten, warf er einen raschen Blick auf Alle, die sich in demselben befanden, und rief lebhaft:

„„Was macht dieses Stroh hier?""

„„Es war für die Pagen und Mädchen da, um sich um den Pater Audoin herumzusetzen,"" „sagte Ermessiade."

„„Können sie ihn nicht stehend anhören? Sie würden von Liebe und Tanz einen ganzen Tag lang reden, ohne daran zu denken, sich zu setzen, aber wenn man das Wort eines Greises anhören muß, kann man sich nicht genug seiner Bequemlichkeit überlassen, nicht wahr, Madame? Denn die Worte eines Greises sind sehr ermüdend.""

„Ermessiade wollte antworten, aber der alte Hugues rief:“

„„Bringt dieses Stroh in die Tennen zurück; der Tag ist vielleicht nicht weit, wo Ihr, eingeschlossen durch die Lanzen der Malize's, glücklich seyn werdet, es zu finden, um Euren Hunger damit zu stillen.““

„Männer und Frauen gehorchten stillschweigend, während der Alte wüthend brummte:“

„„Und das sind die Vertheidiger des Schlosses Roquemure, Männer, welche sich setzten, um einen Priester zu hören, und kein Führer noch dazu, kein Führer.““

„„Ich bin da, mein Vater!““ „sagte Lionel vortretend.“

„Der Alte betrachtete ihn, ohne ihn anzureden, lange Zeit; er maß ihn vom Kopf bis zu den Füßen, mit großer Mühe die Aufregung beherrschend, die sich seiner bemächtigt zu haben schien.“

„Nach dieser Untersuchung wandte er sich um, setz'e sich auf eine der Bänke, welche auf jeder Seite um einen ungeheuren Kamin angebracht waren, der an einem der äußersten Ende dieses Saales stand und in dem trotz der vorgerückten Jahreszeit ein Feuer brannte; dann gab er Lionel ein Zeichen, sich zu nähern. Dieser blieb stehen, und seine Mutter, welche ihm gegenüber an der Seite des Alten Platz genommen hatte, flehte ihn durch Blicke an, sich zurückzuhalten; denn das flammende Gesicht des jungen Mannes zeigte, wie sehr er über die Aufnahme, die ihm zu Theil geworden, erbittert sey.“

„„Ihr seid sehr spät angekommen,““ „sagte Hugues zu seinem Sohne.“

„„Ich bin vor der Gefahr angekommen,““ „antwortete Lionel, die Arme kreuzend.“

„„Vielleicht wäre die Gefahr nicht gekommen, wenn Ihr früher meinen Befehlen entsprochen hättet.““

„„Meine Anwesenheit würde ohne Zweifel meinen

Bruder Gérard nicht gehindert haben, des Nachts auf den Gütern der Malize's herumzustreichen, und dort die Mädchen und das Vieh der Vasallen wegzuführen; denn das ist es, was die Gefahr herbeigerufen hat.'"

„„Wer hat Euch diese Lügen gesagt?'" „schrie der Alte zornig."

„„Die Klagen der Malize's, welche bis zu dem Könige Philipp August drangen.'"

„„Und Ihr glaubt den Anklagen Eurer Feinde?'"

„„Ich habe ihnen vor dem Könige gesagt, sie hätten gelogen; aber vor Euch, mein Vater, muß ich gestehen, daß sie Recht haben.'"

„„Und Ihr seid also hieher gekommen, um sie zu unterstützen?'"

„„Ich bin hieher gekommen, um gegen sie zu fechten; und sie werden nicht einen Stein dieses Schlosses berühren, so lange ich zwischen ihnen und seinen Wällen stehe.'"

„„Das ist gut!'" „sagte der Alte mit einem bittern Lächeln von Befriedigung." „„Aber,'" „fuhr er, aufmerksam mit den Augen die Wirkung seiner Fragen verfolgend, fort," „„aber was habt Ihr seit den vier Jahren, seit denen Ihr dieß Schloß verlassen, getrieben, da Ihr keinen Augenblick gefunden habt, an diesen Ort zurückzukehren?'"

„„Ich ging nach Aquitanien, um dort für die Sache der edlen Gascogner gegen Richard Löwenherz zu streiten. Dreimal traf ich im Gefechte auf ihn, dreimal brachen wir eine Lanze mit einander, ohne daß er einen Zoll sich gebeugt, ohne daß ich eine Linie zurückgewichen wäre.'"

„„Ich weiß es; aber Ihr seid nicht immer in Aquitanien geblieben?'"

„„Das Jahr darauf stand ich mit König Heinrich VII. vor Rouen, und zweimal erstieg ich den Wall, ohne eine andere Hülfe, als meinen Degen.'"

„„Ich weiß es; aber wohin gingt Ihr nachher?'"

„„Ich war in Berri in dem Augenblick, in welchem

König Heinrich II. sich durch Verrath desselben bemächtigte, und stritt gegen ihn.''''

,,,,Ich weiß es, und Euer Panier flatterte weiter als das jedes Anderen vorn in den Reihen der Feinde. Aber nachdem Ihr Berri verlassen, was ward dann aus Euch?''''

,,In diesem Augenblicke erröthete Lionel und blieb verlegen stehen. Seine Mutter schien über sein Schweigen verwundert und gab ihm ein Zeichen, zu antworten; dann sagte Lionel, seine Unruhe überwindend, mit einigem Stocken:''

,,,,Ich begab mich vor sechs Monaten nach Arles, wo ich der Krönung des Kaisers Friedrich Barbarossa beiwohnte.''''

,,,,Vor sechs Monaten? aber wo wart Ihr vor achtzehn Monaten?''''

,,,,Ich vergaß vielleicht ein wenig die Pflichten des Krieges,'''' ,,versetzte Lionel.'' ,,,,und folgte Heinrich Court-Manlet zu den Spielen und Turnieren, welche er in Paris und in ganz Gallien gab.''''

,,,,Ah,'''' ,,sagte Hugues, Lionel mit einem noch aufmerksameren Blicke betrachtend,'' ,,,,Ihr seid ihm zu den Spielen gefolgt, welche den schönen Damen so sehr gefielen.'''' ,,Dann fügte er mit einer Stimme, in welcher ein verborgener Zorn zitterte, hinzu:''

,,,,Habt Ihr damals in Paris kein Abenteuer erlebt, das würdig wäre, Eurem Vater erzählt zu werden?''''

,,,,Keines,'''' ,,entgegnete Lionel, seine Mutter ansehend.''

,,,,Keines?'''' ,,sagte der Alte aufstehend.''

,,Lionel senkte die Augen und der Alte ging, sich mühsam fortschleppend, hinweg, nachdem er geantwortet hatte:''

,,,,Es genügt!''''

,,Das war die erste Unterredung zwischen Vater und Sohn nach vierjähriger Abwesenheit. Lionel und seine Mutter blieben allein.''

In diesem Augenblicke unterbrach der Teufel seine Erzählung und sagte zu dem Dichter:

„Sie begreifen, daß ich hier nur die Hauptzüge dieser Scene angab. Soll sie in einem gut aufgeputzten Drama für das Theater Wirkung hervorbringen, so würde es gut seyn, sie folgendermaßen auszuarbeiten:

„Vater: Wo wart Ihr seit achtzehn Monaten?“

„Sohn: Vor vier Jahren war ich in Aquitanien, wo ich dies und jenes that rc. rc.“

„Hier eine schöne Tirade, Beschreibung von Gefechten, dann:

„Vater: Wo wart Ihr vor achtzehn Monaten?“

„Sohn: Vor drei Jahren war ich in der Normandie, wo ich dies und jenes that rc. rc.“

„Hier eine schöne Tirade mit allen kleinen Umständen einer Belagerung jener Zeit; dann weiter:

„Vater: Wo wart Ihr vor achtzehn Monaten?“

„Sohn: Vor zwei Jahren war ich in der Provence, wo ich dies und jenes that rc. rc.“

„Hier eine dritte schöne Tirade über die Carousfels und Liebeshöfe; dann alle mögliche historische Färbung und endlich:

„Vater: Aber wo wart Ihr denn vor achtzehn Monaten?“

„Sohn: Vor einem Jahre war ich in der Picardie, wo rc. rc.“

„Hier, verstehen Sie, unterbricht der Vater den Sohn und sagt zu ihm: Ich weiß genug. Und das Publikum ebenfalls, welches begreift, daß vor achtzehn Monaten etwas Außergewöhnliches vorgefallen ist.“

„Sie beschäftigen sich mit dem Theater?“ fragte der Dichter mit einem Wesen beschützender Verbrüderung den Erzähler.

„Ich studire fleißig das moderne Drama,“ entgegnete Satan.

„Was Sie da eben gesagt haben, ist sehr gut. Dieser Sohn, der Alles erzählt, worüber man ihn

nicht fragt, und dieser Vater, der hartnäckig verhört, das wirft ein seltsames Geheimniß auf dieses Stück."

„Ein Geheimniß, das sich wahrscheinlich in der folgenden Scene enthüllen wird," sagte der Baron ungeduldig.

„Das heißt," versetzte Satan, „daß wir einen Zipfel des Schleiers, einen sehr kleinen Zipfel lüften werden, und das auf diese Art. Ermessiade, mit ihrem Sohne allein, sagte augenblicklich zu ihm:"

„„Ach, sage mir, was Du vor achtzehn Monaten gemacht hast; warum hast Du Deinem Vater nicht geantwortet, was Du zu jener Zeit triebst?""

„„Weil ich zu jener Zeit liebte und diese Liebe ein Geheimniß seyn muß; weil ich zu jener Zeit eine Frau traf, welche ich mit aller Leidenschaft eines Herzens liebte, das noch nie geliebt hat.""

„„Und war diese Frau schön?""

„„Ach, Mutter! Wie sollte sie nicht schön ür mich gewesen seyn, der sie liebte, sie, die es selbst für diejenigen war, welche mir riethen, sie zu fliehen; denn sie war frivol und kokett! Sie war so schön, meine Mutter, und so verführerisch, daß diejenigen, welche sie haßten, sie nicht anzusehen und anzuhören wagten, so sehr hatten sie Furcht, sie zu lieben.""

„„Und sie hat Dich betrogen, Lionel?""

„„Sie hat mich betrogen, meine Mutter; sie hat sich einem Anderen hingegeben.""

„„Und Du beweinst sie?""

„„Ich hasse sie.""

„„Und Du vergißt sie?""

„„Ich fluche ihr alle Tage.""

„„Ach, Du liebst sie noch, mein Kind!""

„„Nein, meine Mutter, nein, ich liebe sie nicht mehr,"" „entgegnete Lionel mit Anstrengung;" „„ich würde sie ohne Kummer sterben sehen.""

„„Weil Du sie noch immer liebst.""

„„Ich? Ach, meine Mutter!““ „sagte der junge Mann mit Wuth;“ „„ich.....ich würde sie tödten!““

„„Dann liebst Du sie wie ein Wahnsinniger!““ „antwortete Ermessiade.“

„Lionel schwieg, und seine Mutter, ihn in ihre Arme schließend, fuhr fort:“

„„Und der Name dieser Frau?““

„„Vor einem Jahre schwur ich, dieser Name solle nie mehr über meine Lippen treten!““

„„Wache über Dein Geheimniß, mein Sohn, und wache besonders über Deinen Haß.““

„Der erste Akt könnte auf diese Art enden,“ sagte der Dichter.

„Zum Teufel mit Ihrem Drama oder Ihrer Tragödie!“ rief der Baron zornig. „Ich höre einer Erzählung zu, und Sie verderben sie mir.“

„Ach, Schade, der Herr st Dichter,“ sagte der Teufel.

„Herr von Luizzi,“ rief der blasse Schriftsteller, „Sie sind, wie ich glaube, reich und ein großer Herr; deßhalb vergebe ich Ihnen Ihre schlechte Laune; denn wir hören diese Geschichte nicht mit demselben Ohre.“

Der Baron hielt es für unnöthig, auf diesen ohnmächtigen Versuch von Unverschämtheit zu antworten, und sagte zu dem Teufel:

„Nun, mein Herr, werden Sie diese Geschichte zum Schlusse bringen?“

„Verzeihung,“ entgegnete der Teufel; „ich weiß nicht, was Sie daran so lebhaft interessiren kann.“

Der Baron hätte den Arm des Satans in seiner Wuth bis auf's Blut kneipen mögen, aber er wußte, daß er sich nur die Finger verbrennen würde, und drückte sich in seine Ecke zurück.

XXIV.

Zweiter Act.

„Kaum," fuhr der Teufel fort, „hatte Lionel und seine Mutter diese Erklärung zu Ende gebracht, als der alte Hugues im großen Saale des Schlosses wieder erschien. Man bereitete darin die Tische für das Abendessen, und alle Bewohner der Burg stellten sich nach und nach ein. Man erwartete nur noch Gérard; aber Gérard kehrte nicht zurück. Jedermann wunderte sich darüber, den Alten ausgenommen, der seiner Frau, welche sich über diese Abwesenheit beunruhigte, scharf antwortete:"

„‚Diejenigen, welche sich entfernten, um über Land zu reiten, können oft Hindernisse finden, die sie aufhalten, aber es ist seltsam, daß diejenigen, welche nur eine Thüre zu durchschreiten haben, nicht pünktlich zu dieser Stunde der Mahlzeit hier sind. Wo ist Alix?'"

„‚Man benachrichtige sie,'" sagte Ermessiade.

„Während dieser Zeit senkte der Alte den Kopf; aber sein fahles Auge, von seinen langen, herabhängenden Brauen beschattet, heftete sich auf Lionel's Gesicht. Alix trat ein; Lionel blieb unbeweglich und theilnahmslos."

„Der Alte sagte in einem süßlichen Tone zu ihr:"

„‚Nun, meine Tochter, wollt Ihr denn nicht von unserer Gesellschaft seyn, und gibt es, wenn Gérard nicht im Schlosse ist, Niemand hier, der Euch gefällt? Da ist doch ein schöner und wackerer Ritter, den ich Euch vorstelle, mein Sohn Lionel.'"

„Alix und der Mann grüßten einander kalt. Hugues betrachtete sie aufmerksam."

„Ermessiade, welche neben ihrem Sohne stand, sagte ganz leise zu ihm:"

„„„Wundere Dich nicht über diese kalte Aufnahme von Seiten der Frau Deines Bruders; sie ist noch sehr schüchtern.''''

„Lionel lächelte bitter und entgegnete:

„„„Ich wundere mich über Nichts, meine Mutter.''''

„Das war, wie Sie sehen können, eine seltsame Rückkehr, eine seltsame Aufnahme, und zwischen Schwägerin und Schwager, von welchen man glaubte, daß sie sich das erstemal sahen, eine seltsame Zusammenkunft. Indessen ging die Stunde vorüber; jedes bewahrte Stillschweigen:. der Alte schien sich über die verlängerte Abwesenheit seines Sohnes weder zu erzürnen, noch zu beunruhigen; Alix erkundigte sich nicht darum; Lionel, in seine Betrachtungen versenkt, verfolgte mit dem Auge die launischen Zuckungen der Kaminflamme; Ermessiade sah ihren Gemahl ängstlich an, als fürchte sie den Ausgang dieses Stillschweigens.

„In diesem Augenblicke hörte man einen neuen Lärm am Eingang der Burg, und fast augenblicklich erschien Gérard. Alix erhob sich und eilte ihm mit einer Hast entgegen, welche nach der Gleichgültigkeit, die sie bewiesen hatte, ungewöhnlich schien. Aber als sie ihn sah, wich sie zurück, wurde roth und senkte die Augen mit einem lebhaften Ausdruck des Zornes und des Unwillens.

Gérard war so betrunken, daß er sich kaum aufrecht halten konnte und schritt stolpernd auf seine Frau zu. Buckelig, hinkend, häßlich, klein, roth, von Wein und Koth besudelt — denn er war vom Pferde gefallen — hätte Gérard das Herz einer Viehmagd von sich abgewendet. Alix konnte also nur schweigen, trotz ihres Wunsches, ihren Gatten anmuthig zu empfangen. Was Hugues betrifft, so wollte er, welchen Zorn er auch empfinden mochte, seinen Lieblingssohn vor so vielen Leuten so herabgewürdigt zu sehen, dennoch nicht, daß irgend Jemand Widerwillen an den Tag lege, und

warf auf Alle einen Blick, der zu sagen schien: „Wer wagt es, den zu tadeln, welchen ich vorziehe?“ Ermessiade hatte die Augen gesenkt, Alix den Kopf abgewendet, und Lionel betrachtete sie mit einem Lächeln trotziger Geringschätzung. Alle Uebrigen schienen den Eintritt Gérard's nicht bemerkt zu haben und Jeder hielt sich in seiner Ecke.

„„He, was hat man mir am Thore gesagt?““ schrie Gérard, „daß mein Bruder Lionel hier sey?..... Put! ... He! Guten Tag....... peuh! Guten Tag, Lionel.....peuh! Laß Dich umarmen!““

„Lionel blieb mit gekreuzten Armen stehen.

„„Du umarmst Deinen Bruder nicht!““ schrie der Alte zornig.

„Auf einen flehenden Blick seiner Mutter gehorchte Lionel; aber bei dieser Umarmung berührten der Schmutz und der Wein, welche an dem Gewande Gérard's waren, das Panzerhemd des jungen Ritters, der einen Pagen herbeirufend, in verächtlichem Tone sagte:

„„Wische diesen Koth und diesen Wein ab; der reinste Stahl wird trübe und rostet, wenn man nicht schnell dergleichen Flecken vertilgt, und es kommt ein Tag, an welchem die edle, auf solche Weise angefressene Rüstung ihren Herrn nicht mehr vertheidigen kann.““

„Es gab nichts gegen die Vorsorge, welche Lionel traf, einzuwenden; aber Hugues fühlte leicht, daß das Panzerhemd als Anspielung auf den Namen der Sire's von Roquemure diente, und daß es eine bittere Warnung vor der Gefahr war, welcher ihn die ausschweifende Aufführung Gérards aussetzte. Hugues schleuderte auf seinen jüngeren Sohn einen Blick des Hasses, während Ermessiade das Abendessen auftragen ließ, um die Aufmerksamkeit eines Jeden abzuziehen, und Alix eine Thräne des Verdrusses abwischte. Während dieser Zeit ging Gérard da- und dorthin, mit lauter Stimme schändliche Worte an die schönen Mädchen richtend, welche in diesem edlen Hause dienten. Hugues schwieg und

ertrug alle diese Ungezogenheiten lieber mit Geduld, als daß er dem Sohne seiner Neigung vor Ermessiade und Lionel einen Verweis gab.

„Endlich wurde das Mahl aufgetragen und Jeder nahm seinen Platz ein; auch Gérard setzte sich hin, obgleich er gewiß nichts bedurfte, uud nach Verlauf einiger Minuten schlief er, das Haupt auf den Tisch gestützt, ein. Während der Dauer der Mahlzeit beschäftigte sich Lionel aufmerksam mit seiner Mutter, während Alix, vor Scham und Unwillen roth, schweigend ihre Thränen verschlang; dann, als es Zeit war, sich zurückzuziehen, stand Hugues auf und machte ein Zeichen, das zwei oder drei Diener, denen dieser stumme Befehl ohne Zweifel nicht neu war, sogleich verstanden; sie bemächtigten sich Gérard's und machten Anstalt, ihn aus dem Saale zu tragen. Hugues bezeichnete ihnen mit dem Finger eine Thüre: es war die, welche in das Zimmer von Alix führte. Diese, ganz in das Gefühl ihrer Erniedrigung versunken, hatte nichts von dem gesehen, was vorgegangen war; aber in dem Augenblicke, in welchem die Diener über die Schwelle ihres Zimmers schreiten wollten, erhob sie sich plötzlich und rief mit Heftigkeit:

„„Nicht zu mir! Nicht zu mir! Tragt ihn in den Stall!““

„Der alte Hugues sah sie verächtlich an.

„„Euren Gemahl!“ sagte er; „Euren Gemahl?““

„„Einen betrunkenen Menschen,““ antwortete sie mit einem unüberwindlichen Ausdruck von Ekel; und sie stand auf, um hinwegzugehen.

„Ermessiade und Lionel befanden sich auf ihrem Wege. Die erstere versuchte, mit ihr zu sprechen, um sie zu beruhigen; aber Alix stieß sie zurück und sagte zornig:

„„Laßt mich, laßt mich, Ihr und Euer Sohn!““

„Vielleicht hatte Alix Lionel gemeint; aber dieser,

der keine Bewegung gemacht hatte, glaubte, es handle sich um Gérard, und versetzte:

„„Ihr Sohn? Er ist es nicht, Madame.““

„Bei diesen Worten und als hätte der Ton von Lionel's Stimme, welche sich zum erstenmale an sie wandte, in ihr eine unvorhergesehene Veränderung hervorgebracht, wandte sich Alix um und sagte zu den Dienern:

„„Mein Vater hat Recht; es ist mein Gatte, und die Liebe muß einen so leichten Fehler entschuldigen. Kommt hier herein!““

„Die Diener gehorchten; sie ließ sie vor sich hergehen; dann entfernte sie sich, nachdem sie auf Lionel einen Blick beleidigenden Hohnes geworfen hatte.

„Lionel's Augen blieben starr auf die Thüre des Zimmers geöffnet, in welches Alix eben getreten war, während Sir Hugues die grünliche Bläße und die zusammengepreßten Lippen seines jüngeren Sohnes betrachtete. Der Alte verließ seinen Platz nicht; er machte weder ein Zeichen, noch eine Bewegung, aber Jemand, der neben ihm gestanden wäre, hätte ihn dumpf murmeln hören können:

„„Ah, es ist wahr!““

„Einen Augenblick nachher und als hätte er einem Gedanken gehorcht, der ihn zum Sprechen trieb, befahl er allen Dienern, sich zurückzuziehen; Lionel und Ermessiade waren mit Hugues allein geblieben; dieser sagte nun zu seinem Sohne:

„„Entfernt Euch, Lionel, Eure Mutter wird sogleich mit Euch zu sprechen haben.““

„Lionel ging weg und Ermessiade fand sich ihrem Gatten gegenüber allein. Man hätte geglaubt, daß dies eine seltene und furchtbare Sache für sie sey, denn sie hatte ein zugleich staunendes und zitterndes Aussehen. Hugues hatte kaum nach und nach das Geräusch der Schritte derer, welche sich entfernten, verklingen hören, als er, auf die Thüre zeigend, durch welche Lionel hin-

weggegangen war, wie um ihn selbst zu bezeichnen, mit Heftigkeit schrie:

„„„Er muß das Schloß morgen verlassen.'''

„„„Wer? . . . . . Lionel?''''

„„„Morgen vor Sonnenaufgang?''''

„„„Lionel!'''' wiederholte Ermessiade mit Schrecken.

„„„Und verflucht sei der Tag, wo er hieher zurückkehrte, wie der, an welchem er geboren ist,'''' sagte Hugues mit schallender Stimme."

„Ermessiade senkte den Kopf, während der Alte sich heftig bewegte und mit dem Fuße auf den Boden stampfte. Ermessiade schien vernichtet; endlich wagte sie schüchtern zu sagen:

„„„Aber was hat er gethan, um ihn so strenge zu behandeln?''''

„Hugues antwortete nicht, und Ermessiade, durch sein Schweigen kühner gemacht, fuhr mit mehr Zuversicht fort:

„„„Ist es sein Fehler, daß er Zeuge eines Auftritts war, der leider nur zu oft in diesem Hause vorkommt?''''

„„„Nein, nein,'''' antwortete der Alte bitter; aber ich will nicht, daß dieses Haus einen noch schändlicheren Auftritt wiedersehe.''''

„„„Ich verstehe Euch nicht!'''' entgegnete Ermessiade.

„„„Mutter Lionel's,'''' schrie Hugues mit donnernder Stimme, „Du verstehst mich nicht?''''

„Ermessiade senkte nun wieder den Kopf und antwortete stotternd:

„„„Ich habe von der Vergangenheit nichts vergessen, mein Herr; aber ich weiß nicht, was Ihr in der Zukunft voraussehet.''''

„„„Höre mich an, Ermessiade,'''' sagte der Alte gelinder; „Du hast mein Alter gebrandmarkt und in meine Seele die Verzweiflung einer Beleidigung geschleudert, die ich nicht rächen kann; aber ich habe Dich sehr unglücklich gemacht. Es sind nun zweiundzwanzig Jahre, welche Du durchweinst; ich bin meines Schmerzes

müde und des Deinigen; höre mich also an, Ermessiade: Lionel liebt Alix.'''

,,,,Er kennt sie nicht, er hat sie diesen Abend zum erstenmale gesehen.''''

,,,,Er kennt sie seit langer Zeit: es sind achtzehn Monate''''......

,,Da sind nun die famösen achtzehn Monate!'' rief der Dichter, den Teufel unterbrechend, der eifrig mitten in seiner Erzählung war, wobei ihm Luizzi mit ganz besonderer Aufmerksamkeit folgte.

Luizzi hatte wieder große Mühe, einen Augenblick der Ungeduld zurückzuhalten, und er entgegnete dem Unterbrecher mit einer Höflichkeit, die zu übertrieben war, um nicht unhöflich zu seyn:

,,Wahrhaftig, Sie wären der liebenswürdigste Mensch der Welt, wenn Sie mich diese Erzählung von Anfang bis zu Ende anhören lassen könnten, ohne sie jeden Augenblick zu unterbrechen.''

,,Verzeihung!'' sagte der Mann von Genie; ,,aber ich mache Ihnen bemerklich, daß ich glaube, jener Herr theile mir seine Erzählung mit.''

,,Halt,'' versetzte Satan, ,,ich glaube, daß ich anfange, Sie Beide zu langweilen; ich will es dabei bewenden lassen.''

,,Nein, ach nein,'' sagte der Baron lebhaft; ,,sprechen Sie; ich möchte das Ende dieses Abenteuers erfahren.''

,,Machen Sie ebenfalls Drama's?'' entgegnete der Teufel.

,,Ich habe nicht diese Anmaßung; aber ich bin nicht weniger neugierig, als dieser Herr, nach diabolischen Balladen der Art.''

,,So,'' sagte der Teufel mit verwundertem Aussehen, ,,Sie kennen sie also, weil Sie wissen, daß der Teufel dabei im Spiele ist?''

,,Es dünkt mir, Sie hätten uns das vorhergesagt:

übrigens bitte ich Sie . . . . . Sie werden mich verbinden, wenn Sie den Schluß erzählen."

„Gerne," sagte der Erzähler.

„Hugues," fuhr er fort, „antwortete also Ermessiade, welche ihm bestürzt zuhörte, Folgendes:

„„„Es sind achtzehn Monate, daß Alix in Paris war, und es sind achtzehn Monate, daß sie dort Lionel bei jenen glänzenden Lustgefechten traf, in denen er sich einen so großen Ruf erwarb. Ich wußte das nicht, als sie nach Orleans kam, um den einzigen nahen Verwandten, der ihr blieb, den Sir von Péruse zu besuchen. Bei ihm war es, wo ich sie sah, und an ihn wandte ich mich, um sie zu erringen. Sie war Waise; sie hatte nur ein elendes Gut, welches sie weder gegen die Empörung ihrer Vasallen, noch gegen die Angriffe ihrer Nachbarn schützen konnte. Der Fehltritt ihrer Mutter hatten ihrem Namen einen Flecken gelassen, welcher ihr jede ehrenhafte Verbindung schwer machen mußte; aber sie war jung, schön, verführerisch, und ich hoffte, daß die Liebe, welche sie Gérard einflößen mußte, ihn den schändlichen Gewohnheiten der Liederlichkeit entreißen würde. Als der Sir von Péruse mir die Antwort von Alix brachte, war ich dennoch erstaunt, als er mir sagte, daß sie mit Freude den Vorschlag angenommen habe, die Schwiegertochter des Sir von Roquemure zu werden. Ich dachte damals, daß sie das Unglück ihrer Lage begriffen habe, oder daß sie ehrgeizig sey, oder daß die Hoffnung, die Frau eines der mächtigsten und reichsten Erben zu werden, ihr die Mängel Gérard's verbarg; denn ich schwöre es Euch, ich hatte den Sir von Péruse nicht getäuscht. Ich mußte den folgenden Tag von Orleans abreisen; unser Wort war gewechselt, und es wurde ausgemacht, daß einige Tage nachher Péruse und seine Nichte in dieses Schloß kommen würden.""""

„„„Sie kamen wirklich hieher,"" sagte Ermessiade.

„„„Ja, Alix kam hieher und heirathete Gérard,

ohne Widerwillen oder Ekel an den Tag zu legen: es war nur viel später und durch den Sir von Péruse selbst, der auf einer Reise nach Paris sich darum erkundigt hatte, daß ich erfuhr, Alix habe Lionel dort gekannt, und die Liebe Eures Sohnes für diese Königin der Schönheit habe sich dort in den auffallendsten Handlungen kund gegeben.""

„„Also sie war es!"" murmelte Ermessiade.

„Hugues hörte nicht und fuhr fort:

„„Ich bin nicht ungerecht gegen Lionel; ich kenne seinen Werth, ich wunderte mich, daß Alix ihm Gérard vorgezogen hatte; aber Gérard wird der Erbe dieses Schlosses und der weitläufigen Güter seyn, und der Ehrgeiz erklärte mir Alles. Ich lebte in dieser Sorglosigkeit, als unsere Zwistigkeiten mit den Sire's von Malize mich daran denken ließen, einen Mann herbeizurufen, der fähig wäre, meinen Schimpf zu rächen; denn ich habe einen Sohn, der nicht ein Sohn, nicht einmal ein Mann ist; aber es ist mein Sohn, und die Schande, welche er mir verursacht, verdoppelt sich in dem Stolze, welchen Euch Euer Lionel einflößt. Dennoch stimmte ich bei, ihn in dieses Schloß zurückkehren zu lassen. Ihr wißt, Ermessiade, welches meine Bedingungen waren. Ich sagte Euch damals: „Ich werde Lionel zurückrufen und ihn behandeln, als wäre er nicht das Kind eines Ehebruchs; er weiß es nicht und wird es niemals erfahren. Ich willigte darein, ihm etwas zu verdanken; aber ich verlangte, daß Ihr Euch verbindlich macht, ihn am ersten Tage seiner Ankunft abreisen zu lassen, wenn ich es Euch befehle." Ermessiade, ich habe nichts gegen ihn, weil er fühlt, daß er schön, tapfer und stark ist; ich habe nichts gegen ihn, weil er sich über die grausame Partheilichkeit dessen beklagt, welchen er für seinen Vater hält. Nicht weil er Gérard verachtet, will ich, daß er abreise; ich verlange, daß er abreise, weil er Alix liebt und weil sie ihn wieder liebt.""

„„Das ist unmöglich!““ rief Ermessiade, hingerissen von dem Verlangen, eine Antwort auf den Spruch zu finden, der sie von ihrem Sohne trennen sollte.

„„Unmöglich, Ermessiade!““ rief Hugues bitter; „„unmöglich sagst Du? Aber als ich Dich heirathete, Dich, liebtest Du einen Pagen Deines Vaters, ohne Namen, ohne Reichthum, und Du zogst dem Greise den schönen Pagen ohne Namen, ohne Reichthum vor. Du führtest ihn in dieses Schloß ein, wie einen Bruder, und er verließ es wie ein Liebhaber.““

„„Das ist wahr,““ sagte Ermessiade, die Augen senkend; „„aber Alix wird nicht vergessen, was sie dem Namen ihres Gemahls schuldig ist.““

„„Du hast es doch vergessen, Du! Und doch war ich weder ein schändlicher Wüstling, noch eine elende, kraftlose Mißgestalt, ich war ein Greis, aber ein Greis, der einen durch Siege und ehrenvolle Gefechte berühmten Namen trug.““

„„Das ist wahr!““ sagte Ermessiade, unter diesen beklagenswerthen Erinnerungen gebeugt.

„„Und erinnerst Du Dich der Nacht, wo ich Dich nackt und von Liebe trunken in den Armen Deines Verführers, dieses elenden Genuesers überraschte, dieses Zi....? Aber ich werde diesen nichtswürdigen Namen nie mehr aussprechen, ich habe es geschworen. Du erinnerst Dich, Ermessiade, daß ich, krank und schwach, Euch Beide tödten wollte, daß ich aber von einem Streiche niedergeworfen wurde, den dieser Zi....

„Wieder blieb der Name dem Alten im Munde, und er fuhr fort:

„„Ich wurde wie ein Kind auf dasselbe Bett geworfen, auf dem Du mich eben beschimpft hattest, und dort, den Dolch an der Kehle, war ich nahe daran, zu sterben, als Audoin erschien. Er war es, der mich, weil er mich der eisernen Hand des Elenden nicht entreißen konnte, überredete, zu schwören, daß ich um den Preis meines Lebens nie das Geheimniß Deines

Verbrechens enthüllen und daß ich Dir verzeihen würde. Ich willigte in diese Feigheit, ich willigte darein, Ermessiade, weil ich Dich noch immer wie mein Kind und meine Hoffnung liebte, weil ich mich fürchtete, meine weißen Haare mit Spott durch diejenigen bedeckt zu sehen, welche sich über mich lustig machten, als ich Dich zur Gattin wählte. Ich gab mein Wort. Eine Stunde später würde ich es um den Preis meiner Seligkeit zurückerkauft haben und seit zwanzig Jahren drückt diese Erinnerung mich nieder und zehrt an mir...... Nun! Ich will nicht, daß mein Sohn dieses Unglück erbe. Ich will ihn nicht eines Nachts unter dem Messer Deines Sohnes um Gnade rufen hören, und schwach und zitternd herbeilaufen, um ihm zu sagen, was jener Priester zu mir sagte: „Schwöre zu vergessen, schwöre zu verzeihen und der Liebhaber Deiner Frau wird Dich leben lassen!“ Nein, nein, das will ich nicht ...... ich will nicht! ich will nicht!‘“

„Ermessiade schwieg, während der Alte dies mit einer Aufregung des Zornes sprach, welche seinem Körper einen Anschein von Kraft gab. Das Herz einer Mutter hat eine hohe Ergebung, und diese hier, in der Hoffnung, nicht von ihrem Sohne getrennt zu werden, erniedrigte sich genug, um zu antworten:

„„Nicht alle Frauen haben, wie ich, das Gefühl ihrer Pflichten verloren, und Alix .....““

„Hugues sah sie mitleidig an.

„„Dein Verbrechen war ein großes Verbrechen, Ermessiade! Und dennoch will ich mich eher auf Dich verlassen, die Du schuldig warst, als auf Alix, die ich noch für unschuldig halte. Lionel wird abreisen. Ich will es! Du weißt, was Dir nun zu thun bleibt. Du warst es, welche ihn in dieses Schloß zurückrief. Ich will ihm nicht Rechenschaft über eine Entschließung abzulegen haben, um deren Ursache er mich fragen könnte, und welche ich ihm vielleicht sagen würde.““

„„Ach, nein, laßt mich nicht vor meinem Sohn erröthen!"" rief Ermessiade. „„Ich werde ihn entfernen!""

„„Ich zähle darauf; er wird morgen abreisen.""

„„Mit Tagesanbruch.""

„„Laßt ihn also rufen.""

„„Ich gehe zu ihm.""

„Sie schickte sich an, den Saal zu verlassen, und Hugues rief zwei Diener herbei, welche ihn unter den Armen stützten und in sein Gemach führten, denn es war ein harter Tag für diesen Greis gewesen, dem keine andere Kraft, als die eines unbeugsamen Willens blieb."

„Ps, ps, ps, ps," sagte der Dichter, den Erzähler unterbrechend; „da ist etwas, was aller Geschicklichkeit entbehrt; das Stück ist zu Ende, man kennt das Geheimniß von dem Hasse Hugues, man kennt die Liebe Lionel's und Alix; die Neugierde ist befriedigt, das Publikum geht weg oder vielmehr es zischt. Das ist ein unvollständiges Werk."

„Aber es dünkt mir," versetzte Satan, „daß nun noch die Enthüllung dieser Leidenschaften übrig bleibt."

„Die Enthüllung der Leidenschaften," erwiederte der Dramaturge, etwas im Style von Zaïre und Phädra. Es ist lange Zeit her, daß das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert das Laster des menschlichen Herzens Stück für Stück gemacht haben. Ueberdies, mein theurer Mitarbeiter (denn, wenn ich dieses Drama schreibe, werden Sie mein Mitarbeiter seyn, ich werde meinen Namen auf den Titel setzen, und Sie sollen ein Viertheil der Rechte haben), überdies, frage ich, welche historische Färbung kann, ich bitte Sie, die Enthüllung einer Leidenschaft haben?"

„Die historische Färbung in einem Drama scheint mir keine Hauptnothwendigkeit," antwortete Luizzi.

„Ach, dann," versetzte der Dichter, „fallen wir in die bewundernde oder in die klägliche Tragödie zurück, was die Langeweile in Versen ist."

„Verzeihung, meine Herren," sagte der Erzähler;

„ich glaube, daß Sie alle beide Unrecht haben. Die Leidenschaft kann eine historische Färbung haben; denn die Leidenschaft schreitet in Folge der Sitten der Zeit vor und empfängt von ihr einen besonderen Stempel. Welche Entfernung liegt zwischen einem rohen Normanen des Mittelalters, der Alles mit dem Schwerte nimmt, und einem Raffiné aus der Zeit Ludwigs XIII., ganz vollgepfropft von spanischer Galanterie und Madrigalen; welche Entfernung zwischen einem Roué der Regentschaft, der in Spitzenkragen Orgien gibt, und einem Husaren des Kaiserreichs, der mit der Reitgerte in der Hand den Hof macht."

„Das ist möglich," sagte der Baron, „aber abgesehen von der Enthüllung der Leidenschaft, abgesehen von der historischen Färbung, gibt es eine Entwicklung in dieser Geschichte, und diese ist es, welche ich vor Allem zu kennen wünsche."

„Wollen wir sehen," fiel der Dichter ein; „in Ermanglung eines Dramas findet sich vielleicht eine Novelle darin."

„Ich fahre fort," versetzte der Erzähler, „und ich hoffe, daß diese Entwicklung Ihnen beweisen wird, daß die Leidenschaften eine historische Färbung haben, und daß, abgesehen von ihren Enthüllungen, sie nach Maßgabe ihres Jahrhunderts und seiner Sitten fortschreiten."

Dann verfolgte er seine Erzählung weiter, wie folgt:

„Ermessiade war also allein geblieben. In diesem Augenblicke schien ihr die Forderung ihres Gemahls, welcher sie so leicht nachgegeben hatte, während er sie unter dem Gewichte der grausamsten Erinnerungen niedergebeugt hielt, entsetzlich, jetzt, wo sie ihren Sohn sich derselben unterwerfen lassen mußte. Was konnte sie zu Lionel sagen, damit nicht diese Verbannung aus dem väterlichen Hause dem jungen Manne als Laune einer unerträglichen Tyrannei erscheine?"

„Sie konnte ihm die Wahrheit gestehen," rief der Dichter.

„Ach, nein, mein Herr, nein," sagte der Erzähler, „es gibt eine mütterliche Scham, die weit größer ist, als die jungfräuliche. Einem Sohne, von dem man immer als die reinste und heiligste der Frauen verehrt wurde, sagen: „Ich bin nichts, als eine Ehebrecherin;" einem Kinde, das stolz auf den Namen ist, den es mit Glanz trägt, sagen: „Es ist nicht der deinige;" dem Geständnisse eines Fehltritts das Geständniß einer Lüge beifügen, die seit zweiundzwanzig Jahren fortgedauert hat, — das ist nicht möglich, keine Mutter würde es thun, wenigstens ohne abscheuliche Kämpfe, wenigstens ohne......."

„Ohne einen schönen Monolog," fiel der Dichter ein; „das ist der Gegenstand eines schönen Monologes. Aber dann, als der Monolog vorüber war, was that diese Mutter?"

„Sie werden gleich hören, was sie that.

„Sie begab sich zu ihrem Sohne, welcher, nach den Worten Hugues, seine Mutter erwartete; und, sich mit allem ihrem Muthe waffnend, sagte sie zu ihm:

„„Lionel, mit Tagesanbruch mußt Du dieses Haus verlassen!""

„„Ich erwartete das, meine Mutter.""

„Bei dieser Antwort stand Ermessiade erstaunt da, und nachdem sie ihren Sohn lange Zeit betrachtet hatte, wie um zu errathen, was ihm so genaue Winke habe geben können, fuhr sie erschreckt fort:"

„„Und warum hast Du das erwartet?""

„„Ihr seht, daß ich Recht hatte, es zu erwarten.""

„„Aber hattest Du einen Grund, dieses Unglück zu befürchten?""

„„Ja, meine Mutter.""

„„Und welcher ist das?""

„„Könnt Ihr mir den sagen, welcher veranlaßt, daß Ihr mir eben meine Abreise ankündigtet?""

„Die unglückliche Mutter schwieg; sie glaubte sich

verrathen und verbarg weinend den Kopf in ihren Händen; Lionel näherte sich ihr und sagte zärtlich:"

„„Mußte mich nicht seine Aufnahme warnen? Aber weint nicht, meine Mutter, weint nicht .... denn Alles das wird enden. Mein Vater haßt mich; warum haßt er mich? Ich werde es erfahren!""

„Ermessiade sah, daß sie sich getäuscht hatte, und von dem Gedanken zurückkommend, sich vor ihrem Sohne zu erniedrigen, antwortete sie ihm:"

„„Er kennt Deine Liebe für Alix.""

„„Und deßwegen entfernt er mich?"" „versetzte Lionel mit einem Lächeln des Unglaubens."

„„Deßwegen, Lionel; ich schwöre es Dir.""

„„„Ja,""" „erwiederte er bitter;" „„„es kann wahr seyn; aber es war nicht deßwegen, daß er mich vor vier Jahren abreisen ließ; es ist nicht deßwegen, daß er mich seit meiner Geburt haßt. Meinetwegen, ich werde abreisen, ich werde dieses Schloß verlassen, um nie mehr zurückzukehren. Noch diese Nacht, und mein Vater wird nicht mehr von mir sprechen hören."""

„„„Du hast Deinen Entschluß sehr schnell gefaßt, Lionel."""

„„„Ich wollte Euch die Mühe des Bittens und Flehens ersparen, meine Mutter; und nun, wo Ihr mich unterwürfig und gehorsam gefunden, wie Ihr es wünschen mußtet, lebt wohl bis morgen, meine Mutter; bis dahin legt Euch zu Ruhe, geht ......"""

„„„Werde ich Dich vor Deiner Abreise noch sehen?"""

„„„Ach, ja, Ihr werdet mich sehen, Ihr werdet mich sehen; wir werden uns nicht so trennen."""

„„„Lionel, Du sinnst auf keine Gewalthat, nicht wahr? Deine Ergebung erschreckt mich."""

„„„Ich ahme die Eurige nach, meine Mutter."""

„„„Ach, die meinige, das ist sehr verschieden. Aber zürne mir nicht, daß ich diese angenommene Ruhe fürchte: es ist nicht der Charakter, den ich an Dir kenne."""

„„Die Zeit verändert Alles und zerfrißt den härtesten Mamor.““

„„Die Erniedrigung, welche man mit so viel Geduld verschluckt, denkt manchmal an Rache.““

„„Denkt Ihr also daran?““

„„Es ist so; es ist ein hartnäckiges Schweigen, durch welches das Unglück zum Verbrechen führt.““

„„Hat Euch das Eurige dazu geführt?““

„„Nein, aber es rührt vielleicht davon her.““

„„Meine Mutter!““ „rief Lionel zurückweichend; .... „„meine Mutter!““ „wiederholte er mit schrecklicher Stimme.“

„Aber plötzlich erholte er sich; und vor seiner Mutter auf die Kniee fallend, sagte er zu ihr:“

„„Ach, nein, Ihr seid die heiligste und reinste der Frauen; verzeiht mir, daß ich vergaß, wie Ihr zu ergeben seid, um Euch anzuklagen, damit nicht ich, ich, den Gemahl anklage, der Euch so viel leiden ließ, und der mich wegjagt. Nein, meine Mutter, nein, Ihr seid nicht strafbar, Ihr, die ich, seit ich in der Welt bin, diesem nichtswürdigen Hause das Beispiel der ungetrübtesten Tugend geben sah, ... nein! ... aber Ihr seid unglücklich, und dieses Unglück, es muß enden um Euretwillen und um meinetwillen.““

„„Und was willst Du thun?““

„„Ich werde es Euch sagen, meine Mutter.““

„„Und bis dahin?““

„„Bis dahin werde ich der Ehrfurcht nicht vergessen, welche ein Sohn seinem Vater schuldig ist; das schwöre ich Euch.““ —

„Ermessiade verließ ihren Sohn, sie zitterte über das, was vorgehen würde, aber sie fand nicht die Kraft, es vorherzusehen, oder es zu hindern. Nicht ungestraft gewöhnt sich die Seele während zwanzig Jahren an ergebungsvollen Gehorsam. Die Gewohnheit, welche man einem festen Charakter entschlossen auferlegt, endet damit, daß sie stärker wird, als dieser selbst. Der best gehär-

tete Stahl springt nicht mehr zurück, wenn er zu lange Zeit gebogen war. Dahin war Ermessiade gekommen; Alles war in ihr zerbrochen, bis auf die mütterliche Liebe, welche sich leicht unter alle Erniedrigungen gebeugt hatte, um ihren Sohn zu beschützen und zu bedecken, so lange er klein und schwach war, und die sich nun, wo er groß und stark war, nicht mehr bis zu ihm erheben konnte."

„Kaum war Ermessiade weggegangen, als auch Lionel seinerseits das Gemach verließ und in den großen Saal des Schlosses zurückkehrte. In einem Winkel desselben wachte eine Frau, welche eine Lampe neben sich stehen hatte. Beim Geräusche von Lionel's Schritten wandte sie sich rasch um und stieß einen Schrei aus; Lionel eilte auf sie zu und erkannte Alix. Sie weinte und wollte ihre Thränen verbergen, aber diese Anstrengung war vergebens; die Quelle war offen und schloß sich nicht nach ihrem Willen, nun ließ Alix, ohnmächtig, ihren Schmerz zu verbergen, ihm freieren Lauf, und aus Scham, weinend getroffen worden zu seyn, weinte sie noch mehr."

„Lionel's Herz war mit einem doppelten Schmerze gepanzert; er empfand die Verzweiflung getäuschter Liebe und mißkannter kindlicher Zärtlichkeit; er war unglücklich genug, um mitleidslos zu seyn, und sagte kalt zu Alix:

„„Euer edler Gemahl hat Euch also aus seinem Bett gejagt, weil ich Euch mitten in der Nacht in diesem eiskalten Saale treffe?""

„Diese Worte hätte Alix eine Stunde zuvor durch eine beleidigende Prahlerei beantwortet; aber in diesem Augenblicke war sie gänzlich überwunden und antwortete, die Arme ringend:

„„Ja, er hat mich daraus weggejagt.""

„Als Lionel an Alix diese harten Worte richtete, hatte er sie durch eine erniedrigende Voraussetzung zu verwunden geglaubt; aber sobald diese Voraussetzung sich

wahr erfand, begriff er, daß seine Worte nicht mehr ein Sarcasmus, sondern eine brutale Rohheit waren."

„„Weggejagt!"" „rief er."

„„Ja, weggejagt!"" „wiederholte Alix;" „„weggejagt mit Verachtung, geschmäht, geschlagen, weil""......„Sie hielt inne und fing wieder zu weinen an."

„Mitleid, Unwillen, Liebe stritten in Lionels Herzen; aber der Zorn riß ihn hin; er zürnte ihr, so tief herabgestiegen zu seyn, er, der sie in seinem Herzen so hoch gestellt hatte, das Unglück, dem sie Preis gegeben war, erinnerte ihn so grausam an das Glück, das sie ihm gewährt hätte, daß er nicht ein Wort des Trostes an sie richten konnte und ihr bitter antwortete:"

„„Unsere Schicksale waren nie vereint, Alix, aber sie gleichen sich; der, welcher Euch anbeten sollte, mißhandelt Euch, wie der, welcher mich segnen sollte, mir flucht. Ihr werdet aus jenem Zimmer weggejagt, und ich aus diesem Schlosse.""

„„Ihr!"" „rief Alix mit Schrecken; „„Ihr verlaßt dieses Haus?""

„„Morgen!""

„„Und wer wird mich denn hier beschützen?"" „sagte Alix verzweifelnd."

„Lionel fühlte sein Herz nahe daran, sich der Vergebung zu öffnen. Dieser Ruf, mit aller Hingebung des Schmerzes ausgestoßen, hätte ihn ohne Zweifel bei jedem anderen Weibe gerührt; aber Alix hatte zu strafbar gegen ihn gehandelt, und er begnügte sich, zu antworten:"

„„Habt Ihr nicht einen Beschützer gewählt, der dieses Schloß nicht verlassen wird?""

„Bei dieser kalten Antwort gewann Alix ihren ganzen Stolz wieder."

„„Messire,"" „sagte sie," „„vergeßt, daß Ihr mich hier weinend und seufzend fandet, und ich will

vergessen, daß ich Euch hier roh und ohne Achtung gegen eine Frau traf, welche weinte.''"

„Dieser Vorwurf traf gerade Lionels Stolz. Dasselbe Gefühl, das ihn so unbarmherzig gemacht hatte, dasselbe Gefühl ließ ihn plötzlich seine Sprache ändern. Lionel wollte nicht, daß man sagen könne, eine Frau in Thränen, wer sie auch war, habe ihn angefleht und er habe sie zurückgestoßen. Nach einem Augenblicke des Schweigens sagte er zu Alix:"

„„Ich werde Alles vergessen, Madame, außer dem, was Ihr mich vergessen hießet; ich will der Vergangenheit vergessen, in der Ihr mir so viel Grund gabt, Euch zu fluchen, um der Gegenwart zu gedenken, in der Ihr das Recht habt, mich zu verachten. Ich werde mich erinnern, daß ich Euch weinend und trostlos traf und Euch nicht meinen Schutz und meine Hülfe anbot; und ich flehe Eure Vergebung über mein unwürdiges Benehmen an, indem ich Euch diese anzunehmen bitte.""

„„Ich danke Euch,"" „sagte Alix;" „„ich habe ein Jahr so verlebt; ich werde auch ferner so leben.""

„„Was!"" „fuhr Lionel mit wirklichem Staunen fort," „„es ist nicht das erstemal, daß Gérard gewagt hat, Euch so zu behandeln?""

„„Und es wird ohne Zweifel nicht das letztemal seyn.""

„„Aber Trunksucht und Liederlichkeit haben ihn des Verstandes beraubt?""

„„Ihr täuscht Euch, Lionel; er hat seine Vernunft, wenn er so handelt.""

„„Und warum hat er Euch denn weggejagt?""

„„Weil ich ihn zurückstieß, weil er weiß, daß ich ihn nicht liebe. Er ist nicht ungerecht, wie Euer Vater gegen Euch; denn warum jagt dieser Euch weg?""

„„Weil er weiß, daß ich Euch liebe!"", antwortete Lionel, die Arme kreuzend und sich vor Alix stellend, als wolle er ihr sagen:"

„„„Sieh, bis zu welchem Punkte ich schwach und feig bin!“““

„„„Ach!“““ „rief Alix mit dem Tone der Freude, welche sie nicht unterdrücken konnte,“ „„„Ihr liebt mich also?“““

„„„Ja, ich bin ein Thor in diesem Punkte!“““ „entgegnete Lionel, sich seines Geständnisses schämend.“

„„„Du liebst mich noch, Lionel, Du hast es mir gesagt,“““ „fuhr Alix, vor ungewöhnlicher Bewegung zitternd, fort.“

„„„Habe ich es Dir gesagt? . . . . . .“““

„„„Ja, Lionel, Du liebst mich, und . . . . . .“““

„Sie hielt inne, warf einen heimlichen Blick umher, und sagte, ihm näher tretend:“

„„„Und ich liebe Dich!“““

„„„Du?“““

„„„Du weißt es wohl, Lionel; Du weißt es wohl, Du, dessen Herz voll Stolz ist, warum ich Deinen Bruder geheirathet habe; Du weißt wohl, daß Du mir eines Tages sagtest, Dein Vater würde die Tochter einer Frau von berüchtigtem Rufe nicht als Schwiegertochter annehmen. Du hast mich in meiner Mutter beleidigt, Du warst mitleidslos gegen sie.“““

„„„Weil Deine Mutter Dir ihren frivolen Geist gab und ihre leicht verführbare Seele.“““

„„„Ach! Du würdest nicht so reden, wenn Du wüßtest, was für ein Mann es war, der meine Mutter verführte, und dem ich mein Leben verdanke. Er glich Dir, Lionel; er war glühend, mitleidslos, schön und tapfer, wie Du; sie liebte ihn, wie ich Dich liebe; sie verirrte sich um seinetwillen, wie ich mich um Deinetwillen verirre.“““

„„„Und wer war es?“““ „fragte Lionel mit Stolz.“

„„„Ein edler Genueser, der alle Schönheiten, alle Reize, alle Reichthümer, alle Verführung besaß, selbst

die, für alle Weiber verderbenbringend zu seyn, die er liebte.'''

„‚Und sein Name?"„

„‚‚Sein Name .... ich kann ihn Dir nun sagen; ein fremder und unbekannter Name; man nannte ihn den schönen Zizuli, und er verschwand aus Frankreich, wie er erschienen war, und ließ meine Mutter, welche sich um seinetwillen von ihrem Gatten und ihrer Familie getrennt hatte, in gänzlicher Verlassenheit zurück.'''

„‚‚Alle die, welche Dich in Paris gekannt haben, wissen das.'''

‚„Aber keiner meiner tödtlichsten Feinde hat es mir jemals vorgeworfen, und Du, Du hast es mir mit Härte in's Gesicht zum Vorwurf gemacht!'''

„‚‚Ich sagte es Dir, als ich Dir meine Hand und meinen Namen anbot, Alix.'''

„‚Ja, aber außerhalb Frankreich, um diesen Namen wie einen gestohlenen Namen zu tragen. Nun! Ich wollte Dir zeigen, daß ich ihn in seinem ganzen Glanze tragen würde; ich habe es gewollt, ich habe es erreicht.'''

‚‚‚Und er drückt Dich?'''

„‚‚Genug, um ihn zu Boden werfen zu wollen. Du verläßt dieses Schloß morgen, Lionel: wenn Du willst, werde ich es auch verlassen.'''

‚‚‚Du!'''„sagte Lionel, in dem nun alle Wünsche und die ganze Gluth einer heftigen Liebe in einem starken Körper erwachten; einer Liebe der Sinne und des Geistes, blind und eigenwillig, mit der sich noch der Gedanke verband, sich, indem er Alix dem Bruder raubte, der sie ihm geraubt, und der ihm keinen Platz an dem väterlichen Heerde ließ, zu rächen." „‚‚Du willst es?''„fuhr er fort;" „‚‚Du willst es? Nun, es sey! Aber nicht morgen, in dieser Nacht noch müssen wir fliehen, in einer Stunde!'''

‚‚‚In einer Stunde!'''„entgegnete Alix, welche

sich der Handlung, die sie begehen wollte, so nahe sah und davor zurückbebte.''

„„Ja, in einer Stunde,““ „sagte Lionel.''

„„Aber täuschest Du mich nicht wieder? Wirst Du kommen?““

„„Du zweifelst daran, Lionel?““

„„Weil Du mich schon einmal getäuscht hast, Alix.““

„Dann zögerte sie und blickte erschreckt umher,''

„„Du wirst es nicht wagen!““ „sagte Lionel zu ihr.''

„Alix neigte sich gegen das eheliche Gemach, wie um den lärmenden Schlaf ihres Gatten zu hören; dann richtete sie ihren Blick wieder auf Lionel, der, mit Geringschätzung lächelnd, wiederholte:''

„„Du wirst es nicht wagen.““

„In diesem Augenblicke rief sie, wie vom Schwindel ergriffen und die Lampe vom Tische werfend, die erlosch:''

„„Wohl! Lionel! Komm, laß uns fliehen!““

„Die Nacht war düster; denn dichte Wolken, welche sich langsam zusammen zogen, vermehrten ihre Dunkelheit; nun wollte Lionel ein Verbrechen zwischen Alix und ihre Schwäche stellen, und er nahm sie in seine Arme.......''

„Ich verstehe vollkommen,'' fiel der Poet ein; „hier lassen wir nothwendig den Vorhang fallen.“

„Das scheint mir wirklich nothwendig,'' sagte der Baron lachend.

„Wer weiß?'' versetzte der Teufel: „das Drama verweilt nicht bei solchen Lappereien.''

„Der Herr scherzt,'' sagte der große Mann in scherzhaftem Tone.

„Wahrlich, nein,'' erwiederte Satan; „man hat Dinge gesehen, welche in dieser Art viel hoffen lassen können; der einzige Umstand, welcher die Scene schwie-

rig machen könnte, wäre der, zur bestimmten Zeit einen Darsteller zu bekommen“ . . . . .

„Besonders wenn das Stück hundert Vorstellungen erlebte,“ sagte der Baron, der sich so weit vergaß, sich auf einen Scherz von so schlechtem Geschmack und besonders in der Umgebung, in der er sich befand, einzulassen.

XXII.

Dritter Akt.

„Also,“ fuhr der Poet fort: „das wäre das Ende unseres zweiten Aktes.“

„Es sey,“ sagte Satan; „und nun werden wir den dritten mit dem Augenblicke beginnen, in welchem Lionel, nachdem er alle nothwendigen Maßregeln genommen hatte, um Alix zu zwingen, ihm zu folgen, sich mitten in der Nacht zu dem alten Hugues begab. Während der Zeit, welche in höllischer Dunkelheit verstrichen, war ein furchtbares Gewitter aufgestiegen, und es rollte von innen und außen von schrecklichen Blitzen und fürchterlichen Donnerschlägen.“

„Ermessiade ihrerseits hatte sich zu ihrem Gemahl begeben und ihm den Auftritt erzählt, den sie mit ihrem Sohne gehabt hatte. Indessen sprach Ermessiade nur von der Unterwürfigkeit des jungen Mannes, in der Hoffnung, Hugues zu erweichen, indem sie ihm sagte, Lionels Liebe sey sehr schwach, da er den Wünschen seines Vaters so wenig Widerstand entgegengesetzt habe, und es sey wenig Gefahr dabei, ihn in Alix Nähe zu lassen, besonders in einem Momente, wo er weit häufiger mit der Lanze in der Faust im Felde stehen, als sich im Schlosse aufhalten würde.“

„„„Ach, dort ist es, wo die Gefahr liegt, Ermessiade,““ „antwortete der Alte;“ „„„denn die Frauen sind so geschaffen, daß sie sich von dem einnehmen lassen, der alle seine Tage und Stunden zu ihren Knieen zubringt, bereit, ihrem kleinsten Worte zu gehorchen, ein Sklave ihrer flüchtigsten Launen und ihrer ausschweifendsten Wünsche, ein aufmerksamer Knecht, dem sie mit ihrer Liebe lohnen, weil sie ihn nicht mit Gold bezahlen können; oder sie geben sich auch einem Manne hin, der sie kaum anschaut, einem Manne, der seinen Ehrgeiz höher gerichtet hat, als sie; und eines Abends, wenn er in das Schloß zurückkehrt, ganz bedeckt mit Blut und Staub, das Auge flammend im Nachgefühle eines Sieges, erhoben durch das Triumphgeschrei seiner Krieger, berauschen sie sich in seinem Anblick und öffnen ihm ihre Arme, um an ihrem Busen von einer so edlen Anstrengung auszuruhen. Und das ist es, was Alix begegnen würde; eines Abends, an dem ihr Gemahl trunken in seinem Bette schliefe, würde ihr Geliebter mit stolzer Stirn die Thüre der verlassenen Gattin überschreiten. War es nicht beinahe so, Ermessinde?“

„Ermessiade schwieg noch immer und sagte dann:

„„„Euer Wille geschehe, mein Herr; er wird gehorchen.““

„In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre des Zimmers und Lionel erschien; bei dem Anblick seiner Mutter, welche er nicht bei dem Alten zu finden dachte, stand er still.“

„„„Wer hat Euch gerufen?““ „sagte der Alte streng, indem er sich gegen ihn wendete.“

„„„Was willst Du hier machen?““ „rief seine Mutter, auf ihn zustürzend.“

„Lionel bewahrte einen Augenblick sein Schweigen; er hatte das irre Aussehen eines Menschen nach seinem ersten Verbrechen. Doch erholte er sich, und seine Mutter sanft zurückschiebend, antwortete er:

„„„Da es der Zufall gewollt hat, so seyd Zeuge,

meine Mutter, von dem, was ich meinem Vater sagen werde.''''

,,,,Du hattest mir geschworen, abzureisen, Lionel.''''

,,,,Und ich werde abreisen.''''

,,,,Du hattest mir geschworen, unseren beiderseitigen Herrn nicht aufzusuchen.''''

,,,,Ich habe Euch geschworen, die Ehrfurcht nicht zu verletzen, welche ich meinem Vater schuldig bin; und ich werde ihn ehrfurchtsvoll befragen.''''

,,,,Ach, schweige!'''' ,,rief Ermessiade;'' ,,,,um was hast Du ihn denn zu fragen?''''

,,,,Ich habe ihn zu fragen, warum Ihr unaufhörlich weint, warum ich stets geächtet bin?''''

,,,,Du willst es wissen?'''' ,,rief Hugues, plötzlich sich erhebend.''

,,,,Ach, schweigt, schweigt!'''' ,,fiel Ermessiade ein, ihren Sohn verlassend, um auf ihren Gatten loszustürzen.''

,,Hugues sah sie an und wurde von Mitleid für Mutter und Sohn ergriffen.''

,,,,Entferne Dich! Entferne Dich!'''' ,,sagte er zu dem letzteren.'' ,,,,Frage mich nicht um das, was ich seit zweiundzwanzig Jahren in meinem Herzen verschloß.''''

,,Dieses Wort schien Lionel zu blenden, wie der plötzliche Strahl eines verderbenbringenden Scheines.''

,,,,Seit zweiundzwanzig Jahren!'''' ,,sagte er langsam und auf seine Mutter einen Blick werfend, in welchem sich der ganze Verdacht aussprach, welchen dieses Datum in ihm entstehen ließ.''

,,Die Mutter konnte diesen schrecklichen Blick ihres Sohnes nicht aushalten, und in der Schmach, welche auf ihr Haupt fiel, wie der ewige Felsen des Sisyphus, sank sie auf die Kniee, indem sie an alle Beide, ihren Gatten und ihren Sohn, gewendet, rief:''

,,,,Gnade! Gnade!''''

,,Lionel blieb unbeweglich, seine Augen schloßen sich; dann strich er heftig mit der Hand über die Stirn, um den kalten Schweiß abzutrocknen, von welchem sie bedeckt

war; denn sein Gedanke hatte in diesem so kurzen Augenblicke eine lange und traurige Reise zurückgelegt: er hatte seine ganze Vergangenheit zurückgerufen, und seine ganze Vergangenheit war ihm nun klar geworden. Zu dem gegenwärtigen Augenblicke zurückgekehrt, öffnete er seine Augen, um sich zu überzeugen, daß er nicht träume, und er sah Hugues, der ihn mit wilder Freude betrachtete, und seine Mutter auf den Knieen, welche nicht wagte, ihn anzusehen."

„Lionel war keines jener nachsichtigen und menschlichen Wesen, welche ihr Herz von plötzlichem und lautem Mitleid ergriffen fühlen. Lionel vergab seiner Mutter nicht, wiewohl er wußte, mit welcher langen Qual sie ihren Fehltritt bezahlt hatte; aber er schwankte nicht zwischen dem Schmerze Ermessiade's und der Freude Hugues, und sich gegen seine Mutter neigend, sagte er:"

„‚Erhebt Euch, Madame, und weint nicht. Lionel von Roquemure beschützt Euch nun.'"

„‚‚Nun, nachdem Du wissen wolltest, warum ich Dich hasse,''' „sagte der Alte," „‚‚gibt es keinen Lionel von Roquemure mehr hier.'''

„‚Du hast Recht, Alter! Behalte Deinen Namen; ich erröthe darüber, ihn getragen zu haben.'''

„Der Alte lächelte mit Verachtung.'

„‚‚Ach, lache nicht, Sir Hugues von Roquemure,''' „fuhr Lionel fort:' „‚Jedem das, was ihm gehört. Eben gab es hier noch einen jungen Mann, der sein Schwert über die Familie Roquemure ausgestreckt hatte und der Glanz, welcher aus diesem Schwerte sprühte, war so lebhaft, daß Niemand daran dachte, darüber wegzusehen, daß Niemand wußte, dieser Name sey in die Hände eines kraftlosen Greises und eines Dummkopfs ohne Muth gefallen. Nun, da dieser Name ihm nicht mehr gehört, zieht der Bastard sein Schwert zurück, um es für seine Heereszüge aufzubewahren, denn er hat keine andere Stütze mehr als sein Schwert, und

er läßt die Blicke der Welt bis zu Euch dringen. Es geschehe, wie Du gesagt hast, Sir von Roquemure, Du nimmst Deinen Namen, ich meinen Ruhm zurück. Ich bin zufrieden mit der Theilung.""

„„Und an welchen Namen wirst Du diesen so hohen Ruhm knüpfen?""

„„An den, welchen ich mir schaffen werde!""

„„Nimm den Deines Vaters nicht, Du könntest dadurch seinen Ruhm vertheidigen!""

„„Welcher er auch sey, er muß edel getragen worden seyn, weil der, welcher mir ihn nicht zu hinterlassen vermochte, das Herz meiner Mutter rühren konnte!""

„„Es war ein edler und reicher Abenteurer, in Wahrheit, dieser prächtige Genueser, der den Weibern durch seine Schönheit gefiel, und der ihnen die Entehrung als Lebewohl hinterließ.""

„„Ein Genueser! Ein Genueser!"" .... „wiederholte Lionel mit einer fürchterlichen Ahnung; dann fügte er mit gebrochener Stimme bei:" „„Und sein Name? .... Sein Name?""

„„Nimm' ihn an, Lionel! Er hat einen hohen Ruf von Niederträchtigkeit, Verbrechen und Schönheit; nimm ihn an, und noch viele Frauen werden sich dem schönen Zizuli ergeben.""

„„Zizuli!"" „rief Lionel mit einer Stimme, welche durch das ganze Schloß schallte. Hugues blieb stumm vor Staunen. Ermessiade erhob sich, wie mit dem Brüllen eines wilden Thieres."

„„Zizuli! Zizuli!"" „wiederholte Lionel, wechselsweise seine Mutter und den Alten ansehend."

„Hugues, glücklich über die fürchterliche Verzweiflung Lionels, genoß dieselbe, ohne jedoch ihren Grund derselben zu fassen. Und sich dann an Ermessiade wendend, sagte er mit grausamem Lächeln zu ihr:"

„„Sieh', Ermessiade, sieh', wohin der Ehebruch führt!""

„„Du weißt es nicht, Hugues,"" „sagte Lionel,

sich diesem nähernd, „„„Du weißt es nicht; Du glaubst, daß er nur zum Schmerze, zur Verzweiflung, zum Wahnsinne führe: Du täuschest Dich, er führt zur Blutschande.

„Hugues und Ermessiade wichen mit Entsetzen zurück.“

„„Versteht Ihr mich nicht?““ „rief Lionel, auf sie zutretend;“ „„„weißt Du nicht, feiger Alter, der Du den Geliebten Deiner Frau nicht tödtetest, weißt Du nicht, daß Deine Schwiegertochter die Tochter meines Vaters ist, und daß die Tochter meines Vaters sich mir hingegeben hat?““

„„„Alix!““ „riefen der Alte und Ermessiade zugleich. „Alix!“ „Ermessinde fiel ohnmächtig zu Boden; aber der alte Hugues, in seinem Zorne einige Kraft wiederfindend, stürzte auf Lionel los und packte ihn, wobei er rief:“

„„„Zu mir, zu mir, meine Krieger, zu mir! Tod für Lionel! Tod dem Elenden! Tod dem Blutschänder!““

„Lionel, dessen Vernunft unter dem Schlag dieser schrecklichen Entdeckung schwankte, stieß den Alten heftig zurück, so daß er neben Ermessiade niederfiel, und stürzte ohne Besinnung aus dem Zimmer. Er durchschritt die langen Corridors, die ihn zu seinem Vater geführt hatten; so gelangte er, bleich, eiskalt, zitternd, in den großen Saal, wo Alix ihn erwarten sollte.“

„„„Du bist lange Zeit ausgeblieben!““ „rief eine Stimme neben ihm.“

„Lionel wandte sich um, und sah beim Scheine der Blitze, die mit Schnelligkeit auf einander folgten, seine Schwester Alix vor sich stehen.“

„„„Welches Verbrechen hast auch Du eben begangen?““ „rief sie, als sie ihn schaudern und zittern hörte.“

„„„Ehebrecherin und Blutschänderin!““ „antwortete Lionel, sie zurückstoßend, während das Ungewitter in seiner ganzen Wuth losbrach.“

„„Was sagst Du?““ „versetzte Alix;“ „„hast Du vergessen, daß ich Dich erwartete?““

„„Folge mir, wenn Du es wagst, Weib Gérard's!““ „entgegnete Lionel.“

„„Ich bin es nicht mehr,““ „sagte sie, mit dem Fuße die Thüre aufstoßend und den Elenden in seinem Bette erwürgt zeigend.“

„„Ha, auch ein Mord noch!““ „rief Lionel zurückweichend.“

„„Er begann zu erwachen, und ich erwartete Dich!““

„„So folge mir denn, wenn Du es wagst,““ „fuhr Lionel fort, dessen Vernunft verloren war;“ „„Tochter Zizuli's, ehebrecherische Wittwe Gérard's von Roquemure, Du bist die blutschänderische Verlobte des Sohnes Zizuli's.““

„Und sey es, daß alle Beide mit einem schrecklichen Tone diese unseligen Worte wiederholten, sey es, daß eine höllische Stimme sie neben ihnen aussprach, kurz es schien einen Augenblick, daß alle Echo's des Schlosses Roquemure von den Worten: „Ehebrecherin, Mörderin, Blutschänderin“ wiederhallten.“

„Dann entfloh Lionel. Indem er den Vorhof durchschritt, welcher diesen Saal von der Einlaßpforte trennte, hörte er die Pferde unter dem Geklirre ihrer Rüstung wiehern. Wiewohl er Eile hatte, zu fliehen, und zwar rasch zu fliehen, schritt er vorüber; aber an dem Thore des Schlosses bemerkte er, durch einen Pagen gehalten, einen schnellen Klepper, eine herrliche Stute, welche Alix für ihre Flucht hatte rüsten lassen. Durch eine instinktmäßige Bewegung bemächtigte er sich des Zügels und schwang sich auf die Stute; das Fallgatter hob sich, und er verließ das Schloß ohne anderen Zweck, als es zu verlassen, und ohne seinem Pferde irgend eine Richtung zu geben, das mit der Schnelligkeit eines Hirsches gegen den Fuß des Hügels flog.“

„Während das auf einem Flügel des Schlosses vor-

ging, trug sich ein nicht minder schrecklicher Vorfall in dem Zimmer des Sir Hugues zu. Der Alte hatte sich erhoben und Ermessiade mit ihm."

„„Lionel, Lionel!"" „fing sie an zu rufen, indem sie sich gegen die Thüre schleppte, durch welche ihr Sohn verschwunden war."

„„Fürchte nichts,"" „sagte der Alte wüthend," „„Du wirst ihn wiedersehn!""

„Augenblicklich wollte Hugues zur Verfolgung Lionels hinausstürzen, aber Ermessiade warf sich vor ihm nieder, um ihm den Weg zu versperren. Dadurch nahm die Wuth Hugues zu und, seinen Dolch ziehend, durchbohrte er die Unglückliche. Er glaubte sich frei; aber sie, mit dem letzten Reste ihrer Kräfte ihn umklammernd, hielt ihn zurück; in seiner Wuth zerfetzte er ihr mit seinem Dolche die Hände, um sie zu zwingen, ihn loszulassen; der Kampf dauerte lange genug, um Lionel Zeit zur Flucht zu lassen."

„Endlich unterlag Ermessiade und der Alte konnte das Zimmer verlassen. Seit lange hatte sein Geschrei und das Ermessiade's die Bewohner des Schlosses aufgeweckt, die nach dem von Lionel verlassenen Saale liefen, und dort Hugues fanden, der Alix mit Wuth fragte:"

„„Wo ist er? Wo ist Dein Geliebter? . . . . Wo ist der Elende?"" „Sie antwortete nicht und blieb stumm. Der Alte stürzte nun in das Zimmer seines Sohnes und rief:"

„„Gérard! Gérard!""

„Lange Zeit verstrich, ohne daß man etwas vernahm, ohne daß Jemand es wagte, die Schwelle der Thüre zu überschreiten."

„Als Hugues dieses Gemach verließ, hätte man geglaubt, eine übermenschliche Kraft beseele diesen hinfälligen und schwachen Körper. Die Blässe seines Gesichtes war erschreckend; seine weißen Haare sträubten sich um sein Haupt."

„Nicht allein den Leichnam seines Sohnes hatte er in jenem Zimmer, er hatte auch, beim Leuchten der Blitze, den über das Feld fliehen gesehen, welchen er für dessen Mörder hielt und der fliehend längs der Mauer des Schlosses hinritt."

„Ohne Zweifel hatte ein Dämon ihn beseelt, ohne Zweifel sich ein schrecklicher Gedanke, einer jener Gedanken seiner bemächtigt, welche den Menschen mit der Schnelligkeit eines Adlers überfallen und ihn mit ihren eisernen Krallen umklammern, denn er stieß weder einen Schrei, noch Verwünschungen aus; aber mit kurzer und starker Stimme, in der man die seinige nicht hätte erkennen können, ertheilte er einige Befehle. Der Gehorsam der Diener war etwas Gewöhnliches im Schlosse Roquemure; und dennoch war er nie so schnell und vollständig gewesen, so sehr hatte die Festigkeit der Stimme Hugues und die Sicherheit seines Ganges Jedermann mit Entsetzen und Staunen ergriffen."

„In einem Augenblicke wurden der Leichnam Gérard's, Ermessiade und Alix in den großen Hof des Schlosses getragen, wohin man bereits drei herrliche Pferde geführt hatte, kräftige Hengste, welche wiehernd Sätze machten. Die Stricke waren bereit, und in einem Augenblicke wurden der Leichnam Gérard's, die sterbende Ermessiade und Alix, welche sich mit allen Kräften sträubte, auf die drei Renner gebunden.

„Kaum waren die letzten Knoten geschlungen, als Hugues mit donnernder Stimme rief:"

„„Und nun, laßt der Gerechtigkeit der Hölle ihren Lauf!""

„Das Thor öffnete sich und die Pferde, ihre dampfenden Nüstern den Windstößen des Sturmes öffnend, welche ihnen die noch warmen Dünste der Stute zurücktrugen, jagten durch das offene Thor.

„Hugues richtete seinen festen Schritt dahin und traf auf den alten Priester Audoin, der in Folge seiner Schwäche und seines Alters sich zu spät erhoben hatte,

und nur von der Bestrafung der Schuldigen Zeuge gewesen war."

„„„Was habe ich eben erfahren?"" „sagte er;" „„„Gérard ist todt.""

„„„Ja, und Du kannst für das Heil seiner Seele beten.""

„„„Ach, ich habe eben die schreckliche Rache gesehen, welche Du vollzogst, und das Heil Deiner Seele ist es, für welches ich besonders beten muß.""

„„„Verliere Deine Gebete nicht an mich, Priester: bei dem Anblicke meines todten Sohnes habe ich von dem Himmel Rache gefordert, und die Hölle hat mir Antwort gegeben. Um diesen Preis der Rache gebe ich ihr meine Seele; ich will sie ihr senden.""

„Augenblicklich schloß der Alte die Thüre dieses Saales, und einen Augenblick nachher hörte man die Flamme prasseln und den Brand knistern. Bald erschien Hugues vor Aller Augen; er hatte den Gipfel des höchsten Thurmes erstiegen, und dort, zwischen dem Feuer des Himmels und dem der Erde stehend, blieb er unbeweglich, wie eine weiße Statue. Von der Höhe seines angezündeten Schlosses, bei dem Scheine dieser Flammen, welche ihn nicht mehr vernichten zu können schienen — denn er mußte ihre unvergängliche und ewige Nahrung werden, konnte er die Rache sich erfüllen sehen, welche die Hölle ihm versprochen hatte."

„In der That waren die wilden Hengste in ihrem Laufe den Hügel hinabgejagt, einander verfolgend, überholend, über einander herfallend, während der Leichnam Gérard's, an die Flanken, die Croupe und an den Hals seines Renners schlagend, hin- und herflog, während Ermessiade sterbend, mit verzweifelter Hand sich an die Mähnen des ihrigen klammerte, und Alix die Bande, welche sie hielten, zu lösen versuchte. Was Lionel betrifft, so hatte er seine edle Stute auf gut Glück hinlaufen lassen, und diese, an eine festere Hand

gewöhnt, hatte den Weg zum Schlosse wieder eingeschlagen.“

„Lionel bemerkte dies nur durch die plötzliche Helle, welche vor ihm aufflammte. Er betrachtete, ohne sich Erklärung zu geben, jenen rothen Schein, der sich mit dem Strahle der Blitze kreuzte, als plötzlich ihm zur Seite der gestreckte Gallopp des ersten Hengstes vorüberbrauste, und Lionel bei dem Satze, welchen das stolze Thier machte, um anzuhalten, den blutigen Leichnam seines Bruders sich vor ihm hin und her bewegen sieht. Er stößt einen Schrei aus, ein andrer Schrei antwortet ihm. Er wendet sich um, und sieht auf der anderen Seite Alix vorüberfliegen, bleich, entstellt, mit wildem Blick, die schnell wieder verschwindet. Wie in dem Augenblicke, wo er das Geheimniß seiner Geburt erfahren, zweifelt er und schließt die Augen; er will fliehen, als eine Stimme ihn ruft; er öffnet die Augen wieder, blickt auf, ... es ist Ermessiade, die Hände, von welchen das Blut trieft, gegen ihn ausstreckend, Ermissiade, die ruft:“

„„Ich bin es, Lionel, Deine Mutter!““

„Bei diesem Anblick durchdringt Furcht, eisige Furcht Lionel plötzlich Mark und Bein; er zweifelt und fühlt sich nahe daran, Kraft und Vernunft zu verlieren. Er klammert sich an sein Pferd, rings um sich einen entsetzten Blick werfend, um zu sehen, ob alle diese Phantome, welche wie Blitze an ihm vorüberschossen, nicht gänzlich verschwunden sind; aber da sind sie alle drei auf ihren Pferden, welche in die Höhe steigen, Sprünge machen, einander schlagen, rings um Lionel herum, das eine einen Leichnam, das andere ein sterbendes und mit Blut besudeltes Weib, das dritte wieder ein Weib schüttelnd, welches ein Wuthgeschrei ausstößt und sich windet, während Stimmen, welche Lionel nur zu gut erkennt, rufen:“

„„Lionel, Lionel, ich bin es ..... es ist Deine Mutter, es ist Deine Schwester!““

„Schreckliche Namen für den Unglücklichen, welche fortwährend in seinem Geiste die entsetzlichen Worte: „Mörder, Ehebrecher, Blutschänder“ wiedertönen lassen.“

„Entsetzt, sinnlos, drückt er die Flanken der feurigen Stute, die mit erstaunender Schnelligkeit mit ihm durchgeht; ihre schlanken und leichten Füße streifen den Boden, während sie mit dem Gebisse des Zügels spielt, welchen die kraftlose Hand Lionel's losgelassen hat; augenblicklich beginnen die starken und schweren Hengste ihren wüthenden Lauf auf's Neue. Man hört das Getöse ihrer breiten Hufen, welche die Straße wie die Hämmer von hundert Schmieden hämmern. Die Stute scheint sie wiehern zu hören, flieht und erwartet sie wechselsweise; dann wiehert sie ihrerseits, hemmt ihren Flug und läßt einen davon näher herankommen. Lionel wendet sich um und sieht Alix, keuchend und sinnlos, welche ihre Arme ausbreitet und, von ihrem Renner fortgetragen, wieder verschwindet. Ein neuer Renner braust, sie streifend, vorüber. Lionel wendet sich ab, um nicht zu sehen; aber er fühlt sich durch den Leichnam seines Bruders gestoßen, der hin und her fliegt, an die Weichen des Pferdes schlagend, welches ihn trägt. Lionel will wieder fliehen, er schreit, er bewegt sich hin und her; aber er fühlt sich an der Kehle von zwei Händen, warm von Blut, ergriffen; es ist seine Mutter, welche seufzt:“

„„Rette mich, Lionel, rette mich!““

„Er stößt sie zurück und schlägt wüthend auf die behende Stute los; sie setzt sich rasend und mit dampfenden Nüstern in Lauf; aber der noch wüthendere Hengst, der Ermessinde trägt, läuft, indem er sie in die Nüstern beißt und seitwärts drängt, eben so schnell als sie, und die blutenden Hände der ehebrecherischen Mutter lassen den Hals des blutschänderischen Sohnes nicht los. Nun treibt Lionel mit der Kraft der fürchterlichsten Wuth sein Roß noch mehr an, er zerreißt

es mit den Sporen, treibt es durch sein Geschrei an, er läßt alle Renner, welche ihn verfolgen, zurück, und entreißt sich endlich dem convulsivischen Drucke des Phantoms; aber er vernimmt die Stimme Ermessiade's, welche ruft:"

„„Ach, Fluch über Dich!""

„Der Unglückliche, dessen Verstand schwindet, hält bei diesem Rufe an, um gegen das Phantom umzukehren, welches die Stimme seiner Mutter hat und ihm flucht; aber nun ist es Gérard und Alix, welche ihn auf Pferden umkreisen, die in die Höhe steigen und sich mit ihren Hufen bedrohen. Er wendet um, er legt sich auf den Hals seines Renners; er schließt die Augen; Alix holt ihn wiederum ein, und sich auf ihn neigend, sich an ihn klammernd, schreit sie mit athemloser, mit schwacher und gebrochener Stimme, welche etwas zu sagen scheint, das er allein hören soll:"

„„Lionel, ich bin es, ... Lionel, ich bin es; es ist Deine Alix, welche Du liebst!""

„Und wie er sich abmüht, um sich dieser fürchterlichen Umarmung zu entreißen, fügt sie in Verzweiflung und wie um ihn zu rühren, bei:"

„„Lionel, ich bin es, . . . Deine Schwester!""

„Es ist für Lionel die Blutschande, der Mord, der Ehebruch, durch die Hölle an seine Seite geheftet."

„Sinnlos jetzt, von Schrecken verblendet, flieht er, er flieht, er flieht; aber die schnaubenden Hengste verfolgen ihn, verfolgen ihn fortwährend; die erschreckte Stute weiß nicht mehr, welchen Weg sie einschlagen soll, umkreist fortwährend den Hügel, auf dem das brennende Schloß steht, und Lionel sieht auf dem Gipfel seines Hauptthurmes die hohe Gestalt des alten Hugues, der sich langsam, sie mit den Augen verfolgend, herumdreht, wie eine Marmorstatue auf einem Zapfen sich dreht."

„So verfloß eine Stunde, während diese schreckliche Cavalcade die Brandstätte umkreiste, mitten im Geheul

des Windes, mitten unter den Blitzen, welche mit weißlichem Feuer die vom Brande gerötheten Wolken durchzuckten, mitten unter den Donnerschlägen, welche sich in das ungeheure Krachen des einstürzenden Gebäudes und das wilde Gewieher der Pferde mischten. Der Kampf war fortwährend gleich heftig, wüthend und entsetzlich, bis Lionel, schreckliche Verwünschungen ausstoßend, alle Mächte dieser Welt zu Hülfe rief; und als ihm nichts zu Hülfe kam, rief er die Mächte der Hölle an, und sie antworteten."

„Nun gab er im Wahnsinn des Schreckens sich dem Satan hin, sich und seine Nachkommenschaft, bis sich ein Wesen fände, tugendhaft genug, um diesen höllischen Pakt zu zerbrechen."

„Man sagt, daß ein übermenschliches Wesen, auf einem feurigen Pferde reitend, und die Stute in seinem wüthenden Laufe mit sich fortreißend, ganz leise zu dem Unglücklichen redete und ihn mitten durch die Felder wegführte; dann, als der Pakt geschlossen war, und Lionel, indem er seine Sporen in den Koth warf, ein Kreuz, dem sie begegneten, anspuckte, und seinen Degen mit dem Blute seiner Mutter befleckte, ihn gültig gemacht hatte, hielt die Stute, von Anstrengung erschöpft, an, und die Renner, welche sie unaufhörlich verfolgt hatten, stürzten neben ihr zusammen."

„Als Lionel sich erhob, war seine Mutter todt, aber Alix lebte noch."

Uebersicht

der

Abtheilungen des V. Bandes.

Kap.		Seite.
I.	Der Starrkrampf	5
II.	Begegnungen	14
III.	Ein Abbé	34
IV.	Geschichte der Frau von Cerny	44
V.	Die Frau	52
VI.	Der Gemahl	63
VII.	Der Roman einer Stunde	76
VIII.	Roman = Kapitel	88
IX.	Commentar des vorhergehenden Kapitels	97
X.	Fortsetzung	102
XI.	Contrast	110
XII.	Ein Traum	118
XIII.	Liebe	134
XIV.	Wiedererkennung	141
XV.	Erste Station	146
XVI.	Zweite Station	151
XVI.	Dritte Station	162
XVIII.	Der letzte Murrkopf	168
XIX.	Glücklicher Entschluß	175
XX.	Der Sklave	180
XXI.	Fortsetzung des vorhergehenden Kapitels	184
XXII.	Ein artistischer, malerischer und moderner Dichter	197
XXIII.	Erster Akt	210
XXIV.	Zweiter Akt	224
XXV.	Dritter Akt	246

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Soulié, Frédéric,

Die Memoiren des Teufels Vorläufer der 'Pariser Mysterien'

Bd.: 13/15

Stuttgart (1845)

L.eleg.g. 16 t-28,3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10573163-5